Ludwig Salvator

des Mittelmeeres.

Erzherzog

als Forscher

4° Biogr. Woerl
1444 xc (Ludwig)
Salvat

<36606663400016

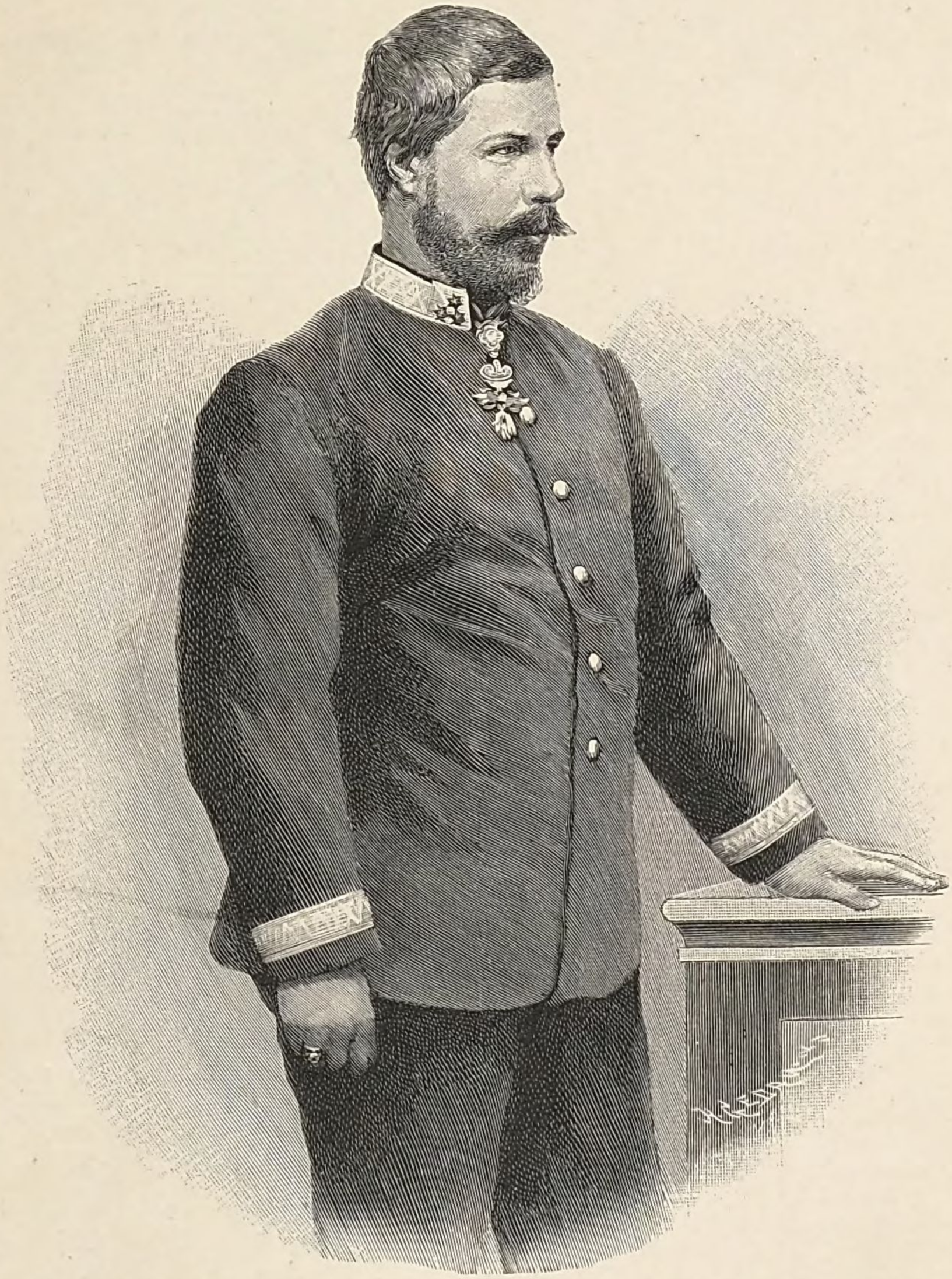
<36606663400016

Bayer. Staatsbibliothek

Erzherzog Ludwig Salvator.

Druck vom Graphischen Institut Julius Klinkhardt;
Holzschnitte von H. Gedan, Xylographisches Institut; Papier von Fr. A. Seidel; Einband von der Universitäts-Buchbinderei Herm. Crusius; sämtlich in Leipzig.

[illegible]



Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ludwig Salvator.

Erzherzog

LUDWIG SALVATOR

aus dem

Österreichischen Kaiserhause

als Forscher des Mittelmeeres.

Geschildert von

LEO WOERL

Herausgeber der Woerlschen Reisebücher.

Mit 3 Illustrationen und einer Übersichtskarte.

LEIPZIG

Woerls Reisebücher-Verlag

Kaiserl. und kgl. öst.-ung. und Kgl. bayr. Hof-Verlagshandlung.

BIBLIOTHEQUE
REGIE
MONACENSIS

MONACENSIS

Einleitende Worte.

Von den Angehörigen der Fürstengeschlechter unseres Jahrhunderts haben sich eine grosse Anzahl auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kunst selbstschöpferisch in hervorragender Weise bethätigt. Namentlich die Litteratur, Dichtkunst und Prosa, ist es, die unter ihren Vertretern viele Fürsten und Fürstinnen zählt.

Da ist zunächst König Johann von Sachsen, berühmt durch seine Übersetzung von „Dantes göttlicher Komödie“ und durch litterarische Forschungen, die er unter dem Namen „Philaletes“ veröffentlichte. Seine Schwester, Prinzessin Amalie, ist die Verfasserin zahlreicher Lustspiele voll Geist und liebenswürdigem Humor. Graf Alexander von Württemberg hinterliess zahlreiche lyrische und patriotische Gedichte, von denen das Lied „Noch ist Deutschland nicht verloren“ seinerzeit auf aller Lippen war. Herzog Ernst von Koburg hat in einem Prachtwerk seine Reise nach Ägypten beschrieben und in seinen Denkwürdigkeiten, „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“, wertvolle Beiträge zur Zeitgeschichte niedergelegt. Zar Alexander III. schrieb „Erinnerungen aus der Belagerung von Sebastopol.“

Königin Elisabeth von Rumänien geb. Prinzessin von Wied hat unter dem Dichternamen „Carmen Sylva“ der deutschen Litteratur eine grosse Menge von Gedichten, Epen, Novellen, Romanen und Dramen geschenkt. Prinz Georg von Preussen, unter dem Pseudonym „Georg Conrad“, ist ein bekannter Dramatiker und Dichter, Prinzessin Reuss eine beliebte Romanschriftstellerin. Der Name des gelehrten Königs Oskar von Schweden hat in der Schriftstellerei einen guten Klang und von hervorragender Bedeutung ist das Werk „Orientreise“ des Grossfürsten Thronfolger von Russland.

Auch das alte Geschlecht der Wittelsbacher, das einst nur trefflich die Klinge schwang, führte in unserer Zeit nicht weniger gewandt die Feder; dafür zeugen die Namen Ludwig I., Max II., Herzog Maximilian, die Dichterin Prinzessin Alexander und Prinzessin Therese, die unter dem Namen „Therese Bayer“ bekannte Reiseschriftstellerin. Als Gelehrter und Augenarzt ist Karl Theodor Herzog in Bayern in seinem Vaterlande und weit über die Grenzen desselben hochgeachtet und berühmt.

Aus österreichischem Hause nennen wir den Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, den Kaiser Maximilian von Mexiko, welche Hervorragendes geleistet. Das Werk vom verstorbenen Kronprinzen Rudolf, das von ihm angeregt und bereichert wurde, „Die österreichische Monarchie in Wort und Bild“, in welchem umfassende Kenntnisse mit staunenswertem Fleisse niedergelegt sind, hat seinerzeit allgemeine Bewunderung erregt, sowie nicht minder die hochinteressante Weltreise vom Erzherzog Franz Ferdinand. Es dürfte indessen wohl keine andere fürstliche Persönlichkeit auch nur im Entferntesten so umfängliche litterarische und künstlerische Thätigkeit entfaltet haben, wie der bewährte Reiseschriftsteller Erzherzog Ludwig Salvator von Österreich aus dem Hause Toscana.

Erzherzog Ludwig Salvator, der nach allen Weltgegenden hin zahlreiche Reisen, bald zu Wasser, bald zu Lande, unternommen hat und welcher, man darf es wohl sagen, unsern Erdball vielleicht besser kennt, als irgend einer seiner Zeitgenossen, hat die Ergebnisse seiner Reisen in einer grossen Anzahl gediegener, gründlicher und zumeist künstlerisch ausgestatteter Werke niedergelegt.

Um den erstaunlichen Fleiss, die umfassenden Kenntnisse und die ausserordentliche Thatkraft des fürstlichen Autors aber im vollen Umfang ermessen und würdigen zu können, muss man wissen, dass der Erzherzog bei seinen litterarischen Arbeiten ebensowenig wie bei seiner ausgebreiteten Korrespondenz eines Sekretärs oder auch nur eines Hilfsarbeiters sich bedient, ja, dass er auch alle Zeichnungen zu den Illustrationen seiner Werke selbst ausführt.

Es war im April 1878, als ich eine kleine Schrift herausgab, betitelt „Weltrundschau über die Presse“, und Veranlassung nahm, dieses Büchlein Sr. k. und k. Hoh. dem Erzherzog Ludwig Salvator zuzusenden. Wenige Tage nach Absendung meines Briefes — am 16. April 1878 —

erhielt ich aus Zindis bei Triest von der Hand des Erzherzogs folgende Zeilen:

„Von einem Ausflug in die phönicisch-syrische Wüste zurückgekommen, finde ich Ihre freundliche Zuschrift vom 16. April samt der von Ihnen veröffentlichten Weltrundschau, welche ich mit lebhaftem Interesse gelesen habe. Mit der Bitte, einige meiner Schriften, die ich unter Einem Ihnen sende, gütigst annehmen zu wollen, habe ich die Ehre zu zeichnen

Erzh. Ludwig Salvator.“

Seit dem Jahre 1878 bis zum heutigen Tage stehe ich mit Sr. k. und k. Hoheit in ununterbrochenem Verkehr auf litterarischem Gebiete und in regsamer Korrespondenz.

Der hohe Herr hat im Laufe der Jahre meine Thätigkeit verschiedentlich gewürdigt und mich beauftragt, Werke seiner Feder neu herauszugeben und solche auf mein Ansuchen auch im buchhändlerischen Verkehr zum Bezug gestellt. Es sind daher einzelne seiner Werke, im Speziellen das hervorragendste „Die Balearen“, von welchem 1897 eine gekürzte Auflage in 2 Bänden hergestellt wurde, mehr und mehr bekannt geworden und daher auch in weiteren Kreisen ihr Autor, Erzherzog Ludwig Salvator, als Forscher und Schriftsteller.

Aber nur der geringste Teil seiner Werke und Reise-Ergebnisse sind dem grossen Publikum bekannt, indem nur ein kleiner Teil derselben im Buchhandel erschienen ist, während die meisten seiner Schriften als Privat-Ausgaben in beschränkter Anzahl hergestellt wurden, welche der Erzherzog mit fürstlicher Munificenz Freunden darbietet.

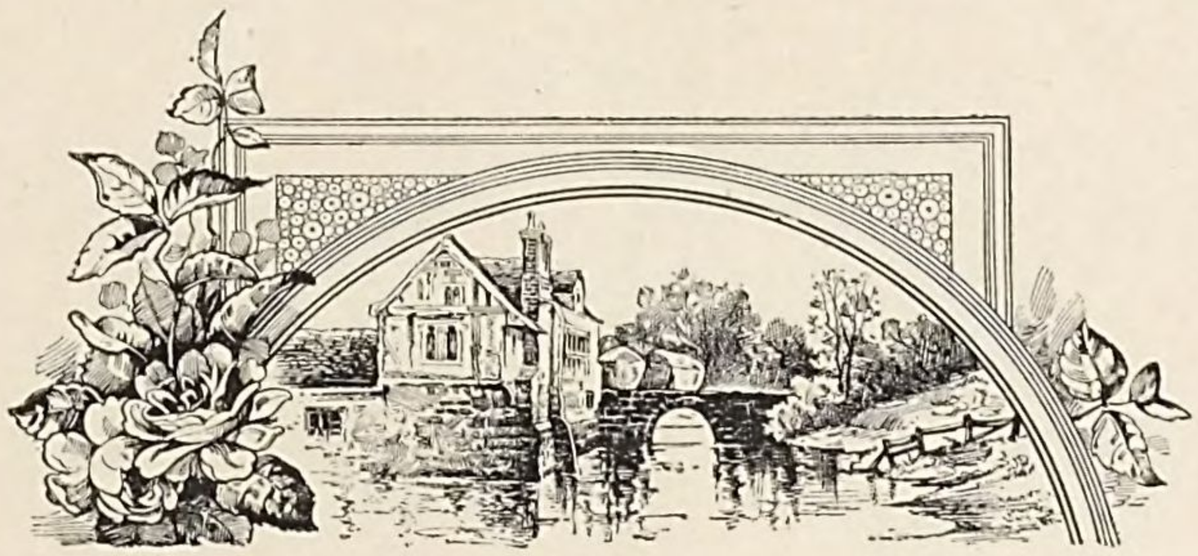
Hauptsächlich ist es das Mittelmeer, dessen Inseln und Gestade, welchem der hohe Forscher seine Aufmerksamkeit zuwendet, und man darf ihn wohl als den gründlichsten Kenner jenes Gebietes bezeichnen.

Von verschiedenen Seiten angeregt, will ich versuchen, auf nachstehenden Blättern Erzherzog Ludwig Salvator zu schildern nach seinen Forschungen und seinen Werken; und daraus wird sich indirekt die Lebensauffassung des hohen Autors und eine Charakteristik seiner Persönlichkeit von selbst ergeben.

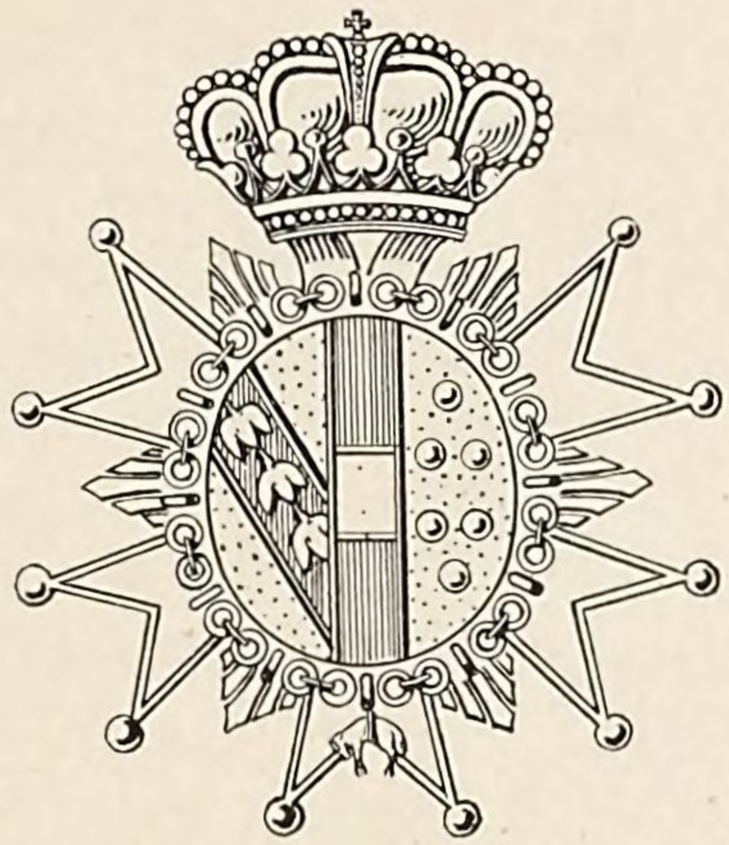
Ich zweifle nicht, dass dieses streng objektiv gehaltene Lebensbild in der litterarischen Welt gerne Aufnahme finden und dazu beitragen wird, die Verehrung und Popularität des Autors in immer weiteren Kreisen zu verbreiten.

Leipzig, im Juni 1899.

Ludwig Ubert.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



Biographisches.

Erzherzog Ludwig Salvator, ein Mitglied des österreichischen Herrscherhauses, welches durch nimmermüde ernste wissenschaftliche Thätigkeit und durch das glänzende Beispiel eines nur den hohen Zielen der Kultur, Wissenschaft und Kunst geweihten Lebens unter den Forschern sowie den naturhistorischen und ethnographischen Schriftstellern einen hervorragenden Rang einnimmt, wurde als dritter Sohn des Grossherzogs Leopold II. von Toscana am 4. August 1847 in Florenz geboren. Seine jüngst verstorbene Mutter war Erzherzogin Maria Antonia, Tochter Franz I., Königs beider Sicilien. Sie vermählte sich zu Neapel am 7. Juni 1833 mit Leopold II., Grossherzog von Toscana, der ihr am 29. Januar 1870 im Tode vorausging.

Die Häuser Lothringen und Toscana sind seit den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia durch innige Beziehungen verknüpft. Hat doch Maria Theresia ihr Regierungswerk mit der Herrschaft über Toscana begonnen, indem ihr Gemahl Grossherzog Franz II. war. Nach Ferdinand III. am 18. Juni 1824 eingetretenem Tode folgte ihm sein Sohn Leopold II., der Vater unseres Erzherzogs Ludwig Salvator, auf dem Throne. Schon in seiner Jugend legte jener Fürst ein lebhaftes Interesse für die physikalischen Wissenschaften sowie für die italienische Litteratur an den Tag und förderte dieselben in hervorragender Weise. In wirtschaftlicher Richtung dankte ihm Toscana die Einführung der Gewerbefreiheit und freien Konkurrenz, die Herabsetzung der Grundsteuern und vor allem aber eine ganze Reihe von grossen öffentlichen Arbeiten und Bauten, welche dadurch, dass sie ausgedehnte Landstrecken ungesunden Sumpfbodens

der Kultur zuführten und bewohnbar machten, gleichwie die Erschliessung von Bergwerken, dem Lande für alle Zeiten neue und reiche Ertragsquellen sicherten.

Das toscanische Staatswesen war eines der vorzüglichsten, die es damals gab, trotzdem zog die Revolution 1848 und 49 auch über Toscana wie ein böser Traum, aus dem jedoch das Volk wieder zur Liebe seines mit väterlicher Fürsorge regierenden Herrschers erwachte. Noch durch ein Decennium regierte dann Leopold II., unablässig für das Wohl seines Landes wirkend, als die Ereignisse vom Jahre 1859 den für ihn verhängnisvollen Umsturz der bestehenden Verhältnisse in Italien herbeiführten. Und der nämliche Regent, dem Grossherzog Leopold das Leben gerettet, als die Flammen das Bettchen des zweijährigen Prinzen ergriffen hatten, zog nun in Toscana ein.

Am 21. Juli 1859 dankte Grossherzog Leopold, auf die Souveränitätsrechte verzichtend, zu Gunsten seines Sohnes, des Erbprinzen, ab, welcher als Grossherzog den Namen Ferdinand IV. annahm, und zog sich ins Privatleben auf sein Schloss Schlackenwerth in Böhmen zurück. Auf einer Reise erkrankte er 1869—70 in Rom, woselbst er starb und auch beigesetzt wurde.

Grossherzogin Maria Antonia, die ihrem erlauchten Gemahl stets eine treue und an seiner wechselvollen Geschichte innig teilnehmende Gefährtin gewesen war, nahm ihren Witwensitz in Orth bei Gmunden, wo sie in stiller Zurückgezogenheit lebte und daselbst, 84 Jahre alt, am 8. November 1898 verschied. Ihre Leiche wurde in Wien in der Kapuzinergruft beigesetzt.

Die Grossherzogin hinterliess bei ihrem Tode von zehn der Ehe entsprossenen Kindern noch vier, nämlich nebst dem Grossherzog Ferdinand IV., dem Chef des Hauses, unseren Erzherzog Ludwig Salvator, und zwei Töchter, Erzherzogin Maria Isabella, Gräfin Trapani, seit September 1892 Witwe, und Erzherzogin Maria Louise, welche die Witwe des im April 1899 verstorbenen Fürsten zu Isenburg-Birstein ist. Der jüngste Sohn, Erzherzog Johann (Johann Orth), ist seit 1890 als Seemann anlässlich einer Ozeanfahrt verschollen.

Mit grosser Zuneigung hing die verstorbene Grossherzogin an Erzherzog Ludwig Salvator, dessen schriftstellerische Thätigkeit die hohe Frau mit grossem Interesse bis an ihr Lebensende verfolgte.

Im Jahre 1870 war es, dass sich die Aufmerksamkeit der Bevölkerung von Prag dem damals kaum 23jährigen Prinzen Ludwig Salvator

in ungewöhnlichem Masse zuwandte. Ohne besondere Neigung für den militärischen Beruf, hatte derselbe bis dahin ausschliesslich seinen Studien gelebt und war eben der böhmischen Statthalterei zugeteilt worden, um den Geist und die Formen der politischen Administration eines grossen Kronlandes kennen zu lernen. Mit grossem Eifer fügte sich der lernbegierige Erzherzog der ihm gewordenen Aufgabe, und mögen ihn auch die krausen Pfade bureaukratischer Geschäftsordnungen hie und da befremdet haben, so rühmten doch selbst die gewiegtesten Räte der Statthalterei die Schärfe, mit welcher der Prinz jedwede Angelegenheit zu prüfen, in ihre Elemente zu zerlegen und aus den Details und dem Nebensächlichen die eigentliche Hauptfrage loszulösen wusste. Das war wohl das erfreuliche Ergebnis einer glücklich geleiteten, sehr gründlichen Erziehung und einer strengen Disziplinierung bedeutender natürlicher Anlagen.

Ludwig Salvator überraschte alle, die ihm nahezutreten die Ehre hatten, durch das hohe Mass solcher Disziplinierung; dieser ist es hauptsächlich zu danken, dass der Prinz schon in frühen Jahren mit männlichem Ernste eigene, selbstgewählte Bahnen erfolgreich beschritt.

Das Gesamtgebiet der Naturwissenschaften war die Domäne seiner Studien geworden und wenn auch der Prinz bald die eine, bald die andere jener Disziplinen zu bevorzugen schien, so war es doch immer ein gewaltiger Zug nach Erkenntnis der Natur und der Gesamtheit ihrer Erscheinungen, welcher dessen vielseitige Studien beherrschte.

Eifrig suchte der Erzherzog allenthalben systematische Belehrung und in einem Alter, in dem der Unterricht durch Lehrer — namentlich bei Prinzen — gewöhnlich schon abgeschlossen zu sein pflegt, empfing derselbe die bedeutendsten Fachgelehrten Prags zu regelmässigen Vorträgen.

Ausser den Hauptdisziplinen gelangten allmählich auch jene Hilfswissenschaften, welche die Naturerkenntnis zu fördern vermögen, in den Studienkreis; auch ist bekannt, dass der Erzherzog ausser den klassischen noch die bedeutendsten modernen Sprachen ebenso wie das arabische Idiom vollständig beherrscht, dass er ein äusserst geschickter Zeichner und Maler ist und dass er sich auch als tüchtiger Seemann erwiesen hat. So war der Prinz ganz besonders zum Forschungsreisenden prädestiniert.

Es ist begreiflich, dass eine solche Lebensrichtung den erlauchten Fürsten zu einer Lebensführung drängte, die eben keine gewöhnliche erscheint. Auch zu Prag begegnete man bei demselben zahlreichen

Repräsentanten der Geistes- und Geburts-Aristokratie Böhmens. Als später die politischen Verhältnisse die Verwendung von Erzherzögen im zivilen Staatsdienste kaum gewärtigen liessen, zog Ludwig Salvator nach der stillen Bucht von Muggia, wo er sich in seiner sehr einsamen, anspruchslosen Villa niederliess, welche aber gewissermassen nur als dessen Absteigequartier gelten mochte, indem das eigentliche Heim dieses Seemanns die schöne „Nixe“ war, eine vortreffliche Dampfyacht, auf welcher der Erzherzog bis zu ihrem Versinken unweit Algier den grössten Teil seiner Tage verbrachte. Alljährlich besuchte der Prinz Ihre Majestäten den Kaiser und die Kaiserin, seine edle Mutter, sowie seine erlauchten Geschwister; sonst beschränkte wohl der Beruf des Forschers und Gelehrten den persönlichen Verkehr mit heimatlichen Kreisen auf nur flüchtige Begegnungen. Bedeutende staatliche oder Familienfeste lassen jedoch den Erzherzog von was immer für einer Entfernung nach der Heimat eilen, und so hatte auch Ungarn Gelegenheit, denselben während der Millenniums-Feierlichkeiten in der Hauptstadt ehrfurchtsvoll zu begrüssen.

Mit Vorliebe weilt der im sonnigen Florenz geborene Prinz im warmen, goldigen Süden, und so kam es, dass derselbe in den letzten dreissig Jahren häufig auf den Balearen lebte, woselbst er gleichfalls begütert ist.

Ein sehr zurückgezogenes, streng geregeltes Leben schafft die Zeit für umfassende Studien und grossangelegte Arbeiten, wie für die Korrespondenz des Erzherzogs, welcher mit den bedeutendsten Gelehrten aller Völker in mitunter sehr regem Verkehr steht.

Lärmenden Vergnügungen ist der Prinz wenig geneigt; auch in den reisefreien Monaten genügt der Erholung eine kurze Seefahrt, ein Ritt oder eine längere Promenade in selbstgepflegten Gärten oder in wenig besuchten Landschaften; nach Sonnenuntergang verlässt derselbe nur selten sein Haus oder Schiff.

Seine religiöse Anlage und die Anhänglichkeit an seinen Glauben bethätigt der Erzherzog durch häufigen Besuch des Gottesdienstes und durch die wohlbekannte Thatsache, dass der Prinz, wo immer er auf seinen Reisen das Land betritt, seine Schritte dem nächsten Gotteshause zulenkt. Mehr als diese äusseren Momente beweisen aber die ausserordentliche Güte und Milde des Erzherzogs, seine ungewöhnliche Wohlthätigkeit und das warme werkthätige Interesse für die Leiden und Sorgen der Menschheit wie der einzelnen Individuen, den veredelnden

Einfluss echter Religiosität auf eine Lebensrichtung, die so manche Gelehrte der Einseitigkeit und einer Isolierung entgegenführt, in welcher allmählich jedes Mitgefühl für andere verwelkt.

Der hohe Herr ist ungemein leutselig und liebenswürdig in seinem Umgang und steht in grosser Verehrung bei allen denen, welche das Glück geniessen, ihn zu kennen. Denn wer ihm jemals in freundschaftlicher Weise näher treten durfte, dem bleibt er ein edler Gönner und bewahrt demselben ein wohlwollendes Erinnern. Ganz besonders ist es aber das Inselvolk der Balearen, wo er auf seiner Besitzung so oft und gerne weilt, welches die höchste Liebe und Zuneigung ihm entgegenbringt. Dafür thut er auch alles für das Ländchen, was nur in seiner Macht steht, und kein Reisender geht vorüber, ohne ihn als geistreichen, menschenfreundlichen und liebenswürdigen Wirt kennen zu lernen. Für seine Untergebenen sorgt er in väterlicher Weise, seine Schiffsmannschaft, die ihn überallhin begleitet und von denen die meisten schon viele Jahre in seinen Diensten stehen, bildet gleichsam seine Familie, und alle bezeigen ihm eine ausserordentliche Anhänglichkeit und Treue.

Charakteristisch für den Erzherzog ist folgender kleiner Vorgang vom 12. Oktober 1896, der auch den Weg in die Tagesblätter fand.

In Ragusa sah man während einer Woche täglich zwei Schiffsleute mit Körben, in denen sich Viktualien befanden, den Weg nach Gravosa wandern. Mit ihnen ging ein etwa fünfzigjähriger Herr. In der Vorstadt Pile nahmen sie einen Wagen. Die Schiffsleute setzten sich in den Wagen, der Herr nahm neben dem Kutscher Platz, und so ging es nach Gravosa. Dieser Herr, welcher täglich in der Stadt Einkäufe machte, war Erzherzog Ludwig Salvator. Derselbe kam nach Gravosa mit seiner Yacht „Nixe“ und hielt sich dort im strengsten Inkognito auf. Der Prinz liebt solche Ausflüge, bei denen er, aller konventionellen Rücksichten seiner hohen Stellung ledig, sich frei bewegen kann. Der Hafenkapitän von Gravosa hörte, wie man sich in Ragusa von der Anwesenheit eines Mitgliedes des Kaiserhauses erzählte und er kam auf die Yacht, um sich dem Erzherzog zur Verfügung zu stellen. Auf dem Schiffe traf er denselben Herrn, der immer mit den Schiffsleuten einkaufen ging, aber so gekleidet war wie alle Übrigen. „Wo finde ich den Kapitän?“ fragte ihn der Hafenkapitän. „Der bin ich selber.“ — „Ich höre, dass sich auf dem Schiffe eine hohe Persönlichkeit befinde?“ — „Das ist nicht richtig, denn wir sind hier alle gleich“, war die lakonische Antwort, durch welche der Kapitän-Erzherzog, jede weitere

Konversation abschneidend, deutlich zu erkennen gab, dass er sein Inkognito gewahrt wissen wolle.

Schon die Thatsache, dass ein Prinz (Erzherzog Ludwig Salvator ist k. k. Oberst und Inhaber des Regiments No. 58, Ritter des österreichischen Ordens vom Goldenen Vliess u. s. w.), den Glanz, Ehren und Reichtum zu heiterem Lebensgenuss verlocken, die schwierigen Pfade der Wissenschaft wählt und sich selbstlos in den Dienst der Menschheit stellt, giebt den weitesten Kreisen ein erhebendes, veredelndes Beispiel.

Ein wesentliches Kriterium des wirklichen Gelehrtenberufes ist die Bescheidenheit und die Nüchternheit, welche äussere Erfolge nicht überschätzt und die Ausfüllung auch kleinerer Lücken unserer Weltkenntnis nicht unterschätzt.

Wir leben inmitten einer Kulturepoche, die — wie keine je zuvor — zahllose Veränderungen in eilender Folge hervorruft. Neue Ideen begeistern und erregen die Menschheit; neue See- und Landwege, wunderbare Verkehrsmittel schaffen den Fluktuationen des Völkerlebens neue Bahnen, und epochemachende Erfindungen befruchten alle menschliche Thätigkeit; ganze Erdteile erblühen und die Wüsteneien der alten und neuen Welt weckt der gellende Pfiff der Lokomotive aus vieltausendjährigem Schlafe. Kein Klima und keine Gefahren schrecken den Trieb der Kulturvölker nach der Heimat minder thätiger Menschen; überallhin eilen Gelehrte, um noch nicht oder nur wenig gekannte Teile der Erde zu erforschen und dem Triumphzuge unserer Kultur und Gesittung die Pfade zu ebnen, während bisher minder beachtete, unterschätzte Völker zu gewaltigen Eingriffen in die Weltgeschichte erstarken. Kein Tag versinkt im Strome der Zeiten, der das Antlitz der Erde nicht verändert und dem Bilde der Menschheit nicht neue Züge einprägt!

In dieser merkwürdigen Zeit bemerken wir aber auch das Hinsterben ganzer Rassen, sehen, wie sich tiefgehende Veränderungen im politischen und sozialen Gefüge der Menschheit vorbereiten, wie historische Staatengebilde wanken, wie altererbte Anschauungen, Sitten und Gebräuche dahinschwinden, wie die Lebensführung der Menschen allmählich eine andre wird und wie neue Bedürfnisse das geistige Leben und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Völker gleichwie der Einzelnen allenthalben beeinflussen. Selbst auf den einsamen, dem Weltverkehr entrückten Eilanden, welche der Erzherzog mit Vorliebe aufsuchte, beginnt die neue Zeit mächtig ihre Einwirkungen auf die Bevölkerung zu äussern.

Ein überaus verdienstliches Streben ist es daher, durch erschöpfende Monographien die gesamten Verhältnisse einzelner Land- und Völkereinheiten in anschaulicher Weise festzuhalten, zu buchen und damit zu retten, was an altererbtem Besitze noch vorhanden ist.

Die Ahnung einer neuen Zeit weckt und unterstützt allenthalben das Bedürfnis und den Trieb, derlei monumentale Werke zu schaffen. Wohl einer der vornehmsten Repräsentanten dieser Richtung ist Erzherzog Ludwig Salvator, welcher diese edle Aufgabe nicht nur in vorzüglicher Art, sondern auch mit grosser Wärme und Liebe, wohl auch mit grossem Aufwand gelöst hat.

Er ist gewissermassen der Erforscher und Beschreiber von vielen hervorragenden Punkten des Adriatischen und Mittelländischen Meeres. Eine stattliche Reihe von hochinteressanten Werken hat der illustre Autor verfasst und eine so reiche, erschöpfende Schilderung geliefert, zu der man vergeblich ein so farbenreiches Gegenstück in der Länder- und Völkerkunde suchen dürfte. Mit einer grossen Neigung zur Natur und mit einem Verständnis ihrer Schönheiten verbindet der Erzherzog eine beinahe ängstlich behütete Objektivität, eine peinliche, das Einzelne und Kleinste nicht verschmähende Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Um keine Quelle der Belehrung zu vernachlässigen, sucht der hohe Reisende das gemeine Volk in der Landestracht auf, damit er unbefangen als einer der Ihrigen betrachtet werde, aus eignem Augenschein seine Beobachtungen über Charakter und Volkstypen zu machen vermag, überall mit sympathischem Einblick urteilend. Stets begleiten ihn auf seinen grösseren und kleineren Ausflügen und Spaziergängen Mappe und Bleistift, um als gewandter und scharf auffassender Zeichner das Wahrgenommene auch artistisch sofort auf dem Papiere festzuhalten.

So entstanden seine Werke in engster Verbindung zwischen Wort und Bild, wie sie eben nur langer Aufenthalt an Ort und Stelle und Begeisterung für eine Sache, die man sich als ernste Lebensaufgabe gestellt hat, schaffen kann.

Bewundernswert ist das Verständnis und das künstlerische Feingefühl, womit der Verfasser seine Typen zu wählen weiss, nicht minder aber die Liebe und Gewissenhaftigkeit, mit welcher das Geschaute und Empfundene wiedergegeben wird. Es liegt eine Beredsamkeit in diesen klaren plastischen Bildern, die fast mehr wirkt, als das geschriebene Wort, gleichviel ob es sich um Menschen, Tiere, Landschaften oder um Architektur handelt; alles ist meisterhaft aufgefasst und ebenso wiedergegeben.

Sämtliche Werke enthalten Abbildungen von überraschender Fülle und tadellose, zum Teil künstlerisch fein ausgeführte Holzschnitte. Die beigegebenen Pläne und Karten wurden ebenfalls vom Verfasser selbst nach eignen Aufnahmen und Sondierungen verfertigt.

Als junger vierundzwanzigjähriger Prinz machte der Erzherzog bereits seinen ersten litterarischen Versuch mit der Arbeit „Zur Heimatkunde“, herausgegeben im Jahre 1870, in der er, wie er selbst betont, einen kleinen Beitrag zur besseren Kenntnis eines der kleinsten, aber nicht unbedeutendsten Winkel der Monarchie bot, nämlich zur Kenntnis des Golfes von Buccari und Porto Rè, nicht weit von Fiume am Adriatischen Meere.

Nachdem der erste Flug gelungen, streckte Ludwig Salvator die Fühler weiter aus. Von Alexandrien unternahm er 1874 eine Fahrt bis Kap Bon an der afrikanischen Küste und schilderte dann einfach und schlicht, aber in anziehender Weise Gesehenes und Erlebtes in der Schrift: „Eine Yachtreise an den Küsten von Tripolitanien und Tunesien.“ Im Jahre 1876 unternahm derselbe eine Reise nach Kalifornien, um Land und Leute kennen zu lernen, und verfolgte zugleich praktische und humanitäre Absichten: er wollte den eines milden Klimas Bedürftigen ein Land erschliessen, welches Fruchtbarkeit des Bodens und Leichtigkeit jedweder industriellen Entwicklung mit Gesundheit des Klimas verbindet; ein Land, wo die Rauhheit des Winters wie die Hitze des Sommers gleichmässig unbekannt sind. Dies fand er in einem gesegneten Winkel Kaliforniens und veröffentlichte zu Nutz und Frommen aller die Schrift: „Los Angeles in Südkalifornien. Eine Blume aus dem goldenen Lande.“ Ein weiteres Werk trägt den Titel: „Rund um die Erde, ohne zu wollen.“ Der Erzherzog hatte nämlich ursprünglich die Absicht gehabt, die Ausstellung in Melbourne zu besuchen und gleichzeitig einen Blick auf die verschiedenen Kolonien Australiens zu werfen. Hierauf dachte er direkt zurückzukehren. Aber es traten Verhältnisse ein, die ihn zwangen, den Rückweg über Amerika einzuschlagen, und so fuhr er denn, „ohne zu wollen“, um den Erdball. Im Jahre 1890 veröffentlichte der Erzherzog noch eine kleine reizende Reiseskizze über Helgoland.

Aber alle die zahlreichen Schriften, die wir hier erwähnten, waren nur Vorbereitungen für Bedeutenderes. Der Prinz wollte erst sondieren und seine Kräfte prüfen, ehe er Grösseres wagte.

In stiller Zurückgezogenheit in seiner Villa Zindis unweit San Rocco am Golf von Triest und auf seinem andren Heim, der schönen Dampfyacht „Nixe“, aber nicht in hermetischer Abgeschlossenheit, sondern immer in Berührung mit der Welt der Gelehrten, lag er unausgesetzt mit regem Eifer den Wissenschaften ob, sich immer mehr in sie vertiefend und sie beherrschend, dabei in weiser Ökonomie auf streng begrenztem Gebiete sich beschränkend und hier den Meister zeigend.

Ludwig Salvator trat nunmehr mit drei grösseren umfangreichen Werken hervor: „Eine Spazierfahrt im Golf von Korinth“, „Paxos und Antipaxos“, vor allem aber mit dem mehrere Folianten umfassenden, mit zahlreichen farbigen Illustrationen geschmückten Prachtwerke „Die Balearen“, welches allein einen Zeitaufwand von einer langen Reihe von Jahren erforderte. Einen reizenden Beitrag zu dem Studium des Volkstums auf der letztgenannten Inselgruppe giebt der fürstliche Reisende in seinen „Märchen aus Mallorca“. Während er sich mit seinen Schilderungen der Balearen beschäftigte und zu diesem Behufe ab und zu dahinfuhr, hielt er sich zu wiederholten Malen bei den Liparischen Inseln im Tyrrhenischen Meere, nördlich von Sicilien gelegen, auf. Auf diese Weise entstand 1893—94 sein neues Werk: „Die Liparischen Inseln“, welches sich würdig den Balearen anschliesst. Eine weitere kleinere, aber sehr beachtenswerte Schrift ist „Bizerta“ (Benzert), eine Hafenstadt Tunesiens, ferner eine Monographie über den anmutigsten Punkt des südlichen Dalmatiens, „Cannosa“. Auch hier wie in allen seinen Werken gesellt sich zum Gelehrten und Forscher in ebenbürtiger Weise der poetisch angelegte Schriftsteller und Künstler.

Mit Stolz und Genugthuung darf Erzherzog Ludwig Salvator auf seine mehr als fünfundzwanzigjährige schriftstellerische und wissenschaftliche Thätigkeit zurückblicken; denn seine ausserordentlich gediegenen und schönen Werke haben die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den erlauchten Autor gelenkt. Es sind nicht formelle Ehrungen, welche demselben von zahlreichen wissenschaftlichen Instituten zu teil wurden, sondern wohlverdiente Anerkennungen für ernste, gediegene Bestrebungen und Leistungen. So hat auch Wien den erhabenen Sprossen seines Herrscherhauses geehrt, indem die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften ihn im Jahre 1889 zum Ehrenmitgliede ernannte und die Geographische Gesellschaft ihm am 16. Dezember 1898 für seine hervorragenden Verdienste auf dem Gebiete der geographischen Forschung die Hauer-Medaille verlieh. Ebenso

hat die Geographische Gesellschaft in Lima (Peru) den erlauchten Autor zu ihrem Ehrenmitgliede erkoren.

Die Frage liegt hier nahe, welches denn die Resultate dieses nur Studien und Forschungen gewidmeten Lebens sind? Die Beantwortung dieser Frage liefern am besten und sichersten dessen Werke. Um die Bedeutung derselben einigermassen zu veranschaulichen, bieten wir in nachstehenden Blättern eine Übersicht über jede seiner Publikationen und wörtliche Auszüge aus denselben, denn das herrlichste Lebensbild des Autors tritt uns vor Augen, indem wir seine eignen Worte wiedergeben.

Die Werke

Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzog Ludwig Salvator

nach der Zeit ihrer Herausgabe 1870—1899 zusammengestellt.

Die **Serben** an der Adria 1870/78

Die **Balearen** in Wort und Bild, 7 Bände 1870/91
(Sr. Majestät Kaiser Franz Josef gewidmet.)

Der **Golf von Buccari-Porto Rè** 1871
(Ihrer Majestät Kaiserin Elisabeth gewidmet.)

Levkosia, Hauptstadt von Cypern 1873

Yachtreise in die Syrten 1874

Einige Worte über die **Kaymenen** 1875

Eine Spazierfahrt im **Golfe von Korinth** 1876
(Kronprinz Rudolf gewidmet.)

*__Los Angeles__ in Südkalifornien 1878

Die **Karawanenstrasse** von Ägypten nach Syrien . . . 1879

Bizerta und seine Zukunft 1881

Hobarttown, die Hauptstadt von Tasmanien 1886

Lose Blätter von **Abbazia** 1886

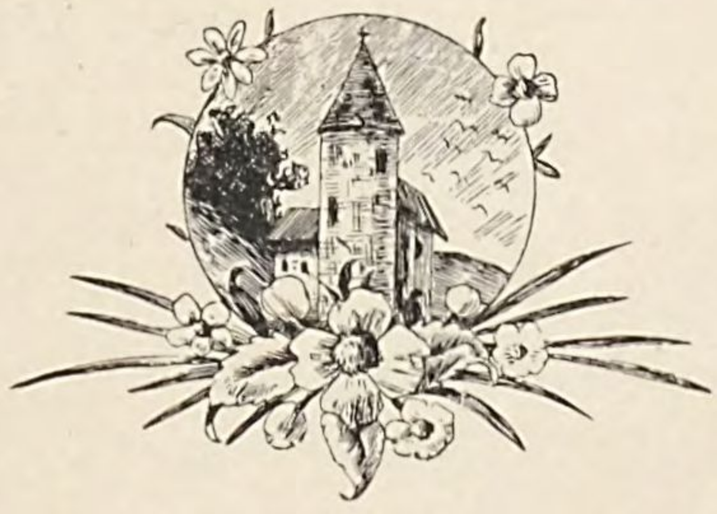
Las Baleares (Kaiser Franz Josef gewidmet) 1886

*__Paxos__ und **Antipaxos** 1889

*__Helgoland,__ eine Reiseskizze 1890

*Eine **Yachtreise** an den Küsten von Tripolitanien und Tunesien		1890
Liparische Inseln:	Vulcano	1893
„ „	Salina	1894
„ „	Allgemeiner Teil	1894
„ „	Lipari	1894
„ „	Panaria	1895
„ „	Filiguri	1895
„ „	Aliguri	1895
„ „	Stromboli	1896
Ein **Sommernachtstraum**		1894
***Spanien** in Wort und Bild		1894
***Um die Welt, ohne zu wollen**		1894
Columbretes		1895
***Rondayes** de Mallorca		1895
***Märchen** aus Mallorca		1895
Benzert		1897
Cannosa		1897
*Die **Balearen**, geschildert in Wort und Bild. 2. Aufl. 2 Bände.		1897
Alboran		1898
Ustica		1898

* Erschienen in **Woerls Reisebücher-Verlag** in **Leipzig** und zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Die Serben an der Adria.

Ihre Typen und Trachten.

1870/78.

Für den Ethnologen und den Archäologen, sowie für den Künstler ist das Studium der verschiedenen volkstümlichen Trachten der Völker nicht bloss von grossem Interesse, sondern auch von wissenschaftlichem und künstlerischem Werte. Lassen sich doch aus den eigentümlichen Volkstrachten zugleich Schlüsse über ihre verwandte Abstammung, über den Verkehr unter einander ableiten. Dem Pinsel des Malers bieten sie Stoff zu reizvollen Bildern.

Kein Volk der Erde kann sich rühmen, so schöne, durch Formen- und Farbenzusammenstellung ausgezeichnete Trachten zu besitzen, wie die Südslawen. Sie verdanken dieselben teils ihrer unmittelbaren Berührung mit den Osmanen, teils ihrem eignen Nationalgenius, zwei Elementen, aus denen eine sehr glückliche Verbindung zwischen dem üppigen Luxus der Orientalen und dem christlichen Ernst jener rauhen slawischen Bergbewohner entstanden ist.

Unter den über weite Länderstrecken verbreiteten Stämmen der Südslawen giebt es aber keinen, der sich durch eine grössere Mannigfaltigkeit von Trachten bemerklich machte, als jenes Serbenvolk, welches den ganzen Küstenstrich des Adriatischen Meeres vom Süden Fiumes an bis zu den nördlichen Grenzen Albaniens bewohnt. Fast jedes Dorf, jedes Gebirgsthal besitzt hier eine andre Art der Bekleidung, die wieder je nach dem Stande und dem Alter der Bewohner ausserordentliche Verschiedenheit zeigt.

Während in den meisten Ländern Europas die Nationaltrachten leider mehr und mehr verschwinden und höchstens nur noch als Sonntagsschmuck oder bei besonderen Festlichkeiten, namentlich bei Brautfahrten, zur Schau getragen werden, ist die nivellierende, moderne Kultur noch nicht in die abgeschlossenen, südslawischen Gebirgsgegenden eingedrungen, sondern man hält hier noch mit wahrer Pietät und gewissenhafter Strenge an den herkömmlichen Trachten wie an einem ererbten Gute und einem köstlichen Vorzuge der Heimat fest.

Eine vollständige Sammlung dieser Trachten vorzuführen, hatte sich der Erzherzog Ludwig Salvator zur Aufgabe gemacht. Leider ist aus uns unbekannten Gründen die Aufgabe nicht völlig gelöst, und das Werk blieb unvollendet.

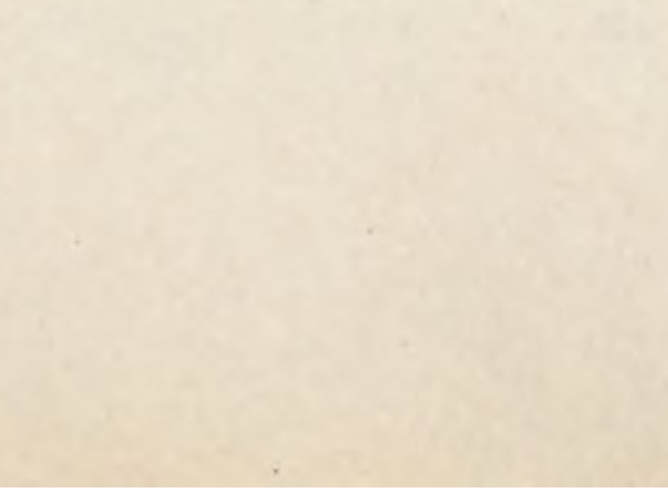
Die vorliegenden Abbildungen wurden sämtlich nach an Ort und Stelle gemachten Aquarellbildern des Verfassers und unter seiner Leitung von den Malern Emil Lauffer, Guido Manes und Peter Maixner ausgeführt. Sie stellen durchweg Porträts dar und erfüllen den doppelten Zweck, dass sie gleichzeitig als Trachten- und als Typenbilder dienen können. Ausserdem bringen die meisten derselben auch noch im Hintergrunde den landschaftlichen Charakter der betreffenden Gegenden zur Anschauung.

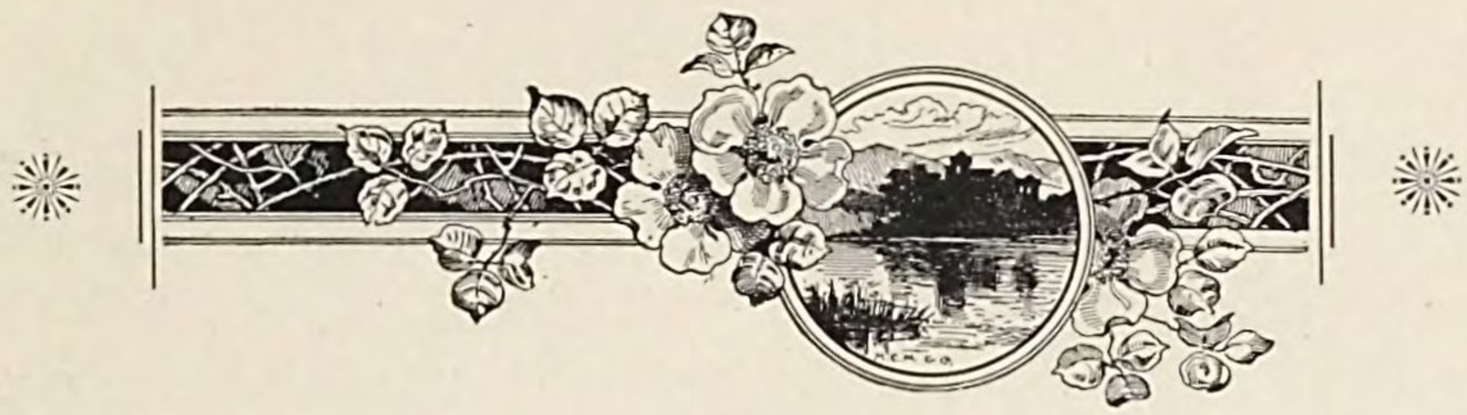
Die erschienenen 45 Zeichnungen weisen in fast gleicher Anzahl Männer- und Frauentrachten auf.

Die Männerkleidung, in der mit Vorliebe die Farben rot und blau in den mannigfaltigsten Zusammenstellungen vorherrschen, sind einander in dem Wesentlichsten ähnlich und erinnern vielfach an die Trachten der Moslems. Die Gewänder sind meist knapp anschliessend, doch auch die breite türkische Pumphose ist vielfach vertreten; Jacke, Weste, Beinkleid sind mit Stickereien und aufgenähten, metallenen Knöpfen reich verziert. Fez oder ein turbanartig gewundenes Tuch bilden die Kopfbedeckung. Einen viel mannigfaltigeren und eigentümlicheren Anblick gewähren uns die Frauentrachten. Viele derselben tragen einen ganz ausgesprochenen slawischen Charakter; sehen wir die Frauentrachten aus Pago, Budino, St. Eufemia, so werden wir lebhaft an die Volkstrachten in Böhmen erinnert; die Frauen in Vertica und Zengg in ihren weissen, mit rot bestickten, oder auch dunklen, ärmellosen Obergewändern, eine Art Kaftan, mahnen an Kleinrussland, die eigentümlichen Kopfbedeckungen der Sinierinnen ähneln teils dem russischen Kakoschnik, teils dem zylinderförmigen Hute der russischen Nonnen. Ganz eigentümlich und fast allen gemein sind

die eigenartigen, breiten, reich befranzten Schürzen, die auch der rumänischen Volkstracht angehören; sie verleihen dem Ganzen einen besondern, malerischen Reiz. Reichtum an Schmuck aller Art, besonders die grossen, der Antike nachgebildeten Ohrgehänge, die ebenfalls bei dem Besuche des Golfes von Buccari vom Erzherzog erwähnt worden sind, zeichnet alle uns vorliegenden Trachtenbilder aus.

Das grösste Interesse erregt wohl die Mädchentracht aus Obernik; Gebetbuch und Fächer kennzeichnen sie als Feiertagsgewand, vielleicht auch als Hochzeitsstaat; sie ist des Versuches einer näheren Beschreibung wert. Ein 25—30 cm hohes, anscheinendes Strohgeflecht in Form eines vielfach eingebuchteten Korbes, von einer Menge weisser, roter und blauer Federn überragt und unten am Stirnrande von einem Kranze Rosen, die in die Einbuchtungen kronenzinkenartig hereinranken, umwunden, sitzt auf dem mit einem reichen Tuche verhüllten Kopfe. Ein gelb-seidenes Halstuch, dessen dreieckiger Zipfel gerade vorn auf dem weissen Brustlatze liegt, ein nur schmales, mit einem blauen, unten mit breitem, roten Streife besetztem Rocke zusammenhängendes Mieder und eine kurze, grün gemusterte Ärmeljacke bilden die Kleidung, zu der noch der obenerwähnte Schmuck an Halsketten und den grossen, antiken Ohrgehängen hinzukommt. Ein reizendes Bild; der eigentümliche Kopfputz könnte den Neid mancher unserer Modedamen erregen, die auch ihre Hüte nicht hoch und nicht auffallend genug erhalten können.





Der Golf von Buccari-Porto Rè.

118 Seiten. 22 Illustrationen, 31 Tafeln, 14 kleine Pläne, 4 Karten, 1 grosser Plan. 1871.

Ihrer Majestät Kaiserin Elisabeth gewidmet.

„Bilder und Skizzen“, unter dieser bescheidenen Bezeichnung führt uns das Werk des Erzherzogs Ludwig Salvator in die buccaranische Märchenwelt ein, um uns einen kleinen Beitrag zur bessern Kenntnis eines der kleinsten, aber nicht unbedeutendsten Winkel seines Vaterlandes zu geben. Im Jahre 1870 brachte der Erzherzog zwei volle Sommermonate an den Ufern des herrlichen Golfes von Buccari zu, und das, was er uns in der Wiedergabe des Gesehenen und Erlebten in engster Verbindung zwischen Wort und Bild bietet, reiht sich würdig an die übrigen Werke des fürstlichen Verfassers an.

„Es giebt gewisse Punkte in der Welt, welche durch ein unbegreifliches Missgeschick dem Gedächtnis der Menschen entschwanden und auf Jahrhunderte fast ganz in Vergessenheit gerieten. Ihre Schönheit blieb unbeachtet, ihre Vorzüge wurden unterschätzt. So verhielt es sich bis in die neueste Zeit mit dem Golfe von Fiume. An die hohe Bedeutung, welche schon die Römer diesem wichtigen Busen beigelegt hatten, wurde nicht mehr gedacht. Die Versuche Karls VI. und Napoleons I., den Golf von Fiume zu heben, gingen mit ihren Urhebern zu Grunde. Erst das Bestreben der Ungarn, sich bis an das Meer auszudehnen und dieses, für die Wohlfahrt eines grösseren Landes unentbehrliche Element zu gewinnen, sollte für den Golf von Fiume eine glücklichere Zukunft herbeiführen. Von der Abtretung Fiumes und des kroatischen

Küstenlandes an die ungarische Monarchie datiert der Beginn dieser neuen Ära. In wenigen Monaten werden bereits die wichtigsten Spitzen mit Leuchttürmen besetzt sein und zwei Bahnen von Norden und Osten her die Produkte der durchschnittenen Gebiete dem Golfe von Fiume zuführen.

Unter allen Punkten des Fiumaner Busens giebt es aber keinen wichtigeren, als die tiefe, von Bergen eingefasste Bucht von Buccari-Porto Rè. Sie ist sozusagen der Hafen, den die Natur selbst im Grunde der breiten Rhede angelegt hat. Durch drei Mündungen kann man aus dem offenen Meere in den Golf von Fiume und aus diesem in jenen von Buccari gelangen; wenn man sich aber vor dem Eingange dieses letzteren befindet, vermag das Auge durch keine jener Mündungen das offene Meer zu entdecken, so reiht sich coulissenartig Berg an Berg, Insel an Insel, um diesen herrlichen Golf zu umgürten. Im Hintergrunde ist es das langgezogene, waldbedeckte Cherso, dann die flache Insel Veglia mit ihren zahlreichen Spitzen und von Kastellen gekrönten Höhen, uns näher der nackte San Marco, die friedliche Stätte der Ziegen und zugleich das Signal, die Riesenpyramide, welche den Kanal nach Dalmatien scheidet und bezeichnet; fortan grünende Hänge bis zum weiss blinkenden Fiume und Volosca im Grunde des Busens und von hier ab die Halbinsel von Istrien mit dem 5000 Fuss hohen Kolosse des Monte Maggiore. So gross ist die Täuschung einer völligen Abgeschlossenheit des Golfes, dass man sich an windstillen Sommertagen, wenn die Wogen schlummern, viel eher auf den Gewässern eines Landsees als auf dem Meere zu befinden meint.

Gerade so wie das offene Meer von dem Golf von Fiume unsichtbar ist, so entzieht sich von diesem aus die Bucht von Buccari fast gänzlich den Blicken, nur ihr Eingang mit dem am südlichen Rande liegenden Vorhafen von Porto Rè macht sich bemerklich. Die Bucht läuft nämlich der Küste nahezu parallel, indem sie sich, wenn wir ihren Eingang mit dem Griff eines Hammers vergleichen, wie der Kopf desselben nach zwei entgegengesetzten Seiten ausdehnt. Von den beiden Schenkeln der Bucht ist der nördliche der bei weitem bedeutendere, er führt nach dem in seinem Grunde liegenden Städtchen den Namen Golfo di Buccari. Der andre, kaum halb so lange Schenkel wird aus dem gleichen Anlasse Golfo di Buccarizza benannt. Beide Schenkel zusammengenommen haben eine Länge von etwas über zwei Seemeilen.

Die Ufer des Golfes von Buccari sind überall hoch und gebirgig und bestehen aus dichtem Kalkstein. Nur in dem Grunde der beiden Golfe von Buccari und Buccarizza dehnen sich ansteigende, von Hügeln eingeschlossene Thäler, von welchen jenes von Buccarizza im Grunde seiner Sohle auch petrefaktenleere Sandsteine mit zwischengelagerten Mergelschichten aufweist.“

„Nach innen zu trägt der Monte Babni im Schutze einer unbedeutenden Einsenkung einzelne Weingelände, mehr nach aussen ist er aber lediglich mit rissigen, aschgrauen Felsblöcken übersäet, auf denen nicht einmal mehr der bescheidene Brombeerstrauch oder die wohlriechende Salbei fortkommt. So planlos diese Felsen auch durcheinander gewühlt zu sein scheinen, so zeigen sie doch, namentlich von der Ferne gesehen, eine recht deutliche Anordnung nach den darunter gelegenen, schief geneigten Schichten. Bezaubernd schön ist die Aussicht von diesen Höhen herab auf die Halbinsel von Porto Rè, auf die fernen Bocche und die im Hintergrunde sanft hingehauchten Berge Dalmatiens. Und wenn in der warmen Mittagsglut die laue Seeluft auf und nieder zittert und das Meer in seinem vollsten Glanze strahlt, so wird man fast versucht, was das leibliche Auge erblickt, für das Truggebilde einer grossartigen Phantasmagorie zu halten. Stunde auf Stunde möchte man auf jenen Höhen weilen und das Auge in die weite Ferne schweifen lassen, wie es dort die jungen Ziegenhirten und die trauten, lieblichen Mädchen thun, welche still und unbeweglich auf den Felsen sitzen und starr und sinnend in die offene Welt hinausblicken; so regungslos, dass man sie fürwahr für Statuen halten könnte, liessen sie nicht von Zeit zu Zeit einen hellen durchdringenden Laut erschallen, um die in ihrer Umgebung umherklimmenden, lustig meckernden Ziegen zusammenzurufen.“

„Den Fuss des Bosco Artac nehmen ganz frischgrüne Wiesen ein, die einen wohlthuenden Gegensatz zu der bisher herrschenden Kahlheit bilden. In diesem reizenden Erdenwinkel sind überhaupt die grössten Naturgegensätze so dicht aneinander gerückt, dass wenige Schritte genügen, um sich in eine ganz andre Welt versetzt zu wähnen. Hier ist Dürre und Steinwüstenei, dort Frische, lachendes Grün und wohlthuender, tiefdunkler Schatten, so dass man sich weit eher an einem

Alpensee als am Meeresufer zu befinden glaubt. Wenn sich, namentlich am Abend, die märchenhaften rosigen Berge in den klaren, glatten, ewig blauen Fluten spiegeln und der Hirt seine kleine Schafherde oder einige Kühe auf die Weide treibt, so ist die Täuschung eine vollkommene, würden nicht der scharfe, fast betäubende Geruch, der sich aus den Tangen entwickelt, und die zahlreichen, gravitätisch einherflatternden Seemöven die Nähe des Meeres verraten. Der eigentliche Strand, an den schmale Wiesen mit niedrigen, gelblichen Erdabrutschungen stossen, besteht aus kleinen Steinchen und grösseren Felsblöcken, in deren Rissen und Spalten sich die saftigen Mesembryanthemum, die viel verästelte, korallenartige Statice cancellata, die im Winde schwankende, gelbblütige Artemisia saxatilis, die in dichten Büschen gedrängte Plantago subulata und andere Kräuter, welche den frischen Seehauch lieben, eingenistet haben."

„Die mittleren Höhen des Monte Ravna sind bis zur Fahrstrasse und teils auch über derselben mit Eichen und Eschen bewaldet, und ihre saftigen Laubmassen, durch welche sich die Fahrstrasse hinzieht, gewähren mit dem seeartigen Busen im Hindergrunde ein bezauberndes Bild von Frische und Üppigkeit. Die Lehnen unterhalb der Strasse, an der sich häufig von Epheu überrankte Böschungen hinziehen, sind aber im allgemeinen mit Weingärten bedeckt. Die Reben sind in denselben nicht, wie sonst hier gewöhnlich, in ganzen Geländen gezogen, sondern nur um horizontale, an vertikalen Pflöcken befestigte Stäbe gewunden. Üppige Feigen- und manche andere Bäume wachsen zwischen den Weinpflanzungen, die nach oben zu von drei waldigen Vorsprüngen, unregelmässigen Fortsetzungen der Hauptanhöhen, unterbrochen werden. Weiter gegen das innere Thal von Buccari nehmen die Weinberge immer mehr überhand, namentlich auf den sanften Lehnen am Fusse des Berges Cesta, welche den Namen Laži führen. Da, wo sich dieselben bedeutend gegen die Sohle des Thales verflachen, liegt in malerischer Baumumgebung und von Epheu bedeckt die Ruine eines Bauernhauses. Das Löwenmaul, der Absinth, der zart violettblaue Verbascum phoeniceum und die Physalis Alkekengi mit ihren orangeroten Fruchtkelchen wuchern jetzt in seinem Innern, überziehen die einstens heimische Schwelle und vermählen sich mit den Ranken des überall emporklimmenden Epheus und den schwanken Trieben der Reben an den Fenstern jener verödeten Wohnung."

„Sehr imposant stellt sich schon von der Fahrstrasse, an dem bescheidenen Hospital (Spedale), aus das Städtchen mit dem die Höhe krönenden Schlosse der Frangipani dar, an welches sich das einzige Thor von Buccari, die Vela Vrata, ein einfacher, ziemlich moderner Thorbogen, anschliesst. Durch denselben begeben wir uns in das malerische Städtchen. Buccari ist fast in der Form eines Dreiecks erbaut; auf der dem Golf zugekehrten Seite des Hügels erhebt sich ein Haus über dem andern, und ein Winkelwerk von Treppen, Felsblöcken und engen Gässchen kreuzt sich richtungs- und planlos hundertfach durcheinander. Fast ausnahmslos sind die Häuser mit Hohlziegeln gedeckt und dann meist von riesigen Schornsteinen überragt. Ihre Bauart ist einfach, ja roh zu nennen, denn gar häufig ist in Buccari der Besitzer eines Hauses zugleich Architekt und Maurer desselben gewesen. Die aussen angebrachten Treppen, die Pfeiler, welche kleine Vordächer unterstützen, verleihen jedoch den Häusern ein etwas abenteuerliches, ja an einen tieferen Süden mahnendes Ansehen; gewöhnlich sind dieselben mit einem vortretenden Dachzimmer versehen, wie es auch in dem nahen Fiume Gebrauch ist.“

„An Sonntagen ist die Kirche in Buccari sehr besucht, und drängt sich hier auch die ganze elegante Welt des Städtchens zusammen: feine Dämchen und robuste Vegliotinnen oder Mädchen aus dem nahen Contado, sonnenverbrannte Schiffer mit faltiger Stirn und die frohe junge Welt der Hafenburschen mit den grossen, weit offenen, schwärmerischen Augen. Einmal hörten wir auch an einem Wochentage gewaltig widerhallende Orgelklänge aus der Kirche erschallen, wie wenn das Hochamt abgehalten würde, und doch war Mittag schon längst vorüber. Neugierig traten wir ein, in der Meinung, Buccari habe vielleicht von Alters her ein Privilegium, eine Messe um ein Uhr abhalten zu dürfen. Aber wie erstaunten wir, als wir die Kirche ganz leer fanden. Keine Gläubigen, kein Spieler waren darin zu sehen, die Orgel aber brauste, wie von diabolischen Händen bewegt, fort in wilden, taktlosen Klängen. Endlich entdeckten wir in einer dunklen Kapelle einen alten, vor dem Altar knienden Mann, der uns auf unser Befragen, was es mit diesem seltsamen Spiel für eine Bewandtnis habe, mit gravitätischer Miene erklärte: ‚Wundern Sie sich nicht darüber; es ist der Kirchendiener, der, wenn er etwas zu viel getrunken hat, seinen Rausch an der Orgel ausarbeitet!‘“

„Betrachten wir nun den Monte Cerni näher, so ist er aus mächtigen Felsblöcken zusammengesetzt, zwischen welche sich aber noch die vom Meere aus auf regelmässigen, kurzen Terrassen emporsteigenden Rebenpflanzungen erstrecken, indem jedes Plätzchen mit Geiz ausgenutzt wurde. Lachend ist der Anblick der grünenden Weingelände, inmitten deren Laub die schwarzen Trauben herausblinken, zumal aber im Spätherbste, wenn die schon vom kalten Wind angehauchten rotgoldenen Blätter zwischen den breiten weisslichen Böschungen wie auf einer silbernen Unterlage erscheinen. Die einzige Unterbrechung in dieser Pergole bilden grosse Vorsprünge eines nackten, vom Regen gerieften Kalksteins, auf welchem wilde Rosengesträuche mit korallenroten Früchten und andere Gebüsche thronen. Häufig werden letztere von den flockenartigen Fruchtbüscheln der Clematis vitalba überflügelt, deren lianenartige Stämme sie mit ihren Umarmungen umstricken. Hier und da zeigt sich auch ein Ebereschen- oder ein kleiner Feigenbaum, und unterhalb der Karlstädter Strasse kommen auch etwa sieben einzelne Waldparzellen, meist aus üppigen Eschen und Eichen bestehend, vor, die sich mit dem schönen Hintergrunde von Buccari, dem stillen Busen, der reizenden Hafeneinfahrt und dem vorspringenden Porto Rè sehr malerisch ausnehmen.“

„Die ziemlich flache Höhe der Gradina wird von den grossartigen Ruinen der Burg von Buccarizza, von der sie auch ihren Namen erhalten hat, eingenommen; es sind planlos neben einander liegende grössere und kleinere Bauten, sämtlich ohne Bedachung und mehr oder weniger in Trümmer zerfallen. In den offenen Fenstern wogen üppig aufgeschossene Gräser, Unkraut aller Art bedeckt die Böschungen und durch die verlassenen Breschen blickt nur noch das ewige Blau des klaren Himmels oder des stillen Golfes hindurch. Rings herum liegen Felsen zerstreut, welche wilde Rosen- und andere Gesträuche in dichten und üppig grünenden Massen krönen. Ein Teil des Hauptgebäudes, welches auf die Höhen des Thales von Buccarizza blickt, zeigt noch einen runden, verfallenen Turm, an dessen verödeten Luken abends der Ziegenhirt in stiller Betrachtung lehnt oder mit der Peitsche knallt, um die in der Nähe weidende Herde an seine Gegenwart zu erinnern.“

„Die kleine Ortschaft von Buccarizza liegt am Ende des gleichnamigen Golfes und am Eingange des ebenfalls nach ihr benannten Thales, an dessen rechter, etwas anschwellender Lehne sie grösstenteils angeschmiegt ist.

Buccarizza gewährt einen ganz andern Anblick als Buccari, das man sonst der Lage nach das Gegenstück nennen könnte. Die Häuser, kaum 40 an der Zahl, sind meistens neu, charakterlos und einförmig, fast alle ebenerdig und mit Hohlziegeln gedeckt. Sie haben Thürpfosten mit einfachen Kragsteinen. Vor den meisten Häusern findet sich eine kleine, bald gemauerte, bald nur aus einem, auf zwei Steinen ruhenden Brett bestehende Bank angebracht, auf der man gewöhnlich die Frische der Abendkühle geniesst. Am Fusse der Anschwellung, auf welcher die Ortschaft liegt, gegen die Ebene des Potok zu, stösst man auf mehrere grössere verfallene Gebäude von düsterm Aussehen, mit teilweise oder gänzlich zerstörten Dächern. Fast in der Mitte des Ortes steht eine weiss getünchte, San Peter geweihte Kapelle. Geht man ein paar Schritte weiter hinauf, so gelangt man zu dem kleinen, von halb verfallenen Häusern umgebenen Platze des Ortes, in dessen Mitte sich ein runder, steinerner Brunnen befindet, welcher mit zwei Ausschnitten versehen ist, um das treffliche Trinkwasser, das er enthält, bequemer schöpfen zu können. Rings um denselben läuft eine Bank, auf der abends die Mädchen des Ortes auszuruhen und zu plaudern pflegen, während eine nach der andern den nötigen Wasserbedarf schöpft.“

„Gegen die Valle zu, da, wo sich der Rücken stärker gegen Porto Rè zu neigen anfängt, liegt auf demselben der Calvario, eine hohe offene, weiss getünchte, schon von weitem sichtbare Kapelle, welche ein stattliches Kruzifix, an dessem Fusse die weinende Jungfrau steht, enthält, eine ganz moderne Arbeit. Von dieser Stelle aus nimmt sich das in der Tiefe liegende Porto Rè mit dem fernen Bocche und dem zauberhaften Golfe im Hintergrunde am schönsten aus. Aber als ob man beabsichtigt hätte, hier zugleich an die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit zu erinnern, hat man einige Schritte vom Calvario entfernt die stille Stätte der Toten, den Friedhof, errichtet; es ist ein abgeschiedener, einem steinigen Abhange angeschmiegter, von einer Mauer umzingelter Platz, dessen Grabhügel von wild und üppig aufgeschossenem

Gras dergestalt überwuchert werden, dass sie nur an der Reihenfolge der Kreuze zu unterscheiden sind. Am oberen Rande stehen neben dem Kirchlein auch einzelne Kapellen, das traurige Besitztum einiger wohlhabenden Familien.“

Aus vorstehenden Bruchstücken erscheint es zur Genüge wieder bekundet, mit welchem bewundernswerten Verständnis und künstlerischen Feingefühl der Erzherzog Ludwig Salvator beobachtet, mit welcher Liebe und Gewissenhaftigkeit er das Geschaute und Empfundene wiedergiebt. Reicher als sonst ist das Werk durch an Ort und Stelle aufgenommene Bilder ausgestattet; vielen könnte die Anzahl der Abbildungen im Verhältnis zur geringen Ausdehnung des beschriebenen Gebietes zu gross erscheinen, aber der Erzherzog verband nach seinen eigenen Worten damit den doppelten Zweck: „Einmal das in Wort geschilderte auch in bildlicher Darstellung dem Auge vorzuführen und sodann den Beweis von dem grossen Reichtum dieser Gegenden an landschaftlichen Reizen zu liefern, um dadurch die Aufmerksamkeit der Künstler auf einen Küstenstrich hinzulenken, der sich in gleicher Schönheit noch weiter nach Süden hinzieht.“

Levkosia

die Hauptstadt von Cypern.

Quart. 89 Seiten. 12 Tafeln u. 3 Holzschnitte. 1873.

Die Insel Cypern im nordöstlichen Teile des Mittelländischen Meeres war schon im Altertum wegen ihres Reichtums hochgepriesen. Die alten Phönizier und Griechen kolonisierten die von der Natur reichgesegnete Insel. Sie kam hierauf unter die Oberherrschaft der Perser und Römer und wurde bei Einführung des Christentums eine der ersten Stätten, wo dasselbe festen Fuss fasste. Später stritten Araber, Byzantiner, Engländer und Italiener nacheinander um dieselbe, bis sie in den Besitz der Venetianer kam und 1570 von den Türken erobert wurde, welche sie 1878 an England abtraten. Diesen durch die Geschichte von Jahrtausenden hochinteressanten Boden hat Erzherzog Ludwig Salvator zum Gegenstand einer Reiseskizze gemacht, die schon deswegen von hervorragender Bedeutung ist, weil derselbe die Hauptstadt Levkosia noch aus der Zeit der türkischen Herrschaft schildert.

„In den Gegensätzen liegt das Anziehende Levkosias“, spricht der hohe Verfasser und charakterisiert vortrefflich in kurzen Worten den Eindruck, den damals die Stadt machte.

„Wenn man nach dem Ersteigen sanfter Hügelwellen Levkosia mit ihren schlanken Palmen und Minareten und die malerische Gebirgskette in deren Hintergrunde auf der sonnenverbrannten Ebene von Cypern zum ersten Male auftauchen sieht, so glaubt man ein Bild aus Tausend und einer Nacht in Wirklichkeit vor Augen zu haben. Ein Juwel von Orangengärten und Palmenbäumen in der baumlosen Gegend, eine vermöge ihrer Wälle durch Menschenhand geschaffene Oase. Und so wie der Gegensatz

zwischen Stadt und Umgebung scharf und grell hervortritt, ebenso macht sich auch der Geist des Widerspruches in der Stadt selbst geltend. Venetianische Festungswerke und gotische Bauten, die nun der Halbmond krönt, auf antikem, klassischen Boden; Türken, Griechen, Armenier bunt durcheinander gemengt, untereinander verfeindet, aber durch gemeinsame Liebe zu der nun allen gleich heimischen Scholle vereinigt."

Wir entnehmen aus dem Werke, dass die Stadt Levkosia auf einer unbedeutenden Anhöhe in der Ebene von Messaria, 147 englische Fuss über dem Meere liegt; das Klima ist gesund, im Sommer sehr warm, im Winter fällt manchmal Schnee, doch schlagen im Februar schon die Mandeln aus und im März ist alles schön grün. Zwei Wasserleitungen liefern das Trinkwasser; die Stadt ist häufigen Erdbeben und Überschwemmungen durch den Fluss Pidias ausgesetzt.

Im Umkreis von drei Seemeilen ist die Stadt mit einer Mauer umgeben, welche 1567 von den Venetianern, die damals die Herren der Insel waren, errichtet wurde. Es treten 11 Bollwerke von verschiedener Grösse heraus, von Osten, Westen und Norden führen drei Thore in die Stadt, welche nach Sonnenuntergang gesperrt, erst bei Sonnenaufgang wieder geöffnet werden und durch Kanonen geschützt sind. Von der Höhe des Walles oder der Mauer hat man einen herrlichen Ausblick über die gegenüberliegenden Ortschaften, das Gebirge mit dem hochthronenden Troodos; prächtig ist auch der Anblick der Stadt mit den zahllosen Palmen.

„Auf dem Wege nach Larnaka sieht man abends die Kamele still zur Skala wandern; einige kommen nur mühsam weiter, denn sie leiden an Krätze, eine Krankheit, die auf Cypern grosse Verwüstungen angerichtet hat. Aber siehe da, welch schauderhafter Anblick! Lepröse Menschen schleppen sich zur Strasse, um unter Wehklagen von den Vorübergehenden ein Almosen zu erbitten und sie flehen zu Gott um Linderung ihrer Qualen. Sie haben in dieser Gegend ihr Quartier aufgeschlagen, nachdem ihnen das Betreten der Stadt streng verboten wurde. Und dem grauenhaften Bilde dient als passende Umrahmung auf beiden Seiten der stillen Strasse, wo sich die leprösen Kranken und die krätzigen Kamele dahinschleppen, die verödete Ruhestätte der Türken."

„Auf dem Thore von Paphos steht die gleichnamige Kaserne, ein ziemlich grosses Gebäude, in welchem 3—400 Soldaten untergebracht sind. Nach türkischer Art schlafen sie auf erhöhten Dallen mit Decken und Polster und am Ende des Saales haben sie die Waffen aufgestellt".

„Eigentliche Stadtteile giebt es in Levkosia keine, dieselben unterscheiden sich lediglich nach ihrer Bevölkerung. Die Türken und Griechen haben getrennte Stadtteile, während die Armenier vielfach im türkischen Viertel wohnen. Es giebt wenig steinerne Häuser, die meisten werden aus Lehm gebaut, angeblich wegen der häufigen Erdbeben. Die türkischen Gebäude haben namentlich vortretende, vergitterte Kioske; die Hausthore zeigen alte, steinerne Spitzbogen und an den Thüren ist häufig ein hölzerner Halbmond oder Stern mit Drahtringen zum Einsetzen von Ölnäpfchen angebracht, um dieselben am Tage des Sultans und bei anderen festlichen Gelegenheiten anzünden zu können.“

Der hohe Verfasser entwirft ein anschauliches Bild eines türkischen Hauses und geht dann auf die Beschreibung der Moscheen und Heiligengräber über. Die Zierde der Stadt bildet die Hauptmoschee Ayia Sophia. Es ist der gotische, dreischiffige Bau mit prächtigen Spitzbogenverzierungen und fast flachen Dachungen einer ehemaligen christlichen Kirche. Bei der Adaptierung derselben als Moschee hat man, um die vom muselmännischen Ritus vorgeschriebene Richtung einzuhalten, alles von links nach rechts schief aufbauen müssen.

Im rechten Arm ist der Mihrab und unweit davon der Mèm Ber; der von Cipollinsäulen getragene Mahfil steht in der Mitte. Es sind dies durchweg neue, hässliche, türkische Arbeiten. Von den beiden Minarets ertönen die melodischen Rufe der Muzzins. Man hat von der Terrasse eine reizende Aussicht auf die Stadt mit ihren zwölf Minareten und auf das Gebirge. Nicht weit davon liegt die Haidar Paschà Djami si, einst eine Kirche der heiligen Caterina, mit einem hübschen gotischen Portal und Spitzbogengewölbe. Die Moschee Emerghé Djami si war ebenfalls eine gotische Kirche Sta. Nicoló. Die übrigen Moscheen Levkosias sind durchweg türkische Bauten ohne Bedeutung. Unter den öffentlichen Bauten ist das Serai, die Wohnung des türkischen Gouverneurs, erwähnenswert. Interessant ist, wie der Erzherzog den Eingang beschreibt: „Ein Thor mit einem hässlichen Markuslöwen, an dessen Seite ein Grabmal und eine Palme zu sehen sind, führt durch einen von Spitzbogen getragenen Durchgang in den breiten Hof. Oberhalb dieses Thordurchganges ist ein Spitzbogenfenster, darunter ein Heiliger mit beschädigtem Mantel und zwei, ein schräg gestelltes Wappen tragende Löwen. Ein segnender Christus steht neben dem Thore. Einen Teil des Serais bilden die Gefängnisse, welche als Zentralgefängnis für die türkischen Besitzungen in Asien dienen.“

Nach den Aufzeichnungen seines Tagebuches schildert der Erzherzog seinen Besuch bei dem türkischen Gouverneur und dem griechischen Erzbischof, dessen Palast er eingehend besichtigte. Schulen, Bäder, Gasthäuser und Versammlungslokale werden erwähnt und sodann die Bazare als Zentrum des Verkehrs geschildert. Die Bazare Levkosias sind meistens offen, lediglich mit Mappen und Leinwandfetzen gedeckt. Man zählt deren 23, und zwar hat jedes Gewerbe einen eignen Bazar, wo die Leute nicht bloss verkaufen, sondern auch arbeiten. Nach einer ergötzlichen Schilderung der Verkaufsgegenstände, die dort zu haben sind, fährt der Erzherzog fort:

„In allen diesen Bazars sieht man in den Vormittagsstunden mehr oder minder die bunteste Menge hin- und herströmen: farbig gekleidete Bauern, vornehme türkische Frauen, grossäugige Knaben; hier wandern Salepverkäufer, dort umherschwärmende Öl-, Salz- und Wasserverkäufer; weiter Bäcker, welche in ausgehöhlten Brettern Schwarzbrot transportieren und wandernde Bäckereiverkäufer; dann Menschen, welche so manchen besseren Fleischbissen anbieten und denselben an Feinschmecker anbringen wollen, dazu die verschiedenste Scenerie als Hintergrund und die fast unbeweglichen Gruppen der sesshaften Händler. Hie und da weht von einem Stab herab ein weisses Tuch, das charakteristische Aushängeschild der Barbiere, welche meistens Griechen sind; Türken sind dagegen die Kafedjis, die nachlässig auf den Bänken ihrer Butike, der Gäste harrend, herumlungern. Vor dem einen oder andern Laden hängen Turteltauben und Steinhühner in runden Käfigen herab, während auf dem Pflaster abbastardierte, türkische Strassenhunde herumschleichen, namentlich abends, wo sie die menschenleeren Bazars zu ihrem Tummelplatz wählen und sich mit den herausgeworfenen Überresten wohl wenig luxuriösen Orgien hingeben. Da hört man nur das Knurren derselben, wenn sie sich das schmutzige Festin streitig machen, oder dann und wann das Gekrächze der Dohlen, welche auf den hohen Bäumen oder den Minarets ihre rauhe Stimme ertönen lassen. Sonst herrscht überall die grösste Stille; nur manchmal sieht man gespensterhaft eine weissgekleidete Frau oder einen Mann mit einer Lampe in der Hand dahinschleichen, dann folgt wieder finstere, einsame Nacht, in die nur an mancher Ecke oder vor einer Moschee eine an einem Strick herabhängende Ampel ihr blasses Licht wirft.“

„Die Einwohner, wohl an 20000, sind in ihrer Mehrzahl Türken und Griechen, eine kleine Anzahl Armenier und Katholiken. Das Volk,

seine Sitten und Unterhaltungen haben einen scharf Beobachtenden an Erzherzog Ludwig Salvator, der vortrefflich das Volksleben zu schildern versteht. Der Industrie und dem Handel ist das letzte Kapitel gewidmet, wir erfahren darin eingehend, welche Industriezweige und wie dieselben hier betrieben werden. Die Hauptexportartikel sind Cidi (gefärbter und bedruckter englischer Kattun), die nach Konstantinopel gehen, Seide nach der Türkei und Griechenland, Veilchensyrup und lederne Pferdezäume nach Konstantinopel und Lammfelle nach Triest. Eingeführt werden hauptsächlich Stoffe und Quincaillerien. Industrie und Handel stehen ziemlich gut, da man nichts andres zu zahlen hat als die Kopfsteuer je nach dem Wohlstande des Betreffenden und dann eine kleine Gemeindesteuer. Von den Ladenbesitzern haben bloss diejenigen eine Steuer zu entrichten, welche sich mit dem Verkaufe von Spirituosen und Tabak befassen, die Steuer wird da nach dem Ladenzins bemessen und im Falle der Verkäufer selbst Eigentümer des Ladens ist, wird der Zins von amtswegen abgeschätzt.

Das Werk ist mit reizend gezeichneten Abbildungen von der Hand des Erzherzogs versehen und, was er selbst diesbezüglich am Schlusse des Vorwortes sagt: „Mögen die beigegebenen Skizzen dem blossen Worte zu Hilfe kommen und es mir gelungen sein, von diesem so sonnen- und farbenreichen Bilde wenigstens eine getreue Silhouette wiederzugeben“, das ist ihm in diesem Werke vollkommen gelungen.

Einige Worte über die Kaymenen.

Quart. 24 Seiten. 8 Illustrationen. 1874.

Ein Erinnerungsblatt an seinen Ausflug nach den Cykladen fügt der Erzherzog in diesem kleinen Heftchen seinen anderen Werken bei.

Die Kaymenen, durch vulkanische Eruptionen entstandene Eilande, in der unmittelbaren Nähe der südlichsten Cykladen-Insel Santorin, erregen bis in die jüngste Zeit das Interesse der Naturforscher durch die auf denselben vorkommenden, unterirdischen Revolutionen, durch ihre heissen, selbst das Meer in der Nähe der Küste erwärmenden und färbenden, schwefeligen Quellen.

In der nachstehend wiedergegebenen Einleitung bietet uns der Verfasser ein klares Bild über die Entstehung und Gestaltung der einzelnen Inseln, das er uns dann in seinem Schriftchen mit farbenreichem Pinsel als Forscher und Künstler ausmalt.

„Wie ein Smaragd im saphirblauen Meere nimmt sich von aussen das mit Weinbergen bekleidete Santorin aus, und man begreift fürwahr leicht, warum es die Phönizier Kalliste (die Schöne) nannten. Als greller Gegensatz dieses lachenden Bildes erscheinen aber die fahlen, öden Abstürze gegen den inneren Golf, dem Krater zu. Von der Höhe des Ajios Elias überblickt man alles vollkommen, wie auf einem plastischen Plane. Der alte Rand ist aber teilweise zerstört. Die mächtige Sichel von Thera, die Insel Therasia und die einsame Aspod Njisi, sind die Überreste der alten Umfassung, welche teilweise in geschichtlicher Vorzeit (Therasia wurde von Thera im Jahre 326 v. Chr. getrennt) durch vulkanische Einflüsse voneinander geschieden, dem offenen Meere im tiefen Krater Raum liessen. Noch heute kann man die von einer Insel

zur andren verlaufenden Schichten wie gleich hoch gestellte, buntfarbige Quaderreihen bei den Ruinen eines Palastes deutlich verfolgen; manche luftgelb, von weichem Tuff, andere weiss, von Bimsstein-Bruchstücken, wieder andere schwarz, von schwammigen Lavamassen. Aber die nimmer ruhende Natur hat zu wiederholten Malen Anstrengungen gemacht, dem Meere das alte Gebiet wieder abzugewinnen und den einstigen Krater wieder herzustellen; einer zähen Pflanze gleich, die, wenn auch bis an den Boden beschnitten, immer wieder neue Triebe aussendet. So entstanden der Reihe nach vulkanische Inseln im Zentrum des Golfes. Die Paläa Kaymeni tauchte schon im Jahre 196 v. Chr. empor und erhielt dann in den Jahren 19, 726 und 1457 n. Chr. neuen Zuwachs; die Thia im Jahre 46 n. Chr., versank aber wieder und besteht nun als Bank (Banko) im tiefen Meere, auf der die Schiffe ankern; die Mikra Kaymeni endlich entstand im Jahre 1573. 1650 fand eine grosse Eruption statt ohne Inselbildung; aber im Jahre 1707 öffnete sich ein neuer Krater zwischen Paläa und Mikra Kaymeni, der über ein Jahr thätig war und zwei Inseln schuf, die von 1711—1712 in einen Kegel, die jetzige Nea Kaymeni, vereinigt wurden. Zu diesen gesellten sich von Ende Januar 1866 bis Herbst 1870 die Neubildungen des Georgskegels und der Aphroessa mit den vielfachen Lavavorsprüngen, über deren allmähliche Entstehung uns F. J. Schmidt genaue Details mitteilt.

„Die Laven der Kaymenen, wiewohl ihrer petrographischen Konstitution nach alle einander gleich, differieren in Struktur und Färbung doch vielfach voneinander. Die Gesteine von Paläa und von Mikra Kaymeni sind zumeist licht oder dunkelgrau gefärbt, feinkörnig, reich an kleinen Poren oder von grösseren Hohlräumen durchzogen; stellenweise erscheinen pechsteinähnliche, blasige Modifikationen im Zusammenhang mit der feinkörnigen Masse. Jene von Nea Kaymeni sind vorwaltend dunkel, schwarz oder braunschwarz gefärbt, zum Teil fast kompakt, schwach fettglänzend, pechsteinähnlich; bei der Mehrzahl aber ist die Masse undeutlich feinkörnig und voll kleiner Poren; Laven endlich, welche zahlreichere und grössere Hohlräume enthalten, vermitteln den Übergang in blasige und in schwammig aufgeblähte, bimssteinähnliche Varietäten.“

„Die dunklen Lavamassen der Kaymenen und ihre öden, emporragenden Krater stehen da als drohende Mahnung den sie umgürtenden Inseln, gleichsam jeden Augenblick bereit, sie durch neue Kataklysmen zu zerstören.“

„Der Vulkan schlummert nun und auch die Erdbeben sind seit der letzten Eruption vom Jahre 1866 seltener und schwächer geworden, aber die Höhen der Neubildungen auf Nea Kaymeni sind noch immer glühend und es steigen noch täglich Schwefeldämpfe aus dem Georgskegel als Holokauste der Natur empor, die sich dann als lichte Wölkchen im tiefblauen Äther verlieren. Friedlich und glücklich leben jedoch die Bewohner Theras, um die nächste Zukunft unbesorgt, und man gab gleichsam in böser Ironie der ewig aufgeregten Erdscholle den Namen Santorin, den man von Sancta Irene (heiliger Frieden) ableiten will. Man sieht, wie Genügsamkeit, einfache Sitten und Abgeschlossenheit von der bösen tückischen Welt hinreichen, um selbst in rebellischer Natur Menschenglück zu schaffen, und mit Freuden denke auch ich an die in dem vulkanischen Gebiete verlebten Stunden zurück, als an die angenehmsten im Ägäischen Meere.“

Eine Spazierfahrt im Golfe von Korinth.

Quart. 291 Seiten. 70 Illustrationen, 60 Tafeln, 2 Pläne. 1876.
Sr. Kaiserl. Hoheit dem Kronprinzen Rudolf gewidmet.

Eine Spazierfahrt im Golfe von Korinth", so betitelt der Erzherzog Ludwig Salvator das Buch, in welches er die Erlebnisse und Beobachtungen bei seinem Ausfluge längs der Küsten des Korinthischen Meerbusens im Jahre 1874 niedergelegt hat. Eingehend schildert uns der Verfasser die landschaftlichen Reize dieses von der Natur bevorzugten Erdenwinkels, an den sich so reiche historische Reminiscenzen knüpfen.

Zahlreiche nach der Natur aufgenommene Landschaftsskizzen legen Zeugnis sowohl für den kunstsinnigen Naturfreund, als auch für die verständnisvolle Führung seines Stiftes ab.

„Kein Busen des Mittelmeeres", schreibt der Erzherzog, „hatte in der antiken Welt eine so grosse Bedeutung, wie der Golf von Korinth. Als Seestrasse im Herzen von Griechenland, als der gewöhnliche Verbindungsweg zwischen Ost und West, war derselbe das Emporium antiker Zivilisation. Reiche Städte zierten seine Ufer, vor allen Korinth, als die herrlichste von Hellas. Der Golf von Korinth oder von Lepanto, wie er auch von den Mittelmeerbewohnern häufig benannt wird, ist der Sinus Corianthicus der Alten. Die Provinzen Ätolien, Phthiotis, Böotien und Attika begrenzen denselben im Norden, der Isthmus von Korinth mit der gleichnamigen Provinz im Osten, die Provinz Achaien im Süden. Gleichsam als Hintergolf des Busens von Patras ist er ein Binnengolf im strengsten Sinne des Wortes, wie sich, das Marmorameer ausgenommen, kein zweiter im Mittelmeere wiederfindet. Mit jenem nur durch die schmale, eine Meile breite Einfahrt der Castelli zusammen-

hängend, zieht er sich sanft abgerundet ostwärts hin, wo er mit einem Doppelbusen, dem von Livadostro und Korinth, abschliesst.

Gegen diesen letzteren trennt ihn der lediglich etwa 10 Meilen lange, an seinem nördlichen Ende nicht viel über 4 Meilen breite, flache, mergelige Isthmus von dem benachbarten Ägäischen Meere, und diesem Umstande verdankte der Golf von Korinth schon im Altertum seine Wichtigkeit, als die kürzeste Wasserstrasse über Brundisium (Brindisi) an der nahen albanischen Küste und den hafenreichen Gewässern der jonischen Inseln nach Athen, wohin selbst Schiffe auf einem ebenen Wege, den Diolkos, über die Landenge geschleppt wurden. Diese Überfahrt hatte, wie begreiflich, grosse Schwierigkeiten, und wenn sie auch bei den kleineren, leichteren Fahrzeugen der Hellenen meistens verwendbar war, blieb sie bei den schwereren und grösseren römischen Galeeren beinahe eine Unmöglichkeit. Nero setzte daher den der ganzen antiken Welt schon aus der Zeit des Periander vorschwebenden Gedanken des Durchstiches des Isthmus in Ausführung. Es wurde am westlichen Ufer dicht beim Diolkos sofort zur Arbeit geschritten und dieselbe in einer Länge von 4 Stadien ausgeführt, allein der Kaiser wurde infolge der Empörung des Vindex in Gallien genötigt, das Unternehmen aufzugeben, und der circa 60 Meter breite und fast 1000 Meter lange Kanal liegt noch verödet und unbenutzt da. Durch den Aufschwung von Neu-Hellas angespornt, fasste man in neuester Zeit den alten Gedanken wieder auf, und es wurde von der griechischen Regierung im Jahre 1870 sogar eine Konvention zum Durchstich des Isthmus stipuliert. Doch auch dieses Unternehmen scheiterte, bevor man noch an die Arbeit gegangen."

Der Erzherzog tritt warm für die Ausführung des Projektes ein; seinem Buche fügte er eine, den beabsichtigten Durchschnitt darstellende Karte bei.

„Auffallend", so fährt der fürstliche Verfasser fort, „ist im Korinthischen Busen der Unterschied im Charakter der durch den schmalen Isthmus mit einander zusammenhängenden Küsten. Auf der Nord-, d. h. auf der rumelischen Küste, finden wir ein hafenreiches, vielfach eingeschnittenes, meist aus Kalkstein und stellenweis aus Jaspisboden bestehendes Uferland, das wenig fruchtbar und, wenig Stellen ausgenommen, fast wasserlos und auch wenig bevölkert ist; im Süden dagegen die Küste von Morea fast geradlinig, aus Mergelboden und Konglomeratgebirge bestehend, hafenlos, dafür aber von der grössten Fruchtbarkeit, mit üppigstem Weingelände bedeckt, durch zahlreiche ergiebige Quellen und Bäche bewässert

und infolgedessen auch dicht bevölkert; nur hin und wieder bilden die von den tiefen Thälern und Gebirgsschluchten herabstürzenden, wenn auch im Sommer vielfach versiegenden, zur Winterszeit aber mächtigen Bäche durch Anschwemmung des von ihnen mitgeführten Bodens vortretende Spitzen, zwischen denen einige mehr oder minder offene Rheden liegen. Unter den besten ist noch Vostitsa und Neranza; im Norden dagegen haben wir die zwischen dem Kap Andromaki und Sn. Nicoló gelegene Bucht von Solona, Aspra Spitia, Dobrena.

Sowohl auf der einen, wie auf der andern Seite der Küste ist die Landschaft in der grossartigsten Stilistik angelegt; hohe Berge, unter denen der Parnassus, der Helikon, der Djiria (das alte Cyllene) und der ewig beschneite Voidias, dazwischen tiefe Thäler, schotterreich und bläulich im zarten Tone der Farben, tiefazurne Buchten und heitere Ortschaften. Wenige Stellen der Welt vereinigen auf einer so kurzen Strecke so viel Grossartigkeit mit so viel Anmut, so viel klassische Schönheit in den Hauptformen mit der Grazie des Details gepaart.

Die beste Jahreszeit zum Besuche des Golfes ist vom 1. April bis Mitte Juni, weil man nicht der Winterkälte ausgesetzt ist und auch nichts von der Malaria und von Vuria zu befürchten hat, die erst später eintreten. In dieser Jahreszeit und auch selbst in den hohen Wintermonaten dürfte sich kaum eine Stelle zum Yachtfahren so geeignet finden. Ein seeartiges Meer voll der besten und leicht zugänglicher Häfen, reich an geschichtlichen Reminiscenzen und landschaftlichen Reizen. Auch ist dies die beste Gelegenheit, den Golf im Detail zu besuchen, denn die Unterkunft ist, wenn man nicht gerade an den Hauptplätzen bei Bekannten einkehrt, fast durchweg schlecht und schmutzig, und die den Postdienst verrichtenden Schiffe, die nur Lepanto, Vostitsa, Galaxidi, Solona und Korinth berühren, gewähren dem Wanderer im Dampferfluge natürlich nur ein phantasmagorisches Bild der Schönheiten des Golfes.“

„Die Stadt Lepanto oder Naupactos, von dem dortigen Bauernvolke Epacto genannt, zählt 1500 Einwohner, ist von mittelalterlichen Mauern gänzlich umzingelt, welche wahrscheinlich so ziemlich die Richtung der alten hellenischen Mauern verfolgen, die sich auch an mehreren Stellen als Grundmauern wiederfinden, und bildet gleichsam ein grosses, gegen Süden und Südosten gekehrtes Dreieck, das sich an einen erdigen, nur oben etwas felsigen, aus grauem Sandstein bestehenden Hügel anlehnt.

Zwei Mauern, wovon die westwärts liegende an einer Stelle abgebrochen ist, laufen von der die Höhe krönenden Festung bis zum Meere hinab, werden in so ziemlich gleichen Abständen durch Quermauern miteinander verbunden, und bilden dadurch fünf verschiedene Abteilungen. Zwischen der zweiten Quermauer und jener, welche im Meere den Saum der Festung bildet, liegt die Stadt. Oberhalb der zweiten Quermauer stehen nur fünf isolierte Häuser, wovon eins mit einer einsamen Cypresse. In der Mitte dieser Abteilung liegt ein runder, mit Scharten versehener Turm. Die Mauer gegen das Meer ist durch die Öffnung eines elliptischen Bootshafens (Mandracchio) durchbrochen, wohin ein Thor mit flachen Rundungen führt und gegen welchen zwei Turmansätze vorspringen, die von zwei Schilderhäusern überragt werden. Ringsum ist der Mandracchio von Mauern umzingelt, welche nun grösstenteils verfallen sind, auf ihrer Höhe ragen einige Platanen hervor; unweit davon steht eine schlanke Palme auf der Stadtmauer, gleichsam als türkische Erinnerung und Mahnung an die einstige Pflege dieser verödeten Stätte. Die Mehrzahl der Häuser Lepantos trägt ganz türkischen Typus, vortretende Thüreindachungen, türkische Dachhohlkehlen, manche nach levantinischer Art geziert, türkische Dacheinfassung von Brettern und Kamine. Die Dächer sind allenthalben mit Hohlziegeln gedeckt und grösstenteils mit Steinen belegt. Hölzerne Fensterpfosten mit getäfelten Läden kommen vielfach vor und nicht selten sieht man einen grossen Rebenstock den modernen Balkon umschlingen. Neben den Häusern trifft man häufig mit Orangen-, Zitronen- und Mandelbäumen bepflanzte Gärtchen; die Gassen sind ärmlich, unregelmässig, mit Ausnahme einiger steiler gegen die Festung, ungepflastert, aber voll Schotter von den baufälligen Bauten.

Fast alle Läden, die, weil vorn ganz offen, sehr licht sind, haben rückwärts eine Thür oder wenigstens ein Fenster, um den freien Luftzug zu gestatten. Man sieht da Weinläden mit rotem Fähnlein an einem Pfahlrohrstab, in denen Wein verabreicht wird, und wo man häufig Kartenspieler trifft, Barbiere mit einem weissen Tuch, Bäcker nach türkischer Art, dazwischen stolz einherschreitende, meist bewaffnete Männer in Fustanella, manche mit dem glockenförmigen grauen, andere mit dem mit Ärmeln versehenen, weissen haarigen Mantel und dem roten oder schwarzen, auf einer Seite herabgeneigten seidenen Käppchen; dann einige griechische Offiziere mit landesüblichen Schuhen.“

„Galaxadi ist ein stilles ruhiges Städtchen. Der Hafensaum gegen die Stadt bildet das Zentrum des dortigen Lebens und Wirkens. Hier ist auch neben dem im Bau begriffenen Molo der kleine Marktplatz, wo unter stangengestützten Dächern Fische und Obst feilgeboten werden. Man sieht da an der Marina gravitätisch einherschreitende Leute in blauen Pumphosen und rotem Fez nach levantiner Sitte, manche in Pelz gehüllt, andere in Fustanella gekleidet, den Fez keck auf eine Seite gelegt. Viele tragen nach türkischer Sitte einen Rosenkranz in der Hand, teils schwarz, teils aus Bernstein, und dann fast immer mit grossen Beeren. Wie begreiflich, ist es hier an Sonntagen am lebhaftesten, indem ausser den sonstigen Spaziergängern auch zahlreiche Matrosen mit aufgeschürzten Jackenärmeln vergnügt die Gassen durchstreifen. Angenehm ist es, des Abends zuzuhören, wenn vom Strande her oder von den geankerten heimischen Schiffen, die im kleinen Hafen mit ihrer hohen Takelage ein phantasmagorisches Bild gewähren, anheimelnde, heitere Gesänge ertönen. Es sind zumeist italienische Lieder, welche die aus der Fremde kommenden Matrosen, bisweilen ganz junge Burschen, in Torre del Greco oder in Castellamare, in Genua oder auf den sicilischen Inseln erlernt haben. Als Begleitung dienen ihnen die griechischen Weisen von Knaben, die am Ufer bei flackernder Leuchte mit dem Dreizack fischen. Manchmal sind es Boote, welche beim Fackelschein fischen und geisterähnlich Spitze um Spitze umfahren; wenn sie dann beutereich heimkehren, ertönen auch ihrerseits Lieder im heiteren vollen Chor.“

„Von der Scala di Solona nach Delphi oder Delphus, wie es die dortigen Landleute nennen, hat man $2^1/_2$ Stunden zu reiten. Anfangs durchzieht man eine schön mit Wein- und Ölbaumpflanzungen besetzte Ebene, wo in ersteren viele kleine Cisternen als offene Becken zur Bewässerung angebracht sind. Bis Amphissa benutzt man die Landstrasse, nunmehr wird der Weg nur als Reitpfad benutzbar und biegt dann auf Ölbaumpflanzungen, in welchen das Wasser Vernaso entspringt, gegen das Thal von Delphi ein. Von den felsigen Hügeln gegen Khryso übersieht man das herrliche, von charakteristischen Felsabstürzen eingefasste Oliventhal Solonas samt Sernikaki, Sirguni, Ayios Georgios und dem grösseren Amphissa. Hat man die kleine, von einem Friedhofe mit Laternen umgebene Kirche Ayios Liax erreicht, so blicken wir in ein malerisches Thal mit dem waldigen Zimeno-Berg

im Grunde und Ölbäumen in der Sohle, dann rötlich ansteigende erdige Hänge, während sich uns linker Hand, am Fusse der steilen Phädriadischen Felsen und wilder Schluchten, die kleine Ortschaft Delphi darbietet.

Es liesse sich kaum eine Stelle finden, die geeigneter wäre, leichtgläubige Gemüter zu verleiten, der divinatorischen Prophezeiung der Apollinischen Pythia Glauben zu schenken. Gleichsam als neugriechische Antiquität ist hier ein weissbärtiger 82jähriger Greis, der unter Marco Botsaris in Missolonghi kämpfte und nun den Fremden die einzelnen Altertümer zeigt und erklärt. Bevor wir noch die Ortschaft erreichen, sehen wir rechts, unterhalb einer Friedhofsmauer, die Quadermauern des alten römischen Schlosses, und sonderbar, schon zur Zeit der Alten war hier die Stätte des Todes, denn es lag da die Vorstadt Pylae, einstens die Nekropolis von Delphi. Das jetzige Delphi ist eine ärmliche Ortschaft; eine schöne aus Quadern zusammengesetzte, aber teilweise durch Häuser verdeckte Mauer durchzieht sie. Prächtig erhalten ist eine pelasgische Wand, welche dem Tempel als Böschungsmauer diente. Sie besteht aus wunderschön zusammengesetzten unregelmässigen Steinen, auf welche zwei Reihen von niedrigen Quadern gleichsam als Gesims gelegt sind. Fast alle die flachen Steine der, so weit sie sichtbar ist, etwa 80 Meter langen cyklopischen Mauer sind mit griechischen, sehr kleinen aber wohlerhaltenen Inschriften versehen. Vor dieser Wand sind auf einem Platze viele umherliegende Marmorblöcke, Stücke von marmornen verkehlten Säulen, Gesimsstücke, sowie ein Bruchteil einer riesigen Säule mit 44 dorischen, sehr breiten Kehlen, 140 cm im Durchmesser, zu sehen. Es ist dies, nach der an der Basis angebrachten Inschrift, die Säule der Naxier, zum ewigen Gedächtnisse an das ihnen verliehene Vorrecht, als erste, das Orakel zu befragen. Nach der Schrift zu urteilen, stammt dieselbe aus dem 6. Jahrhundert vor Chr. Die Stelle konnte nicht besser gewählt werden, denn wahrlich, schön ist von hier die Aussicht auf das Thal mit dem tiefen Bachbett des Pleistos. An der etwas höher gelegenen Stelle Lakkoma lassen uns in Felsen gehauene Stufen die Lage des einstigen Stadium vermuten. Unweit davon beginnt der Nao genannte Teil, wohin man so ziemlich die Lage des alten Tempels versetzt. Etwas tiefer liegt das Hellenikon, eine 110 m lange Mauer, die sich parallel mit der pelasgischen hinzieht und einen Teil der Südmauer des Peribols bildete. Neben der Panagiya-Kirche finden wir Spuren des alten Gymnasiums. Die

Panagiya-Kirche, inmitten üppiger Ölbaumpflanzungen, ist ein etwa 300 Jahre alter, recht interessanter Bau. Vor derselben sind viele Altertümer aufgestellt: Kolonnenbruchstücke, ein hübsches Relief eines männlichen Torso, endlich ein herrliches, eine Quadriga darstellendes Basrelief. Die Vorhalle der Kirche wurde durch Erdbeben zerstört; daneben erhebt sich jetzt eine hölzerne Campanella. Das mit byzantinischen Malereien versehene Innere weist eine alte, in Holz geschnittene Ikonostasis mit Bildern auf Goldgrund auf. Es wird von sechs roh bemalten Säulen mit byzantinischen Kapitälen an den vier Ecken und oberhalb der beiden, an den Seiten der nach aussen vortretenden Apsis liegenden Nischen getragen. Die Kuppeln der Hauptwölbung sind bei dem letzten Erdbeben eingestürzt und jetzt ist das Ganze mit einem Dache provisorisch bedeckt. In der Apsis steht eine Riesenfigur der Panagiya mit dem Jesuskinde in einem Zirkel auf der Brust.“

„Alt-Korinth, einstens die Stadt des Luxus und der Mode, die sich noch zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung mit Athen um den Vorrang stritt, die Hauptstadt Griechenlands zu werden, ist nur mehr eine ärmliche Ortschaft auf sachter Lehne des hier gegen die Ebene und den Golf in drei Bankstufen von der Akropolis bis zum Meere hinabsteigenden Bodens. Sie zählt 200 weit auseinander liegende Häuser, so dass sie vom Meer aus immer noch den Anschein gewisser Grösse beibehält. Der Baumwuchs zwischen den Häusern Alt-Korinths ist recht üppig; in den häufig in Beete eingeteilten Gärten wachsen Mandel-, Maulbeer- und Feigenbäume, sowie viel Gemüse, dessen Pflege durch den Wasserreichtum der Ortschaft sehr erleichtert wird. Es bestehen dort nämlich sieben Quellen, die ausserhalb der Ortschaft liegenden des Hadji-Mustapha und der Aphrodite mitgerechnet. Auch die Bienenzucht wird nicht vernachlässigt; man sieht in den Gärten häufig Bienenstöcke mit Körben, die mit Lehm überstrichen und mit Stroh gedeckt sind.

Das Zentrum der Ortschaft bildet ein von Platanen beschattetes Plätzchen mit mehreren Schenken ringsum und einer Quelle, zu der Stufen hinabführen. Das Ganze zeigt ein echt türkisches Gepräge. Als ich eines warmen, sonnigen Morgens dort war, sass ein alter Mann mit turbanartig umwundenem Fez neben der Quelle und rauchte in langen Zügen aus seinem Tschibuck; andere Männer tanzten, einander die Hand

reichend, bei Pfeifen- und Trommelmusik unter Platanen den Sirtó. Viele von ihnen hatten den Kopf mit Käsekörben bedeckt. Man wähnte sich förmlich in die Türkei versetzt. Vor den Weinschenken sassen Leute lässig und halb in Masticarausch auf Strohtabourets ohne Lehne. Aufgefallen ist mir auch ein Ziegenbock, der in einer Weinschenke stand und ruhig den Betrunkenen nachblickte — eine Mahnung an die rebengekrönten Böcke antiker Bacchusfeste.

Der Weg zu dem 575 Meter hohen Akro-Korinth, der Akropolis von Korinth, einem Gemenge von hellenischen, fränkischen, venetianischen und türkischen Mauern, führt an der Hadji-Mustapha-Häusergruppe vorbei, an deren Ende eine hübsche, teilweise aus antiken Marmorstücken aufgebaute und mit einer türkischen Inschrift versehene Spitzbogenquelle sich befindet. Von hier fängt der Weg an bergauf zu gehen. Unter uns sehen wir die Häusergruppe von Aplogà und wenn wir ein Bachbett mit der türkischen Quelle von Balu und dann einige Feigenbäume passiert haben, gelangen wir auf dem schottrigen Kalksteinboden zu einer zwischen beiden Hügeleinschnitten befindlichen Thalfurche. Prächtig ist von hier die Ansicht des Hauptthores, das uns gleichsam als eine phantastische, grandiose Theaterdekoration erscheint, sowie des Schlosses von Pendeskufi mit dem rückwärts liegenden Gebirge. Auf der höchsten Höhe der Akropolis, wo sich noch Spuren des Venustempels befinden, liegt das sogenannte Kirchlein von Ayios-Lias mit herabgestürzter Kuppel und mit Fenstern auf beiden Seiten des Mihrab und des Gebäudes. Im Innern haben zahlreiche Wanderer auf die geschwärzte Wand ihre Namen hereingekritzelt. Herrlich ist von dieser Höhe die Aussicht über den Isthmus, auf den Golf und die Ebene, auf das Ägäische Meer mit den Inseln, Piräus im fernsten Dunste, auf die felsigen Höhen und die zweite schlossgekrönte Anhöhe mit den beiden rechts und links sich hinziehenden Thälern.“

„Auf einer flachen Sandspitze liegt, da, wo einst ein Tempel des Poseidon sich erhob, dem ein andrer auf der gegenüberstehenden Spitze von Anti-Rhion entsprach, das feste, mittelalterliche, grösstenteils von den Venetianern erbaute oder wenigstens umgebaute Schloss von Rhion, nun aber stark vernachlässigt. Ein kuppelartiger Eingang führt uns schief durch einen flach gewölbten Gang ins Innere der Feste. Zur Linken erscheint uns im grössten Turm, durch ein riesiges

weissgestrichenes Kreuz bezeichnet, die Kirche; sie bietet im Innern eine grosse Kuppel, in welcher rückwärts die Ikonostasis angebracht wurde; Kanonenscharten dienen zur Beleuchtung. Die Westseite der Kaserne wird als Gefängnis für schwerere Verbrecher benutzt. Als ich dort war, fand ich darin 246 Gefangene, von denen 40, wie mir der Kommandant sagte, geköpft werden sollten; letztere gingen in Ketten herum. Auf der Ostseite sind auf ähnliche Weise, aber minder bewacht, die leichteren Gefangenen eingesperrt; es waren ihrer 38 anwesend. Die einen wie die andern hatten ein wildes Aussehen, waren aber durch die lange Gefangenschaft abgemagert und blass.

Auf der Festungsspitze angelangt, sah ich vergnügten Herzens meine Aufgabe vollendet; sinnend sass ich auf dem äussersten Ende der Festung und blickte bald nach dem traumhaft sich verbergenden Golfe, bald nach der hinauslockenden See. Zugleich dachte ich an den Sieger von Lepanto und an Byron, den modernen Kämpfer für gleiche Ideen, und das blaue Kriegsbanner, das über meinem Kopfe wehte, galt mir als ein Zeugnis der endlich erlangten Freiheit, bis mich gleichsam als höhnische Parodie das Rasseln der Ketten der Gefangenen aus meinen Träumereien aufrüttelte.“

Diese kurzen Auszüge aus dem Buche „Eine Spazierfahrt im Golfe von Korinth“ des Erzherzogs Ludwig Salvator genügen, um in ihm, wie in seinen anderen Schriften, den kunstsinnigen und verständnisvollen Reisenden zu erkennen, einen Führer, an dessen leitender Hand es gewiss keinem gereuen wird, wenn auch nur im Geiste, die genussreiche Rundfahrt um diese herrliche Küste zu machen. So ist es auch mir ergangen, freudig und gerne habe ich den Erzherzog im Geiste begleitet, wenngleich ich oft auf diesem klassischen Boden in Bezug auf die gegenwärtigen Verhältnisse mit Schiller trauern musste:

„Wie ganz anders, anders war es da!
Als man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia.“

Los Angeles in Südkalifornien.

Eine Blume aus dem Goldenen Lande.

Kl. Oktav. 240 Seiten. 15 Abbildungen u. 2 Karten. 1876 u. 1885.

Die erste Auflage dieses Werkes 1878 blieb auf engere Kreise beschränkt und nach einem nochmaligen Besuche des geschilderten Landes liess Erzherzog Ludwig Salvator die zweite Auflage 1885 mit 15 Holzschnitten nach Originalaufnahmen von seiner Hand erscheinen. Das Buch gewährt ein ganz besonderes Interesse nicht allein jenen bevorzugten Reisenden, die zu ihrem Sommer- oder Winteraufenthalt nach Belieben die schönsten Gegenden aufsuchen können, sondern im Speziellen den Europamüden, deren Mittel dieses Ziehen gleich den Wandervögeln nicht zulassen und die durch Auswanderung in bessere Breitegrade Gesundheit und Wohlstand zu finden hoffen. Kein Land biete zu solchen Zwecken so grosse Vorteile, keines sei zur europäischen Auswanderung in jeder Beziehung so geeignet, wie Kalifornien, ein Land, welches Fruchtbarkeit des Bodens und Leichtigkeit jedweder industrieller Entwickelung mit Gesundheit des Klimas verbindet, wo die Rauheit des Winters und die Hitze des Sommers ebenso unbekannt sind. Die menschenfreundliche Gesinnung des fürstlichen Autors kennzeichnet sich besonders in folgenden Worten:

„Es war meine Absicht, in dieser Skizze des so gesegneten Winkels Kaliforniens die Möglichkeit, ja die Leichtigkeit des Erwerbes darzuthun und ich würde mich zufrieden schätzen, wenn ich mit diesen Seiten Einigen zur Gründung eines angenehmen glücklichen Daheims verholfen hätte.“

Unter dem Namen Südkalifornien versteht man gewöhnlich nicht die noch unter mexikanischer Herrschaft stehende südliche Spitze der Halbinsel, sondern jenen Teil des Unionstaates Kalifornien, welcher sich vom 36. Grad bis zur südlichen Grenze desselben ausdehnt. Unter den sieben Grafschaften Kaliforniens ist keine in ihren Gesamtverhältnissen von der Natur so begünstigt wie jene von Los Angeles, die Erzherzog Ludwig Salvator mit Recht als eine Blume aus dem Goldenen Lande bezeichnet. Das landschaftlich äusserst schöne Gebiet erfreut sich eines sehr gesegneten Klimas, gleichsam eines ewigen Frühlings, sodass sich die grösseren Orte vortrefflich als Luftkurorte qualifizieren. Es giebt keinen Monat des Jahres, wo nicht irgend eine Frucht reifte oder verschiedenartige Blumen blühten. Einen eigentlichen Winter giebt es in Los Angeles nicht, sondern nur eine vier Monate andauernde Regenzeit und darnach erwacht die Natur wie mit Zauberkraft von neuem, die Hügellehnen kleiden sich in Grün, die braune Erde der Ebene strotzt von wogenden Gräsern und die ganze Gegend prangt schon im Dezember im Frühlingsschmucke wie im April und Mai in den Oststaaten. Das Land ist äusserst gesund, dank der Gleichmässigkeit seines Klimas und der trockenen stärkenden Luft, sowie den im Sommer wehenden Brisen, dank auch dem trefflichen Wasser. Der Ozean auf der einen Seite und eine grosse Wüste auf der andren, der Mangel an verpesteten Tümpeln und Morästen schliessen die Möglichkeit miasmischer Einflüsse aus.“

Die folgenden Kapitel des Werkes geben interessante Aufschlüsse über die Einwohner.

Unter der alten spanischen und mexikanischen Regierung bildeten die Sprösslinge rein spanischen Geblütes die Aristokratie der Gegend und sie sind heute noch die ersten unter den Kaliforniern. Die Grafschaft zählte nach dem Census von 1880 eine Bevölkerung von 33381 Seelen, welche sich aus 31707 Weissen, 138 Farbigen, 1170 Chinesen und 316 Indianern zusammensetzt. Dieselbe ist sehr gemischt, denn aus aller Herren Ländern strömen Leute zu diesem Paradies. Etwas mehr als ein Viertel davon sind Kalifornier, unter welcher Bezeichnung man die Spanier und ihre Abkömmlinge sowie Mischlinge mit Indianern versteht. Zum Gegensatz nennt man eigentümlicher Weise Amerikaner alle Angelsachsen und die aus anderen Staaten der Union Eingewanderten, welche jetzt die Mehrzahl und den geistigen Kern der Bevölkerung bilden. Es sind intelligente, thatkräftige, industriöse Leute, alle beseelt von lebhaftem Interesse für die Gegend, wo sie Reichtum und Wohlfahrt

erlangt haben. Die ursprünglichen Einwohner, die Indianer, verschwinden von Jahr zu Jahr mehr. Trunksucht und von den Europäern vererbte Krankheiten räumen erschreckend unter ihnen auf. Die Chinesen sind die eigentlichen Arbeiter, sehr verwendbar und geben sich infolge ihrer Genügsamkeit mit einem geringeren Tagelohn zufrieden als die weissen Arbeiter.

Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht und Bergbau sind die Hauptzweige der Betriebsamkeit auf dem offenen Lande der Grafschaft, während der Handel, Gewerbefleiss und Obstkultur hauptsächlich die Stadt Los Angeles beschäftigt. Der Ackerbau bildet die Hauptquelle des Reichtums. Der Wein gedeiht in vorzüglicher Güte. Los Angeles ist der beste Traubendistrikt Kaliforniens und das Zentrum der Orangenkultur. Man kultiviert ferner den Öl-, Feigen- und Mandelbaum; selbst unsere Birn- und Äpfelbäume liefern treffliche und reichliche Früchte und unter den Nussbäumen, die sehr verbreitet sind, giebt es Riesenexemplare, deren Erträgnisse sehr bedeutende sind. Die Natur bleibt das ganze Jahr grün, sodass der Landmann mitten im Winter sein gesamtes Vieh weiden sehen kann, während die Vögel munter singen wie im Frühjahr.

Das Werk zählt mit gründlicher Sachkenntnis die Produkte auf, welche das Land in ungemein reicher Weise hervorbringt und welche wohl noch eingeführt und, richtig behandelt, erzeugt werden könnten, bespricht die Preise für Grund und Boden und zeigt, dass auch der Industrie, dem Handel und dem Bergbau eine schöne Zukunft blüht. Ein eignes Kapitel bespricht die Vorteile, welche sich den Ansiedlern darbieten: es giebt im Los Angeles-Thale allein über eine halbe Million Acres gutes Land, welches auf einen hohen Grad der Kultur gebracht werden könnte. Auch dem Handelsmann und Industriellen steht eine glänzende Zukunft offen, allein die Haupterfordernisse sind wie anderswo: Fleiss, Arbeitsamkeit und Ausdauer, denn dies verlangt man in Amerika in noch reicherem Masse als in unseren Gegenden. Hat man diese Eigenschaften und etwas Kapital dazu, so sind die Chancen, reich zu werden, unleugbar viel bedeutender als in Europa. Für die Europamüden, welche Lust haben, sich dort anzusiedeln, giebt das Buch recht praktische Winke und Ratschläge.

Die rasch aufblühende, von einem Kranz von Bergen umgebene Stadt Los Angeles besitzt meistens einstöckige Häuser, eine schöne Kathedrale, und, beseelt von dem Geiste wahrer Toleranz, liegen eine

Reihe Gotteshäuser der verschiedenen Glaubensbekenntnisse fast neben einander. Es existieren gute Schulen, von denen eine Hochschule besonders durch ihr stattliches Gebäude hervorragt, auch ist die Stadt mit Gas beleuchtet. Für das materielle Leben und die Existenz der Fremden ist gut gesorgt. Es giebt mehrere grosse, komfortabel eingerichtete Gasthäuser; dieselben sind während der Winterszeit durch Leute, welche die gelinden Lüfte Süd-Kaliforniens geniessen wollen, meist überfüllt. Die Umgebung von Los Angeles bietet interessante Ausflüge, die man per Bahn und per Wagen unternehmen kann, besonders wird der Besuch der alten Mission San Gabriel mit den herrlichen, sie umgebenden Gärten hervorgehoben. Thatsächlich haben auch die alten Missionen die Grundlage zu neuen Ansiedlungen gebildet und viele derselben haben sich zu blühenden Städten emporgehoben. Santa Monica, 17 Meilen von Los Angeles, wird wegen der Seebäder besucht und eine Eisenbahn führt dahin. Das sich darbietende Bild am dortigen Seestrande ist wirklich sehr belebt und anziehend durch die mit langen Stöcken versehenen Mexikaner, braun wie die Kinder der Wüste, und eleganten Damen, welche auf ihren Pferden das Ufer entlang dahin eilen. Die Zelte mit Matten, Möbeln und Betten, meist Feldbetten, sind inwendig mit hölzernen Stellagen und Sockeln versehen, das Zelttuch ist darauf genagelt, also festbleibend, indem es für wochen-, ja monatelangen Landaufenthalt bestimmt ist.

San Monica ist der nächste und Wilmington der beste Landungsplatz, der eigentliche Hafen von Los Angeles. Es liegt 23 Meilen südlich von der Stadt, am Ende der Wilmington-Linie der Southern Pacific R. R. Erzherzog Ludwig Salvator schiffte sich auf der dortigen Rhede ein — „die Sonne sinkt in verklärendem Glanze, die fernen Umrisse von Santa Catalina erscheinen und morgen, wenn die leuchtende Sonne wieder aufgeht über diesem gesegneten Lande, werden wir die Küsten von Los Angeles nicht mehr sehen und so lebe wohl, du Blume aus dem Goldenen Lande.“

Die Karawanenstrasse von Ägypten nach Syrien.

Kl. Quart. 88 Seiten. 23 Holzschnitte. 1879.

Bei einem Winteraufenthalte in Ägypten, angesichts der Hafenbauten von Jaffa und Beirut, beschäftigte sich Erzherzog Ludwig Salvator lebhaft mit dem Gedanken einer direkten Landverbindung zwischen Ägypten und Syrien. Mit Rücksicht auf die schlechten, gefahrvollen Ankerplätze des an Produkten so reichen südlichen Palästina reifte der Plan in ihm, den kürzesten und geradesten Karawanenweg der Alten, über Wadi el Arisch, selbst kennen zu lernen, um sich zu überzeugen, ob auf demselben zur Verbindung beider Länder eine Bahnstrasse ausführbar wäre. Da diese Karawanenstrasse seit Eröffnung des Suezkanals fast ganz in Vergessenheit geraten war, so musste der Autor eine Karawane mit Pferden und Maultieren von Jaffa herüberkommen lassen, mit der er die Reise zurücklegte.

„Ich überzeugte mich auf dieser Wanderung“, so heisst es im Vorworte, „von der Unzweckmässigkeit der Ausführung einer Bahnstrecke infolge der starken Sandverwehungen, welchen dieselbe stets ausgesetzt wäre und wodurch ihre Erhaltung zu kostspielig werden möchte.

Die „Esbekieh-Träumereien“ waren verträumt, doch um so lebhafter trat in mir der Gedanke meines alten Ideals auf — der Erbauung eines Hafens in Beirut und des Hinleitens des ganzen syrischen Handels mittels zweier Hauptbahnadern, wovon die eine die namentlich an Cerealien so reiche syrische Küste, die andre das Jordanthal durchziehen würde. Die Hafenbauten in Beirut wären leichter und mithin

weniger kostspielig wie jene in Jaffa; auch sprechen zu Gunsten Beiruts die bereits dort angesiedelten, reichen Handelshäuser, sowie die wichtige Verbindung mit Damaskus und dem Binnenhandel.“

Der Erzherzog schliesst sein Vorwort mit dem Wunsche, dass dieses für die Wohlfahrt Syriens so bedeutungsvolle Unternehmen bald in Erfüllung gehen möge.

„In raschem Fluge versetzte uns eine Dampfbarkasse der Kanal-Compagnie von Ismaïlia nach El Kantara (die Brücke), an welcher Stelle wir mit unserer Karawane zusammentrafen. Es waren sieben Pferde, fünf Maultiere und drei Esel; Kamele, die gleich Phantomen in der Nacht umherirrten, führten wir sieben Stück mit.“

„Wie wohlthuend ist das Gefühl jener Freiheit, die man in der Wüste geniesst, die Seele sättigt sich mit Einsamkeit und die Phantasie malt allerhand Bilder auf dem in der Ferne tanzenden Horizonte. Der alte Abou Nabout ritt mit aller Ruhe der Muselmänner langsam einher, seine schwarzen Augen rollten auf die Fläche und auf den welken Lippen schienen Jugendträume aufzutauchen, wie sein Pferd den fliegenden Sand stampfte. Dem Araber ist die Wüste, wie dem Seemann das Meer, die Heimat, nach der er sich sehnt.“ —

„Wir hatten drei Zelte, wovon zwei als Wohn- und eins als Speisezelt diente, ausserdem noch ein Küchenzelt und ein kleines Abtrittzelt. Abends wurden die Zelte aufgeschlagen, unsere vier Mukri und zwei Kameltreiber improvisierten ein Feuer und streckten sich um dasselbe aus. Der Mond beleuchtete still die friedliche Scene und bald legten wir alle uns zur wohlverdienten Ruhe.“

Die folgenden Seiten enthalten die Schilderung der Karawanenreise, so wie sie Abend für Abend im Zelte niedergeschrieben wurde.

Wir müssen uns beschränken, einige besonders markante Stellen wiederzugeben.

„Der Tag war herrlich, die Luft stärkend, diese reine kräftigende Luft der Wüste. Wir zogen durch die einförmige Ebene, in deren Ferne man gegen Südosten den Dschebel Al ou Assab (Gebirge des Vaters des Zuckerrohres) auftauchen sieht. Von den erhöhten Stellen des welligen Bodens erblicken wir zwei Dampfer, die den Kanal hinaufziehen. Es macht einen gar sonderlichen Eindruck, die bemasteten Riesen scheinbar in einem Meere von Sand gravitätisch vorschreiten zu sehen, denn der Kanal selbst bleibt verdeckt und nicht genng kann man das grosse Unternehmen preisen.“

„Hierauf gelangten wir an eine wellige dominierende Stelle, von der man weithin die obengenannten Gebirge und die Palmengruppe von Zanga überschaut. Zur Linken entfaltet sich uns inzwischen die herrlichste Fata Morgana mit einem grossen See samt seinen Vorsprüngen, ja sogar die Brandung des Meeres in täuschender Ähnlichkeit. In der Ferne sehen wir mehrere Beduinen und einige Weiber, welche meist schwarze Ziegen auf die magere Weide führen.“

„Man gelangt später zu einer grossen Sandkette, mühsam schleppen sich die Pferde in dem beweglichen Sand dahin. Die vollkommenste Wüste, öde und pflanzenleer. Überall sieht man umherliegende Kamelgerippe, an denen namentlich die frischeren unserer Pferde nur behutsam vorbeigehen wollen.“

„Es tauchen bereits über den sandigen Wellen die Palmen der Oase von Katia auf, und zwischen den Palmenstämmen winken unsere Zelte uns entgegen, die wir schliesslich bei einbrechender Dunkelheit erreichen. Unsere Pferde waren sehr ermattet und brauchten Erfrischung, aber auch uns war das bei den Zelten lodernde Feuer und nach einem erquickenden Waschen das aufgedeckte Abendmahl gar sehr willkommen und genussreich die Ruhe, ein wahres morgenländisches Kef auf den weit ausgebreiteten Teppichen. Zahlreiche Beduinen kampierten in der Nähe und weithin erklang in der stillen Nacht der Gesang ihrer Frauen.“

„Den Reichtum der Oase bildet der grosse, breite, aus Ziegeln gemauerte Brunnen mit Rigole, um nach dem Schöpfen die Tränken speisen zu können. Wir fanden dort eine Karawane von Damaskus mit einigen schlanken Moukri, welche Pferde und Maultiere, die nach Kairo bestimmt waren, trieben. Diese Herde, gehütet von den braunen, feinzügigen Gestalten der Syrier, bildete ein malerisches Bild voll charakteristischen Gepräges, mit den Palmen im Hintergrunde, mit diesem Dufte der Wüste, wo die grell erleuchteten Farben wie durch eine Gesamtlazur verbunden werden.“

„Der Weg ging stets den Telegraphenstangen entlang. Der Wind wehte von Süden, die Luft war gar zu brennend, wir durchzogen die sandige Wüstenhügelgegend, El Bredj genannt, welche von den Beduinen als wasserlose, anstrengende Strecke gefürchtet war. Wir begegneten einer Schar reisender, durch Durst und Hitze ermatteter Beduinen, die uns um Wasser baten. Herzzerreissend war es anzusehen, wie mühsam sich schleppende Kinder ihre Eltern nur um einen Schluck Wasser anflehten. Mir dünkt, ich höre noch heute ihr banges Jammern,

wie sie eines nach dem andern aus den leeren Thonflaschen vergeblich noch einen Tropfen herauszubekommen suchten. Ich erinnere mich noch lebhaft an eine Familie, es war ein alter Mann mit drei kleinen Kindern, die beiden kleinsten klammerten sich auf dem Rücken eines alten erschöpften Esels an, während der Greis den bronzefarbigen älteren Knaben an der Hand führte. Auf einmal brach das Tier zusammen und stöhnte im Sand, wo sich die Kleinen wälzten. Was jetzt? Die Augen des alten Mannes sind mir unvergesslich. ‚Allah, Allah!‘ rief er aus und hob seinen Blick zum Himmel; er setzte sich nun ebenfalls in den Sand, nahm die armen Kleinen zu sich und liess das Tier ausruhen. Doch, wir müssen weiter.“

Am fünften Tage erblickten die Reisenden das ferne Schloss El Arisch, den letzten Vorposten ägyptischer Herrschaft gegen Osten. Als Knotenpunkt der Karawanenstrasse ist die ganze Existenz von El Arisch auf den Karawanenhandel basiert, es ist mit einem Worte eine Ortschaft von Kameltreibern.

„Die ärmliche Ortschaft zählt 2800 Einwohner, die Beduinen, die in der Umgebung hausen, nicht mitgerechnet. Als Besatzung des stattlichen Kastells, mit sechseckigen Türmen an den Ecken, zählt man etwa 60 Soldaten, das Innere schaut sehr verlassen aus. Wir finden dort zerfallene Bahnhäuser für die Soldaten und den Divan des Gouverneurs mit einer Halle und einem mit Teppich belegten und mit einem Polster versehenen Inneren.“

Bei der Beschreibung der Ortschaft, die fast nichts Sehenswertes enthält, erzählt der Erzherzog eine kleine Episode.

„Während ich zeichnete, nahte sich mir ein alter Mann, der die Gräber einiger Kinder besah. Er frug mich, ob ich Kinder hätte; als ich verneinte, sagte er zu mir: ‚Armer Mensch!‘ mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns. Man sieht, wie sehr bei diesen Völkern die Vorstellung des Familienglückes mächtig ist. ‚Aber was ist zu machen‘, setzte er weiter hinzu, ‚man muss sich fügen, Gott wollte es so.‘ Ich setzte mein Zeichnen mit ernster Miene fort.“

„Doch auch von El Arisch hiess es scheiden. Der Gouverneur und alle die dortigen Bekannten winkten uns noch zu, als wir gegen Osten zogen.“

An den Telegraphenstangen weiterziehend, erreichten die Reisenden am Abend Scheich el Zvoyed und fanden mit Freuden auf dem smaragdgrünen Rasen ihre Zelte aufgepflanzt. Andern Tages wurde Khanyounis

erreicht. Die Gegend hatte sich gänzlich geändert, grüne Landschaft und Bäume waren für das Auge des aus der Wüste Angekommenen eine ungewöhnliche Pracht. Khanyounis, die letzte Ortschaft Syriens gegen Ägypten, ist eine freundliche Ortschaft von 1000 Einwohnern. Das Hauptbauwerk, die 850 Jahre alte Kalá, bildete einstens ein stolzes Viereck mit Mauern und runden Türmen; heute ist ein Teil der Mauern zerstört und in wüstem Durcheinander ist der einst umzingelte Raum derselben mit elenden, halbbaufälligen Häusern angefüllt, welche den Soldaten als Wohnung dienen. Noch erhebt sich das achteckige Minaret, aber die daselbst liegende, mit einer eiförmigen Kuppel versehene Moschee ist fast ganz zertrümmert. Die Ortschaft ist ärmlich; etwas Ackerbau, aber besonders die Viehzucht, ernährt die Bewohner.

Am folgenden Tage erreichten die Reisenden Ghaza im heiligen Lande, im Lande der Fülle und des Reichtums. Die Kameltreiber wurden verabschiedet und nach einigen Tagen machte sich der Erzherzog mit seinen Pferden und Maultieren auf den Weg, um zum drittenmale nach Jerusalem zu pilgern.

Bizerta und seine Zukunft.

Oktav. 48 S. 1881.

Das kleine, in Form unscheinbare Werkchen giebt eine ausführliche Beschreibung von einem der besten Seehäfen der tunesischen Regentschaft; es ist zugleich mit einer hübschen Karte und einer Anzahl niedlicher Skizzen von der Hand des Verfassers ausgestattet.

Nach Erzherzog Ludwig Salvator ist gegenwärtig Bizerta eine der schönsten Buchten der nordafrikanischen Küste und durch das weit vorspringende Kap Bianco gegen die vorherrschenden Westwinde geschützt. Die Stadt liegt westlich im Hintergrunde der Bucht, welche von langgedehnten, mit Ölbäumen und Feldfrüchten bepflanzten Hügeln umgeben ist. Man vermag überall in der breiten Bucht zu ankern, wennschon der beste und geschützteste Ankerplatz dem Schlosse von Sidi Suleiman gegenüber in 6—8 Faden Wasser sich befindet. Die Hauptwichtigkeit Bizertas besteht in seinen Seen, von welchen der Tinja-See (das Hipponitis Palus der Alten) in einen ganz vorzüglichen Hafen umgewandelt werden könnte, wenn man nur die Energie und die Mittel besässe, zwischen der dermaligen Bucht, welche gleichsam als Vorhafen dienen würde, und dem inneren See einen Kanal zu bauen. „Am zweckmässigsten wäre dieser Durchstich in dem sichelförmigen Sandufer hinter Bab-el-Ramel auszuführen, wo die Entfernung am geringsten und die Lage, dank dem vorspringenden Kap Bianco, am

geschütztesten ist. Der Tinja-See ist von Osten nach Westen ungefähr 8 Meilen lang und $5^1/_2$ Meilen breit und hat eine Tiefe von 5—7 Faden. Welch herrlicher Binnensee, der einen Ankerplatz von 50 Quadratmeilen für die grössten Schiffe gewährt und zugleich einen so grossen Reichtum an auserlesenen Fischen besitzt! Wie leicht wäre dessen Mündung zu verteidigen, um ihn gewissermassen zu dem ersten festen Seeplatz Nordafrikas zu machen!“

Im Südwesten liegt ein andrer fast ebenso grosser, aber nicht gleich tiefer See, Gharat Dschebel Ishkül genannt (das Sisara der Alten). Derselbe ist mittels eines durchschnittlich 6 Fuss tiefen und 25 Yard breiten gekrümmten Kanals (Qued Tinja) mit dem Tinja-See verbunden.

Das Klima von Bizerta ist mild im Winter und infolge der regelmässigen frischen Mittagsbrise auch kühl und angenehm im Sommer. Dabei ist es sehr gesund, indem der jetzige See gar keine Malaria mit sich führt; dagegen kommen im Frühjahr und Herbst häufig Ophthalmien vor. Obschon Bizerta nur 36 Meilen von Tunis entfernt ist, so besteht doch mit der letzteren Stadt kein reger Verkehr. Derselbe geschieht zumeist auf einer ziemlich schlechten, nach starken Regengüssen gänzlich unwegsamen Strasse. Auch der Postdienst wird auf gleiche Weise mittels Karawanen höchst unregelmässig besorgt.

Bizerta ist phönizischen Ursprungs. Die Bewohner von Tyr gründeten die Stadt und verbanden durch einen Kanal den See mit dem Meere. Der prachtvolle See — Sisera lacus — war im Altertume berühmt. Die Stadt spielte eine wichtige Rolle in den punischen Kriegen. Auch die weitere Geschichte derselben ist sehr interessant. Schon im 1. Jahrh. n. Chr. war sie ein Bischofssitz, im Jahre 661 wurde sie von dem Islam erobert, im 15. Jahrhundert gründeten aus Spanien vertriebene Mauren dort einen Stadtteil, „das Viertel der Andalusier“. Mehrere Jahrhunderte lang, bis zur Einnahme Bizertas durch die Franzosen 1830, hatte Bizerta keine Christen. Seit 1892 ist es wieder ein Bischofssitz. Bizerta zählt 5—6000 Einwohner, darunter 150 Europäer, zum grössten Teil Italiener, von welchen einige sehr wohlhabend sind. Die Industrie befindet sich noch völlig in der Kindheit und ihre Erzeugnisse dienen fast ausschliesslich zum Gebrauch der Einwohner. Der Fischfang bildet eine der Hauptbeschäftigungen der einheimischen Bevölkerung; doch giebt es eine grosse Anzahl von Naturprodukten, welche bei rationeller Benützung der Bodenverhältnisse zu einer reichen Quelle des Erwerbes sich entwickeln müssten. Wolle, Öl, Weizen, Gerste, Bohnen, Mais,

Erbsen, Sorghum, Rinder, Schafe, Häute, Felle und Ziegenhaare u. s. w. werden schon jetzt in nicht unbeträchtlichen Mengen ausgeführt. In vielen Gegenden der Regentschaft liefert der Boden einen Weizen, härter und schwerer als die beste ungarische Ware, und eine Gerste von 70—72, ja selbst 76 Kilo Gewicht, also fast die beste bisher bekannte Braugerste der Welt. Die hohe Wichtigkeit Bizertas tritt aber erst recht vor Augen, wenn man die Bedeutung der ganzen tunesischen Regentschaft für den Welthandel in Betracht zieht. Bei einem Flächenraume von mehr als 3000 Quadratmeilen oder einer Grösse wie etwa Bayern, Sachsen, Württemberg und das Grossherzogtum Hessen zusammengenommen, hat Tunis nur eine Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen Seelen, und besitzt gleichwohl eine Fruchtbarkeit, welche den berühmtesten Strecken des ungarischen Banats gleichkommt, vor dem es jedoch den Vorzug eines gleichmässigen Küstenklimas voraus hat, welches zwei Ernten im Jahre ermöglicht! Schon jetzt, wo keinerlei intensive Kultur, keine einzige europäische Grosswirtschaft besteht, sondern von der geringen Bevölkerung in echt orientalischer Weise nicht viel mehr gebaut wird, als zu ihrem Lebensunterhalte nötig, zählt Tunis zu den Getreide exportierenden Staaten. Im Jahre 1878 (einem Durchschnittsjahre) betrug der Export von Weizen 261 500, von Gerste 134 400 Hektoliter — Ziffern, welche um so mehr Beachtung verdienen, als sie bei den zahlreichen noch unbebauten Ländereien und der Fruchtbarkeit des Bodens leicht die zehnfache Höhe erreichen könnten. Ebenso würden der Weinbau, die Obstkultur, die Seidenzucht äusserst lohnende Resultate liefern.

Der Zweck des fürstlichen Schriftchens ist, auf die natürlichen Vorzüge Bizertas, sowie auf die Wandlungen hinzuweisen, welche das jetzt noch so weltabgeschiedene Städtchen mit seinem echt orientalischen Gepräge durchzumachen im Begriffe steht. „Die morgenländische Poesie Bizertas wird bald vor der alles nivellierenden Weltkultur gewichen sein. Dafür wird aber die Stadt jene wichtige Stelle einnehmen, welche sie infolge ihrer naturbevorzugten Lage verdient.“

Hobarttown

oder

eine Sommerfrische in den Antipoden.

Gr. Quart. 284 Seiten Text.
23 Vollbilder, 6 Illustrationen u. 1 Karte. 1886.

Es ist eine stets wiederkehrende Erscheinung, dass bei neuen Ansiedlungen, in dem Masse, je älter sie werden, das Bedürfnis nach Erholung, die Sucht nach dem Genusse um so lebhafter zur Geltung kommt. Die Kolonie ist nicht mehr die öde, verlassene Gegend, in welcher man nur Geld zu gewinnen trachtete und sich der Hoffnung hingab, den erworbenen Wohlstand eines Tages in behaglicher Ruhe in der alten Heimat geniessen zu können; man hat sie vielmehr immer mehr lieben und schätzen gelernt, sie ist zu einem zweiten Vaterlande geworden, in dem man zwar nicht geboren ist, wo man aber leben und geniessen will. Diese Erscheinung ist vielleicht nirgends in so starkem Grade zu Tage getreten wie in Australien, wo die kolonisierten Gegenden einen noch fabelhafteren Aufschwung genommen haben als in Amerika. Jetzt empfindet der Australier keine Sehnsucht mehr nach dem alten Europa, er sehnt sich im Gegenteil, wenn er hier verweilt, nach seinem sonnigen Kontinente. Bei allen Hauptstädten Australiens entstehen, wie durch Zauberkraft, wahrhaft fürstliche Residenzen, Landhäuser inmitten üppiger Gärten, lachende Cottages am Meeresstrande und an den Hügelabhängen. Alle Bequemlichkeiten des Luxus, aller Komfort der eignen Behausung sind jedoch dem reichgewordenen und unabhängigen Eigentümer nicht mehr genügend. Die Sommerfrische muss, wie in Europa, Abwechslung bieten, sie muss die Ausruhezeit sein während der warmen Monate und fürwahr, die heissen Nordwinde

geben genügend Veranlassung dazu. Diesem Bedürfnis entspricht wie kein anderer Platz Tasmanien, welches namentlich von Melbourne und Adelaide noch leichter erreichbar ist als das Sydneysche Hochgebirge, und vorzüglich aus ersterer Stadt in den heissen Sommermonaten ganze Menschenmengen nach sich zieht.

In wenigen Stunden von Melbourne erreichbar, bietet Tasmanien und namentlich Hobarttown, dank seiner südlichen Lage, seiner äusserst gesunden Luft, der reichen Waldungen und dem belebten Meeresstrande, einen frischen, kräftigenden Sommeraufenthalt. Die gesegnete Insel ist bereits jetzt das grosse „Summer resort“ der Antipoden und berufen, es von Tag zu Tage immer mehr zu werden.“

Diesen Worten der Einleitung hat der erzherzogliche Autor noch angefügt: „Vielleicht trägt das Büchlein dazu bei, die Aufmerksamkeit der Auswanderer dahin zu lenken, wo es ihnen gegönnt ist, sich ein friedliches und angenehmes Heim zu schaffen. Ich hielt es für angezeigt, dieser Hauptstadt Tasmaniens und ihrer Umgebung einiges über die allgemeinen Verhältnisse der Insel vorauszuschicken, um einerseits das Verständnis der Gegend klarer zu machen, anderseits darzuthun, was man dort suchen und finden kann.“

Tasmanien, die Garteninsel, auch die Insel der Schönheit genannt, liegt etwa 120 Meilen südlich vom australischen Kontinente, von dem sie durch eine Meerenge getrennt ist; sie misst von Norden nach Süden etwa 170 Meilen, von Osten nach Westen 160 Meilen. Zu ihr gehören zahlreiche kleine Inseln, welche in geringer Entfernung von der Küste gelegen sind. Man kann sagen, dass Tasmanien zwei Hauptgebirgszüge besitzt, welche getrennt sind durch die flacheren Zentralgegenden. Die östliche Kette, welche 40 Meilen von der Küste entfernt ist, hat eine durchschnittliche Höhe von 3750 Fuss; die westliche Kette besteht aus einem erhöhten Tafelland in einer mittleren Höhe von 3000 Fuss. Die Insel hat drei Halbinseln an der Ostküste, welche, gleich der Nordküste, am meisten eingeschnitten ist, während die gerade Westküste felsiger und wilder erscheint. Sie hat eine Reihe vortrefflicher Häfen, ist gut bewässert und hat viele Flüsse und Seen, die hauptsächlich die ersteren speisen. Der zweite Abschnitt behandelt die Geschichte Tasmaniens, die Entdeckung der Insel im Jahre 1642 bis zu ihrer Besitzergreifung durch die Engländer 1804, welche die erste Ansiedlung Hobart und Hobarttown nannten. Die Ansiedlung prosperierte im allgemeinen. Schon im Jahre 1808 kam eine grosse Zahl englischer

Gefangener aus Norfolk Island an, gründete Pithwer und New Norfolk, wodurch sich die Bevölkerung verdoppelte; bald traf das erste Schiff mit freien Einwanderern ein. Freie Landkonzessionen, das Borgen von Vieh und Samen, dann die billige Arbeitskraft im Überfluss veranlassten viele zu dem Entschlusse, sich in Tasmanien niederzulassen. Zu Anfang des Jahres 1824 lebten die Kolonisten noch im Abhängigkeitsverhältnisse, aber schon im Dezember des folgenden Jahres wurden sie zur unabhängigen Kolonie unter einem Gouverneur erhoben. Das Land nahm nun einen gewaltigen Aufschwung. Die Einwohnerzahl, durch Einwanderer verstärkt, wuchs rasch, Handel und Wandel blühten auf. Wie ganz Australien, so hörte auch Tasmanien 1853 auf, eine Strafkolonie zu sein. Im Jahre 1857 wurde die erste Telegraphenleitung in Hobart eröffnet und die Gasbeleuchtung in der Stadt eingeführt, 1871 die erste Eisenbahn dem Verkehr übergeben.

Über das Klima schreibt Erzherzog Ludwig Salvator im dritten Abschnitte, dass kaum ein besseres auf Erden zu finden ist. Der Winter mild wie an der Riviera, der Sommer, dank der vorherrschenden Südwinde, fast so kühl wie in England, die Nächte stets von labender Kühle; dazu der reine Himmel, die sonnige, durchsichtige Atmosphäre, die schöne Landschaft und die grossartigen Ausblicke auf den Stillen Ozean, der häufig von dem schönsten Blau ist, sodass er in dieser Beziehung mit dem Mittelmeere rivalisieren könnte. Durch acht Monate des Jahres kann man, namentlich des Morgens, auf klares Wetter rechnen. Alle diese Verhältnisse müssen notwendigerweise auf die Gesundheit günstig wirken.

Die folgenden Kapitel behandeln geologische Verhältnisse, dann Mineralien, Pflanzen und Tiere auf Tasmanien.

Das siebente Kapitel ist besonders interessant; es giebt eingehenden Aufschluss über die vollständig ausgestorbenen, eingeborenen Tasmanier. Mit Cyklonenkraft hat die Einwanderung der Weissen die Bevölkerung verdrängt. Der Verzweiflungskrieg, den dieselbe um ihre Existenz führte, war es indessen nicht allein, was sie einer raschen Vernichtung entgegenführte, sondern, nachdem man ihnen ihre besten Gründe genommen und ihre Jagden vernichtet hatte, verkamen sie allmählich und das Gift europäischer Laster, Ausschweifung und Trunksucht, trug nicht wenig dazu bei. Diese Erscheinung kann man noch heutzutage in Nordamerika bei den Indianern, auf Neuseeland bei den Maoris und auf dem australischen Kontinente bei den Negritos beobachten, und dies

geschah auch seiner Zeit bei den Tasmaniern. Die Kenntnisse über jenen Volksstamm, soweit sie noch vorhanden sind, hat der hohe Verfasser zu einem anschaulichen Bilde verwertet, in welchem er die früheren Eingeborenen in ihrer Lebensweise, ihren Sitten und Gewohnheiten schildert.

An Stelle der schwarzen Bevölkerung ist nun die zahlreiche weisse getreten. Dieselbe betrug nach der Statistik im Jahre 1881 115705 Personen.

Die beigegebenen statistischen Tabellen geben Aufschluss über Altersverhältnis, Geburtsorte, Eheverhältnisse, Nationalität, Geburten, Todesfälle, Heiraten, Ein- und Auswanderung und Kriminalstatistik.

Aus letzterer resultiert sich die erfreuliche Thatsache, dass die Bevölkerung Tasmaniens in Bezug auf moralische Eigenschaften jetzt sehr streng ist, eine Erscheinung, die man bei einem Volke, welches zum Teil von den ehemaligen deportierten Sträflingen abstammt, kaum ahnen möchte.

Der vorherrschende Zug ist eine gewisse Behaglichkeit. Man findet nicht jene hastende, mit Dampf arbeitende Thätigkeit wie in anderen Kolonien, dafür giebt es aber hier mehr innere Zufriedenheit. Die Häuser sind nach englischer Manier gebaut und die Sitten haben den englischen Charakter mehr bewahrt, als jede andre australische Kolonie. Auch sind allenthalben zumeist englische Namen in Verwendung. Die Bildung ist eine ziemlich grosse und allgemeine, überall werden öffentliche Schulen errichtet.

Der Ackerbau bildet, wie uns ein ausführliches Kapitel belehrt, den Haupterwerbszweig Tasmaniens und nimmt von Jahr zu Jahr an Bedeutung und Entwicklung zu. Die Einnahmen sind gut, da Boden und Klima günstig sind. Nicht bloss in Bezug auf die Quantität, sondern auch bezüglich der Qualität bietet das Getreide Tasmaniens alles, was ein Farmer nur wünschen kann. Eingefügte statistische Tabellen geben genauen Aufschluss über Kulturland, Ernten, Ertrag derselben, landwirtschaftliche Maschinen etc.

Dem Kapitel Viehzucht entnehmen wir, dass dieselbe ebenfalls sehr erträgnisreich ist, vorzüglich die Aufzucht edler Schafe, Rinder, Pferde, Schweine u. s. w., welche stets grosser Nachfrage in anderen Kolonien begegnen, wie die statistischen Tabellen beweisen. Die Schafe bilden das Hauptkontingent und es genüge die Thatsache, dass Tasmanien im Jahre 1878 8 029 808 Pfd. Wolle im Werte von 472 781 Pfd.

Sterling ausführte. Besonders günstig ist das Klima für die Entwicklung der Pferde, für welche die Tasmanier, als echte Nachkommen der Engländer, eine grosse Vorliebe haben. Das Hornvieh lebt meist in einem halb verwilderten Zustande; es wird gewöhnlich bloss einmal im Jahre durch Hirten zu Pferde zusammengetrieben, um die Kälber auszusuchen und zu brennen. Die Kühe sind daher wild und schwer zu melken.

Bei der Besprechung von Industrie und Handel fällt es auf, dass der Export den Import nur um verhältnismässig Weniges übersteigt; diese Erscheinung wird erklärt aus der Vorliebe der Kolonisten für die in ihrer Kolonie selbst erzeugten Gegenstände, wodurch der heimische Verbrauch ein hoher ist.

Infolge seiner Lage ist die Schiffahrt für Tasmanien von besonderer Wichtigkeit. Zumeist sind es englische und Kolonialschiffe, die den Verkehr mit den australischen Kolonien vermitteln. Die grösste Verkehrsziffer (145 Schiffe im Jahre 1881) weist der Hafen von Hobart auf. Die Post nach Europa verkehrt alle 14 Tage über die Overland-Route via Melbourne.

Eisenbahnen und Telegraphenleitungen durchziehen das ganze Land, gute Strassen führen nach allen Richtungen.

Im weiteren Verlaufe des Werkes werden die Einnahmen und Ausgaben, Banken, Wohlthätigkeitsanstalten, Gesellschaften ziffernmässig genau dargestellt, die Regierung erwähnt und den Schluss des allgemeinen Teiles bildet: „Ein Kapitel für Auswanderer, Vergangenheit und Gegenwart“, in welchem der hohe Verfasser seine diesbezügliche Erfahrung und Ratschläge niederlegt. Es würde uns zu weit führen, den interessanten Stoff, wie er es verdiente, eingehender zu zitieren, wir müssen uns begnügen, einige Stellen daraus zu entnehmen.

Erzherzog Ludwig Salvator schreibt: „Wie viele Leute können sich dort durch Auswanderung eine glückliche unabhängige Lage schaffen. Für den britischen Farmer mit geringem Kapital und grosser Familie, für den Halbsold-Offizier, für den kranken oder geschwächten Anglo-Indier kann man keinen geeigneteren Platz finden. Die Ähnlichkeit mit dem Mutterlande, die gleichen Sitten, sowie die englischen Namen der Counties heimeln ihn an. Thatsächlich giebt es viele solche Familien in Tasmanien und wenn man bei ihnen auch nicht grosse Reichtümer antrifft, so findet man im allgemeinen Bequemlichkeit und Überfluss.“

Über die Grösse der Löhne und Preise der Nahrungsmittel und Waren, des Ackerbodens und der Bodenzinse geben die statistischen

Tabellen den sich dafür Interessierenden genauen Aufschluss. Der hohe Verfasser fügt noch einen wohlgemeinten Rat an, indem er zum Schlusse spricht: „Will der Auswanderer sich nicht der Agrikultur oder Viehzucht widmen, so bleibe er lieber zu Hause. Hat er aber etwas Kapital und Lust und Liebe zum Landleben, dann frisch hinaus nach dem glücklichen Tasmanien.“

Die Stadt Hobarttown oder Hobart, wie es legal genannt wird, ist Sitz der Regierung und die Hauptstadt Tasmaniens, sie zählt 21118 Einwohner. Das Zentrum der Stadt bildet der hübsche Franklins Square, ein mit schattigen Bäumen und Bosquets bepflanzter Platz mit Ruhebänken. Zu den grösseren Gebäuden gehören die Commercialbank, das Parlamentsgebäude und das Rathaus. Die meisten eleganten Häuser sind aus Stein aufgeführt, die übrigen sind klein, viele mit Vortreppen und aus Holz erbaut und der weitaus grösste Teil aller Häuser ist mit Schindeln gedeckt.

Hobarttown besitzt neben den beiden Kathedralen, der katholischen und episkopalen, nicht weniger als 31 Kirchen und Kapellen, 62 Privatschulen und 7 öffentliche Schulen, ein Theater und ein sehenswertes Museum vaterländischer Produkte und Erzeugnisse. Ein Überblick über die ganze Stadt, wie sie sich sanft anlehnt an die doppelte Mulde, in der Mitte von der katholischen Kirche überragt, dann der ganze Hafen mit seinen Buchten, der ein schönes Bild darbietet, weiter die andere Anhöhe der Stadt, von der englischen Kirche überragt, endlich als Hintergrund die Hügel mit bewaldeten Gipfeln, und bebauten Abhängen: dieser Anblick gewährt eine Vorstellung von der Lieblichkeit der Uferscenerie und von der vortrefflichen Lage der Stadt. Hobarttown verfügt über eine bedeutende Dockausdehnung, welche eine grosse Bequemlichkeit zum Auf- und Abladen sowie zum Ausbessern der Schiffe bietet. Der Hafen von Hobarttown ist einer der schönsten auf der Welt. Gegen alle Winde geschützt und leicht zugänglich, ist er, dank seiner Tiefe, imstande, ganze Flotten der grössten Schiffe dicht bei den Magazinen aufzunehmen.

Wie in anderen australischen Kolonien, so zeigt sich auch hier die besondere Vorliebe für Wasserfahrten, sie bilden das Hauptvergnügen des Sonntagsnachmittags, wozu allerdings der herrliche Hafen mit seinen Einbuchtungen vortreffliche Gelegenheit bietet. Ein Zeichen dieser Vorliebe sind auch die verschiedenen Rudervereine und Regatta-Gesellschaften. Einer grossen Beliebtheit erfreuen sich die Pferderennen und das Criquetspiel, für das jeder echte Engländer eine Vorliebe hat.

Die vielen genussreichen näheren und ferneren Ausflüge, die man von Hobart aus an alle schönen Punkte der Insel ausführen kann, sind in verlockender Weise geschildert. Die beste Gelegenheit, die Wunder Tasmaniens kennen zu lernen, bieten die Ausflugsdampfer, welche von Hobart nach Port Arthur verkehren.

„Gegen Osten von Port Arthur springt der schöne, sehr hohe Cape Pillar vor, mit seinen kerzengeraden feenhaften Basaltsäulen und eine halbe Meile davon entfernt Tasman Island, ebenso phantastisch wie jener in ihrer Formation. Grossartig über alle Massen ist der Blick auf diesen engen Kanal, durch welchen, dank seiner Tiefe, grosse Schiffe fahren können, eine Phantasmagorie von Basaltsäulen, wie sie die lebhafteste Phantasie nicht erfinden könnte. Das Allergrossartigste aber ist die Südspitze von Tasman Insel, wo die Basaltmassen die Formen von Eisbergen annehmen. In diesen Anblick versunken, wollen wir dem schönen Hobbartown noch ein herzliches Lebewohl zurufen.“

Lose Blätter aus Abbazia.

Quart. 91 Seiten. 32 Illustrationen. 1886.

Unter den Seebädern des Adriatischen Meeres verdient wohl keines mit grösserem Rechte die Perle unter ihnen genannt zu werden, als Abbazia im Meerbusen von Fiume. Lange ist es, dem Veilchen gleich, gebückt in sich und unbekannt geblieben, bis es durch die grossartigen Unternehmungen der Österreichischen Süd-bahn-Gesellschaft zu einem hervorragenden Modebade erstanden ist.

Zahlreiche Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses, wie die Kronprinzessin Stephanie, der Erzherzog Josef und, last not least, der Erzherzog Ludwig Salvator, die hier monatelang verweilten, haben ihre Gunst dem reizend gelegenen Orte zugewandt, und vor wenigen Jahren hat die Kaiserin von Deutschland mit ihren Kindern dort Erholung und Kräftigung gefunden.

Abbazia tritt immer mehr hervor und nicht lange wird es dauern, dass es als Badeort dem so zahlreich besuchten Lido von Venedig den Rang streitig machen wird.

„Lose Blätter aus Abbazia“, so nennt der Erzherzog sein Buch. Es sind 32 Skizzen, lose Blätter, die er in seinen Mussestunden, während seines monatelangen dortigen Aufenthaltes im Jahre 1885, am Strande gesammelt hat; mit grösserem Rechte hätte der fürstliche Verfasser sie als Blüten bezeichnen dürfen.

Wir haben versucht aus dem reichen Inhalte einen Strauss zu binden, duftig und sinnig-schön, der mehr als in den anderen Werken des Erzherzogs sein inneres Seelenleben offenbart, ihn als hoch-begnadeten Dichter und Zeichner hinstellt.

Als Band zu diesem Strausse nahmen wir eine Stelle aus der Vorrede. Wir sind überzeugt, dass die Blüten den Lesern gefallen werden und dass niemand den Strauss ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

„Er lese im grossen Buche der Natur, das ist eine Lektüre, bei welcher man sich nicht die Augen anzustrengen hat, wie bei der Druckerschwärze, sondern nur Erholung und Genuss schöpfen wird. Sind es Eltern, denen das Bändchen in die Hände gerät, so mögen sie ihren Kindern gleich in den frühesten Jahren diese Liebe zur Natur und diese Freude an der geringsten Kleinigkeit in derselben einprägen, wie sie den Verfasser nie verliess, wie sie sich offenbart im Zittern eines Blattes in der Mittagsbrise, in dem Brechen einer Welle am Strande, im Flattern eines Schmetterlings oder im Summen einer Biene. Auf diese Weise werden sie ihren Nachkommen das beste Mittel zur irdischen Zufriedenheit hinterlassen. Man suche überhaupt in diesem bevorzugten Erdenwinkel nur Ruhe und Naturfreuden, lasse die Stunden ruhig dahinfliessen, das Herz voll Heiterkeit und Freude, und hebe nur den Blick zu Gott in ewiger Bewunderung für die Schöpfung und in Dankbarkeit für die Glückseligkeit des Augenblicks.“

„Wer erinnert sich nicht mit Wonne an das köstliche Bad von Abbazia! So schattig, so kühl, das Wasser so krystallrein, ein wahres Götterbad, ein Bild von Claude Lorrain in der Natur, mit all seinen Reizen, mit aller Vollkommenheit der gesuchten Linien, des Lazurs der Farben, dem märchenhaften Hintergrunde, in welchem auch die badenden Nymphen nicht fehlen. Ja, die luftigen, fernen stahlblauen Hintergründe von Cherso mahnen an griechische Landschaften, selbst in dem Namen liegt griechischer Laut und Valle d' Augusto dort auf dem lichtblinkenden Veglia versetzt uns ganz in das Altertum. Doch fort mit solchen archäologischen Reminiscenzen, betrachten wir, geniessen wir die köstliche Gegenwart. Ein samtweicher, feiner Sand breitet sich auf dem ganzen Grunde der Einbuchtung aus und reicht bis zu den Felsen des Ufers. Einen Sandstrand giebt es wohl nicht und deshalb entbehrt man auch den Wellenschlag und die kräftigen Sandbäder und das langsame Hinabwaten, dieses namentlich für Kinder so unterhaltende Spiel mit der am Ufer sich faltenden Welle. Hier muss man auf Stufen hinabsteigen.“

„Oberhalb des Bades ist die schattigste und kühlste Stelle, welche Erfrischung spendet in den Mittagsstunden der heissen Tage, wo überall die Sonne sich einzudrängen sucht und kein Lüftchen sich regt. Hier ist die Luft immer etwas bewegter, ein Aufatmen des Himmels möchte ich es nennen. Ich kann für eine Nachmittag-Siesta keinen willkommeneren Platz denken, und wenn es mir gelingen würde, nachmittags zu schlafen, so hätte ich sicher geschlummert diesem Plätzchen zuliebe. So aber sass ich meistens dort in jenen Stunden und zeichnete Blumen für Bekannte oder blickte hinab in die Tiefe und beobachtete die plätschernden Wellen. Ich habe nie begreifen können, wie sich ein Mensch langweilen kann mitten in Gottes freier Natur; im kontemplativen Nichtsthun liegt doch ein Meer von Poesie.“

„Die Kirche von Abbazia ist gewissermassen der Mittelpunkt, ich möchte sagen, die Seele des Ortes, welcher er auch den Namen verdankt. Sie liegt in der schönsten Lage, am äussersten, vorspringenden Ende der Halbinsel von Abbazia, ein anmutiger Platz, wie ihn die Mönche nur zu wählen verstehen; denn sobald Menschen etwas Höheres anstreben, sich über die irdischen Sphären zu erheben trachten, so wird ihnen die Schönheit der Umgebung, die Pracht der Aussicht zum Bedürfnis. Es liegt ein psychisches Moment in diesem scheinbaren Zufall bei der Wahl des Platzes für Klöster und Wallfahrtsorte; der geläuterte Sinn bedarf der Pracht der Natur, niedrig denkende, sinnliche Menschen können sich mit der Aussicht auf eine kotige Gasse begnügen, verklärte, kontemplative Naturen brauchen einen weiten Horizont und schöne Aussicht. Das Kirchlein selbst ist sehr einfach, ja dürftig zu nennen. Eine am Thürpfosten roh eingemeisselte Inschrift belehrt uns, dass sie von Symon Abbas im Jahre 1506 erbaut wurde. Der viereckige Turm mit dem achteckigen, pyramidalen Helm ist nicht ungefällig und gewährt eine hübsche Silhouette in der Landschaft. Es war anfangs die Rede davon gewesen, die ganze Kirche abzutragen und auf Kosten der Südbahn eine neue grössere, nahe an der Fahrstrasse zu bauen. Die Südbahn wollte sich dabei das Patronat der Kirche vorbehalten, und darauf ging der Bischof von Triest nicht ein. Dies rettete das Kirchlein und es war gut so. Denn abgesehen von der Bequemlichkeit, die sie in ihrer jetzigen Lage für die Gäste in

beiden Häusern darbietet, wäre es doch ewig schade gewesen, das einzige ältere Gebäude in der ganzen Umgebung zu vernichten. Störend wirkt sie nicht und der Mensch wandelt gerne da, wo andere gewandelt sind, die Macht der Geschichte wirkt unbewusst auf einen Jeden, sei es beim Anblick eines stolzen Schlosses oder einer bescheidenen Abtei. Man hat das Gefühl einer gewissen Enttäuschung, wenn man hört, alles ist neu; mit ganz andrem Blick betrachtet man dagegen die Steine, die von anderen Generationen gefügt wurden.“

„Unterhalb der Kirche, mitten unter tausendblütigen Rosen und üppigen Feigenbäumen, liegt nahe am Meeresufer, den Felsen krönend, ein epheuumranktes Häuschen, nunmehr verödet und vereinsamt, halbversteckt unter alten Lorbeerbäumen, die hier fast an das Felsenufer reichen. Ein melancholischer, stiller Winkel, ein Winkel ewigen Friedens, denn die Böschung der Ruhestätte reicht hier bis zum Meere. Es ist dies die alte Ruhestätte, die an die Kirche anstösst und jetzt nicht mehr benutzt wird. Öder und verlassener könnte sie kaum sein; ein paar verblichene Kreuze ragen halbwegs aus dem wallenden wilden Hafer heraus, während aussen der Fenchel zu seltener Pracht emporschiesst. Man hätte dieselbe gern abgetragen; dieses Memento mori gerade vor dem Gasthause wollte manchem nicht recht behagen. Und doch, weshalb sollte es stören; sitzen und wandeln wir nicht unausgesetzt auf Gräbern? Doch das Gesetz war dagegen und zehn Jahre müssen noch vergehen, bevor die Ruhestätte der Dahingeschiedenen in Gartenland verwandelt werden darf.“

„Wie es auf dieser Welt kaum etwas absolut Schönes oder absolut Grosses giebt, sondern alles sich als schöner oder grösser darstellt im Verhältnis zu dem anderen, so war das bescheidene Haus, bevor die Riesenbauten der Südbahn aufgeführt wurden, für die Bevölkerung von Abbazia das grösste und schönste Gebäude und sie nannten es schlechtweg den Palazzo, ein Name, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, jedoch neben den wirklichen palastartigen Bauten eine wahre Parodie ist. Es liegt gleich oberhalb des Gasthauses an der Fahrstrasse und ist auf einer Seite von üppigen, stämmigen Jasminen umrankt und auf der andern Seite von der Pergola umschlossen.

Diese Pergola hat bei ihrer Einfachheit etwas Vornehmes; die nicht ungefälligen steinernen Säulen verleihen dem Gebäude einen Zug von Wohlhabenheit.

Dem Palazzo gegenüber liegt, hinter einer Hecke im Schatten von Lorbeer- und Weingelände, ein Platz für das Boccespiel, welches in dieser echt italienischen Landschaft nicht fehlen darf. Namentlich am Sonntag ist er recht zahlreich besucht, insbesondere von den vielen italienischen Arbeitern, welche die Südbahn beschäftigt. Lärm oder Streit hört man dort aber nie, sondern nur herzliches Lachen und fröhlichen Gesang, namentlich wenn die Spieler in der wenige Schritte entfernten Osteria all' Ancora Halt gemacht haben. Diese Osteria ist ein wahrhaft idyllisches Gasthaus. Das Lorbeerdickicht ist zu einer immergrünen Wand verschnitten, in der man ein Portal gemacht, über welchem sich der Lorbeerzweig der Frasco, das Zeichen der Kneipen, erhebt, aber nicht tot und welk, an einen Nagel gehängt, sondern frisch und saftig grün sich von der Masse des Dickichts abhebt. Im Innenraum kleine Tische, mit Weinbechern bedeckt, und Stühle unter einem Rebendach, an welchem frohe Zecher in der Runde sitzen."

„Wer kennt nicht die Stufen der reizenden Villa Angiolina, von Jasmin und Oleandern umgeben und von hohen schlanken Magnolien beschattet! Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen daran, am Nachmittage, wenn die Sonne sich schon im Westen neigte, unter dem breiten Zelte im dortigen Kaffeehause eine Schale Mokka geschlürft zu haben! An manchen Tagen ist der Wohlgeruch des Jasmin fast betäubend und, durch denselben angezogen, halten sich Schmetterlinge und andere geflügelte Bewohner der Lüfte noch am zahlreichsten dort auf, denen die flinken Schwalben im Fluge nachjagen.

Das Parterre der Villa Angiolina ist der reizendste Teil des Gartens, man möchte sagen, das Herz desselben, zu welchem alle Gäste, wie das Blut in seinem Kreislauf, unbewusst wieder zurückkehren. Auch ist es, dank seiner leichten Neigung gegen das Meer, am schnellsten trocken und daher zu längerem Aufenthalte geeigneter. In der Mitte des Parterre steht ein hübscher Busch von Chamaerops humilis, unsere Mittelmeer-Fächerpalme und Chamaerops excelsa. Es sind dies, wenn wir die nur ärmlich aufkommende Pritchardia filamentosa

nicht nennen wollen, die beiden einzigen Palmenarten, die in Abbazia gedeihen und die auch in Triest eben so gut fortkommen und im Verein mit einer grossen Agave und üppigen Yucca für ein nordisches Auge der Landschaft ein südliches Gepräge geben. Aber die eigentlichen lieben Kinder des südlichen Mittelmeeres, die Orangen, die Zitronen und die Dattelpalmen, gedeihen hier nicht; für diese ist Lussin die nördlichste Grenze im Adriatischen Meere und auch dort gedeihen sie sozusagen im Winterrock, im Schutze mächtiger, gegen Süden gelegener Mauern. Und doch, welches Bild gegen die strotzende Fülle dieser Bäume in Sicilien oder in Spanien! In der Adria wird die Palme erst in Lissa und Lesina hochstämmig und schön, doch für die Orange muss man erst die geschützten Thäler von Castelnuovo aufsuchen, denn selbst in Lacroma kommt der Zitronenbaum ohne Schutzdach nicht fort. Aber hat man denn an den vielen schönen Bäumen und Sträuchern nicht genug, welche hier gedeihen? Ich hasse überhaupt die Sucht, von der Natur erzwingen zu wollen, dass sie eine fremde Pflanze hervorbringe, welche dann nur kümmerlich aufkommt. Man pflanze solche Gewächse an, die wirklich gedeihen und man geniesst sie in ihrer Schönheit und Fülle.“

„Hier liegt die ganze Uferlandschaft vom neuen Hafen bis zur Einbuchtung von Preluca vor unseren Augen. Die ganze Reihe jener köstlichen Details nunmehr in einem grossen Bilde vereinigt, nicht mehr als selbständige Partien, sondern bloss als Coulissen. Den Hauptpunkt bildet die Villa Mayne mit dem massiven achteckigen Turme, reizend am Meeresufer gelegen. Sie trägt ihren Namen nach dem Eigentümer; dieser ist ein biederer Deutscher, der, weil ihm das nordische Klima nicht zusagt, auf die Idee kam, eine Villa für sich zu bauen, um gleichzeitig eine Pension darin zu halten. So hat er, wie er sich ausdrückt, Gesellschaft mit Einnahmen, während andere Geld ausgeben müssen, wenn sie Leute in ihrem Hause haben wollen. Fürwahr, für einen Mann, der Gesellschaft liebt, keine schlechte Idee. Eine junge Frau mit der alten Mutter und ein kräftiges Kind bilden vorläufig die ganze Familie. Es ist ein wohlthuender Anblick, wie sich diese ihres Besitzes freut, und wenn der Besuch von Abbazia einmal zunimmt, so wird es ihnen sicher an Kunden nicht fehlen, denn die Pension ist ruhiger und vor allem viel billiger als im Gasthause und die Lage ist eine womöglich

noch schönere, ganz nach Süden gerichtet. Auch giebt es viele, denen dieses häusliche Wesen gefällt, und ich habe dies häufig bei englischen Damen beobachtet, dass die Wirtin anfangs die Gesellschafterin und zum Schluss die Freundin ihrer Gäste geworden ist.“

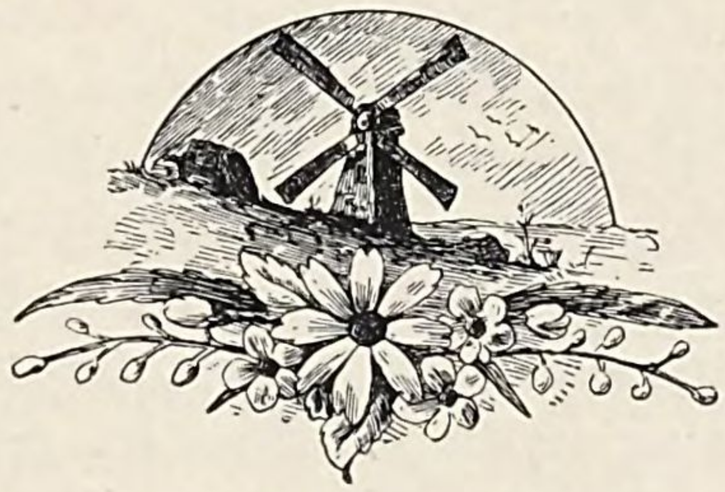
„Es ist Herbst geworden. Die Blätter der Laubbäume färben sich allmählich mit dem Goldhauche und die Bäume, die näher am Meere stehen, haben an der Südostseite ihren Blätterschmuck ganz verloren, er ist weggeweht worden von den Sciroccos, die häufig den brennenden Seestaub gegen dieselben aufwirbelten. Diese letztere Erscheinung ist hauptsächlich bei den Kastanienbäumen zu beobachten, welche in grosser Zahl als herrlicher Schmuck das Ufer krönen und deren Wurzel die salzige Flut fast benetzt. Doch diese Bäume können nunmehr des Blätterschmuckes entraten, denn die Frucht ist zur Ernte reif und diese Ernte gehört zu den bedeutsamsten, ja ich möchte sagen, sie ist die Haupternte in diesen Gegenden. Ein Gefühl der Wehmut ist es, welches die Betrachtung der Kastanienernte erweckt; ist es ja die letzte Frucht des Jahres, die nun eingeheimst wird, der Abschied von der schönen Sommerzeit tritt nahe heran. Unwillkürlich muss ich beim Anblick der Marroni stets an Frost und Kälte denken.“

„Da liegt sie (die Yacht ‚Nixe‘), wie sie monatelang da lag, geschützt vor Wind und Welle, vor dem stillen Abbazia. Welch Reihe von Erinnerungen ruft ihr Anblick wach! Ein Schiff ist überhaupt wie eine selbständige kleine Welt; ähnlich einer ländlichen Heimstätte hat es obendrein den Vorteil, dass sich an dasselbe Erinnerungen knüpfen an die Gegenden, die es durchsegelte. Darum fortwandern, und immer reicher wird der Kranz der Erinnerungen. Das Schiff wird dann zum Kaleidoskop, durch welches sich in der Phantasie die tausendfältigen Bilder wiederholen. Es ist ein Landhaus, aber nicht mit abrutschenden Hängen, dem verwilderten Garten und den verdorrten Waldriesen, die man mit Wehmut fallen sieht, sondern ein Landhaus inmitten ewiger Jugend, denn nur das Meer bleibt auf unserem Erdball ewig jung, und noch dazu ein Haus, das man

weiter bewegen kann, sobald man der genossenen Aussicht satt wurde. Darum Lebewohl Abbazia, und du, o ‚Nixe', dampfe fort nach anderen Gefilden!"

Unser Strauss ist gebunden; möge der in Abbazia so reichlich wachsende Lorbeerbaum Blätter hinzufügen zum Kranze für den wissenschaftlichen Forscher, für den feinsinnigen Künstler. Sein Buch „Lose Blätter aus Abbazia" möge für viele zu einem Talisman werden, von dem es heisst:

Doch ein Talisman ist uns zugleich gegeben,
Der die Unbill der Erinnerung versüsst,
Was wir freudig einst geschaut, gefühlt im Leben,
Unserm Auge, unserm Herzen neu erschliesst.



Paxos und Antipaxos.

Quart. 480 Seiten. 219 Illustrationen. 2. Auflage. 1889.

Klein und scheinbar unbedeutend, wurden Paxos und Antipaxos bisher nie selbständig geschildert, sondern bloss bei den vielen Reisebeschreibungen der schönen grossen Nachbarinsel Korfú nebensächlich behandelt, und doch sind es reizende Eilande voll grossartiger Naturschönheiten, die eine grössere Würdigung seitens der vielen, die übrigen jonischen Inseln besuchenden Fremden verdienen.

Der Erzherzog Ludwig Salvator bietet uns in seinem Buche, der Frucht seines dortigen Aufenthaltes in den Jahren 1884—85, ein anziehendes Bild jener Inseln.

Er macht uns im allgemeinen Teile seines Buches mit der Geschichte, dem Klima, den physikalischen Verhältnissen, der Bevölkerung, ihrer Beschäftigungsweise und Regierung vertraut, schildert uns dann im zweiten Teile mit der uns wohlbekannten, erprobten Künstlerfeder die landschaftlichen Reize der Inseln, namentlich der Küste derselben. Zum Schluss führt uns der Verfasser aus der Bevölkerung einzelne charakteristische Figuren vor, welche unsere ganze Sympathie in Anspruch nehmen und so auch die im nachstehenden ausgedrückte Absicht des Erzherzogs erfüllen.

„Auf ähnliche Weise, wie Landschaften einer Gegend markierte, charakteristische Silhouetten haben, mit denen in wenigen Strichen man gewissermassen die Physiognomie des ganzen Landes darstellen kann, so sind auch unter der Bevölkerung Figuren, welche den Charakter derselben bezeichnen und aus denen man auch gewissermassen auf die übrigen schliessen kann. Deswegen lasse ich solche am Schlusse

des Buches folgen, mit deren Hilfe der Leser in seiner Einbildungskraft die geschilderten Landschaften mit richtigen Staffagen beleben kann.“

Die Paxos-Inseln: Paxos und Antipaxos, liegen bloss durch einen 7 Meilen breiten Kanal von Korfú getrennt, dessen Richtung sie auch ziemlich verfolgen, d. h. von Nordwesten nach Südosten. Sie laufen der Festlandsküste, von der sie nur 10 bis 15 Meilen abstehen, so ziemlich parallel. Voneinander sind sie durch einen über eine Meile breiten Meerestreifen getrennt und Antipaxos wird durch einen solchen engeren vom Dascalja-Fels geschieden. Beide Inseln sind hügelig und aus einer einzigen Kette gebildet, deren höchster Punkt so ziemlich in der Mitte von Paxos, der Agias Nisaphros, ist, welcher 247 m misst, und der Vigla auf Antipaxos, welcher bloss 109 m erreicht. Paxos hat die Gestalt eines langen Ovals mit $5^1/_2$ Meilen Länge und fast 2 Meilen Breite. Antipaxos ist 2 Meilen lang und eine breit. Beide sind an der wilden Westküste mit hohen, jähen Abstürzen versehen, meistens weisslich, einige rötlich gefärbt; an der innern Ostküste weisen sie lehnige, bewachsene Ufer auf, welche von der Ferne schwärzlich aussehen.

Das Klima von den Paxos-Inseln ist jenem von Korfú ziemlich gleich, nur milder.

Die Bewohner von Paxos sind wegen ihrer Schönheit berühmt, und die Frauen gelten als die schönsten der jonischen Inseln und unter den schönsten in Hellas. Die Paxinioten sind mittelgross, die Männer eher mager, die jungen Leute und die Frauen dagegen eher mit vollen Formen. Da durch die wiederholte Einwanderung aus anderen griechischen Gegenden, als die Insel bei verschiedenen Raubzügen der Türken entvölkert blieb, eine grosse Rassemischung entstand, ist gerade dies der Umstand, der die Schönheit der Paxinioten verursachte. Der Hauch Venedigs weht, wie über ganz Griechenland, auch über Paxos, und manche der lieblichsten Gesichter führen venetianische Namen. Die Lippe ist meist leicht aufgeworfen und der Raum zwischen Nase und Lippe in der Mitte stark vertieft, so wie wir es bei der Venus von Milos und beim Apollo von Belvedere vorfinden. Manche Profile von Nase und Stirn sind auffallend antik und man möchte glauben, antike Statuen in Fleisch verkörpert zu sehen. Leider findet man bei mehreren schlechte Zähne, mit vollem Gebiss giebt es nur wenige. Gar herzig sind die kleinen Kinder, namentlich wenn

man ihnen abends begegnet, wenn sie nach Hause gehen und sie einem lächelnd sagen: ‚Kala espera‘.

Männer tragen zumeist nur den Schnurrbart, mehrere aber auch den Vollbart; sie haben keine Tracht, sondern die gewöhnliche europäische, zumeist tragen sie Tuchmützen. Bei den Frauen, die einfach geknotete Zöpfe tragen, hat sich ein gewisses Kostüm noch erhalten, vorzüglich, was das Kopftuch anbelangt, das sie in der Rundung oberhalb des Kopfes mit einer Nadel befestigen und an den Seiten oder bloss nach rückwärts hängen lassen; namentlich nach letzterer Art ist der Wurf desselben unendlich graziös. Diese Kopftücher pflegen meist gelblich, manche goldgelb zu sein. Sonst sind die Joppe und die Röcke von modernem Schnitt.

Für Musik haben die Paxinioten, wie alle Griechen, Vorliebe. Violine und Mandoline sind die beiden Hauptinstrumente. Letztere ähnlich der Busukki, Lauto und Protolauto, auch manche Guitarren, die man Taburà nennt. Alle diese Instrumente werden gewöhnlich gespielt und zwar namentlich die Violine gelegentlich der Tanzunterhaltungen, mit denen die hiesigen Bewohner grosse Festtage, Kirchenfeste, Vermählungen u. s. w. zu feiern pflegen. In Gay und zuweilen auch auf dem Lande bei reicheren Herren wird im Hause getanzt; die meisten Tanzunterhaltungen, an welchen hier als Mittänzer oder Zuschauer alle Bewohner der Nachbarschaft teilzunehmen pflegen, sind aber unter Gottes Himmelsdom.

Der Tanz wird, mit dem Sacktuche in der Hand, um die in der Mitte stehenden Violinspieler im Kreise gehalten. Man kann sich nichts Keuscheres denken, wie die sich den Arm gebenden Mädchen mit gesenktem Blick und eintönig singend, während die beiden Enden je ein Mann, ein Sacktuch dem letzten Mädchen gebend, bildet. Die Paxinioten tanzen verschiedenartig nach korfiotischer und bewegter albanesischer Art. Man nennt Kalamatioti den Tanz, wo die Frauen singen und die Männer schwingen; bewegter ist jener nach Paxos-Sitte, wo der Mann mehr nach Korfú-Art hüpft und springt. Mehrmals dreht sich der Mann und wechselt das Sacktuch hinter dem Rücken. Bei Rumejko hüpfen die Frauen mit, die Kadenz ist bewegter und lebhafter. Der Mann steht in der Mitte, während der andre am Schlusse des spiralförmigen Kreises hüpft und das Sacktuch hinter dem Rücken wechselt. Manche tanzen zarter, manche lebhafter in schnellerem Tempo, erstere werden mehr geschätzt.

Der Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner von Paxos, der sich wohl ausschliesslich auf die Kultur des Ölbaumes beschränkt. Der wichtigste Kulturbaum, ja besser gesagt, der einzige wichtige ist der Ölbaum, denn dieser Friedensbaum bekleidet fast gänzlich die friedliche Insel. Es sind nicht schüttere Pflanzungen, sondern ein förmlicher Wald, in dessen Schatten man, wie in einem grossen Park, auf den sorgfältig gepflegten Wegen umherwandeln kann. Die grosse Menge von Bäumen ist noch der alten Republik Venedig zu verdanken, welche für jeden Ölbaum, den man pflanzte, dem Eigentümer einen Thaler spendete, wohl bewusst, welche Steuereinnahme die so mit Ölbäumen dicht bekleideten Gründe dem Staate gewähren würden. Vor 20 Jahren produzierte man auch auf Paxos viel Wein, seit der Rebenkrankheit sind aber viele Weinberge aufgelassen worden und von den verödeten Terrassen haben wilde Sträucher Besitz ergriffen. Auf Antipaxos sind einige Strecken seiner Anhöhen von Weinbergen eingenommen, doch auch hier ist die Weinbereitung nur unbedeutend, man erzielt nur zirka 150—200 Barili Wein, zumeist schwarzen, jedoch auch weissen, der recht gut mundet. Ein wichtiger Erwerbszweig von Paxos ist der Fischfang, doch dienen die erbeuteten Fische bloss zur Ernährung der heimischen Bevölkerung, nach auswärts werden sie nicht versandt.

Nach der Olivenernte ist die bedeutendste der Paxosinsel jene der Steinbrüche, welche in ihrer Ausbeutung einen grossen Teil der Bevölkerung beschäftigen und diesen Eilanden einen Ruf verschafft haben. Namentlich sind es die Plakkas oder Steinplatten, deren Bereitung der dünnschichtige Kalkstein so sehr erleichtert, und die Marmara, Pfosten u. s. w. aus dem dichten, fast marmorartigen Kalkstein. Steinbrüche giebt es in Hülle und Fülle. Die bearbeiteten Steine bilden einen bedeutenden Handelsartikel nach auswärts, besonders nach Griechenland.

Auf Paxos giebt es keine eigentlichen Ortschaften, sondern Häusergruppen der verschiedenen Familien, sodass in jeder Häusergruppe alle einen Namen führen. So sind in Bogdanika alle Bogdanos, in Murikatika alle Muriki u. s. w. Manche dieser Häusergruppen sind recht ansehnlich, andere dagegen so klein, aus ein paar Häusern, bisweilen aus einem einzigen Hause bestehend. Nur ausnahmsweise kommt es vor, dass einer von einer andern Familie in der fremden Häusergruppe wohnt, und dann wird das Haus als zu seiner Häusergruppe gehörig bezeichnet.

„Gay oder Porto Gayo, nach dem heiligen Gayus, der mit Krispus angeblich dort starb, so benannt, ist die Hauptortschaft von Paxos, in welcher die Behörden residieren und welche den Haupthandel der Insel an sich zieht. Sie liegt an der Ostküste derselben, am flachen Ufer des gleichnamigen, durch die Insel San Nicoló gebildeten halbmondförmigen Hafens. Wiewohl sie nur aus wenigen Häusern besteht, ist der Anblick doch anmutig und sie sieht mit der ganzen, ausgedehnten Häuserreihe gegen den Hafen grösser aus, als sie eigentlich ist. Im Innern hat sie eine Hauptstrasse, welche so ziemlich dem Quai parallel verläuft und in der Mitte, da wo der Hauptweg, der von der Landseite kommt, in dieselbe ausmündet, den Namen Piazza führt. Die übrigen Gassen sind meist eng und schlecht oder auch gar nicht gepflastert. Die Häuser sind meist klein und einstöckig; sie sind alle schlicht und einfach, glatt angeworfen und zumeist weiss getüncht.“

„Da, wo der Weg nach dem Trafos von Agios Joannis sich links hinaufzieht, wird der Haupttorrent mit breitem Bette auf beiden Seiten von Ölbäumen beschattet, mit Mastix- und Myrtensträuchern darunter. Die Strasse führt eben zur Rechten desselben, am Fusse des mit jungen Cypressen bekleideten Hügels von Agios Georgios. Links zieht sich eine Mulde mit sehr üppigen Ölbäumen gegen Agios Joannis zu, durch den Trafos Pyaluches. Der Weg dreht sich eben in breitem Bogen durch einen sehr üppigen Ölbaumwald mit gegen den schotterigen Trafos gebogenen Stämmen. Links erhebt sich ein Hügel, Moro genannt, mit aus mageren Myrten, Mastixsträuchern, Farnkräutern, wilden Ölbäumen und einigen Cypressen bestehendem Buschwerk überzogen, von dessen Höhe man hübsch die Umgebung übersieht, namentlich von der Koppe, neben der ein paar Häuser von Kurdatika liegen, welche eine treffliche Rundsicht der Umgebung gewährt. Man sieht das ganze üppige Ölbaumthal, welches sich am Fusse des Agios Georgios hinzieht bis zu Papandí, dessen Kirchturm emporragt, die nahen Lehnen hinter Agios Joannis, hinter uns jene von Kastanida mit der hochthronenden Mühle und zu unseren Füssen die lachenden Hänge gegen Lakka mit der Ölbaummulde von seltener Üppigkeit, ein Stück des stillen Hafens und im Hintergrunde die herrliche Festlandsküste und Korfú, so schön in den Linien, dass man verführt wäre, sie jedesmal wieder zu zeichnen.“

Die Küste von Paxos, die uns der Erzherzog ausführlich schildert, bietet reiche Naturschönheiten, grossartige Felsenpartien und eine Anzahl Höhlen und Grotten, die unsere Bewunderung erregen.

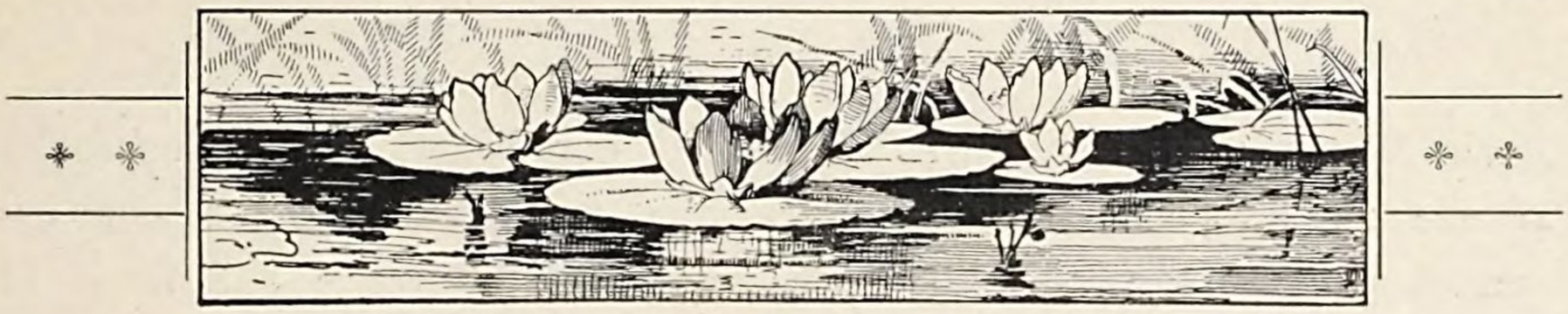
„Nun tritt vor uns der prächtige, grossartige Trepitós, eine der Hauptschönheiten Paxos', mit tischartiger Basis, wie ein Riesenpiedestal im Meere. Man kann unterhalb desselben fahren, aber nicht von dieser Seite, weil ein mächtiges Riff den Eingang halb zusperrt und die vorspringende, tischartige Basis das Wasser seicht macht, während von Westen um den riesigen Pfeiler herum Boote leicht unter denselben fahren und an dem von uns Neptuntisch genannten, breiten Felsenufer anlegen können. Die Wirkung ist überraschend, ja märchenhaft zu nennen. Man dünkt sich Pygmäen inmitten dieser Grossartigkeit. Man kann fürwahr sich nichts Schöneres denken, als diese, Meeresduft ausströmende Tafel unter dem riesigen, in der blauen Luft gespannten Bogen, ein wahrer Aufenthalt für Seegötter und Nereïden und unwillkürlich malt die Phantasie dort mythologische Erscheinungen. Es ist fast berauschend, dort zu sitzen und dem Meere zu lauschen, wie es mitten unter den Seetangen atmet und die Aushöhlungen die Wellen schlürfen und diese den zernagten Felsen zu liebkosen scheinen, fast, als wäre das ein Ersatz für die vielen harten Schläge, mit denen in Sturmestagen das Meer vergeblich den Riesenfuss des Trepitós abzubrechen trachtet. Wasser tröpfelt von der riesigen Wölbung in grossen mächtigen Tropfen herab. Die Gesamtfärbung ist dunkelrötlich und weisslich, deren malerische Wirkung die Sonne sehr erhöht."

„Dann folgt die Xera sto Petriti, ein schwammartiges Riff, vor welchem eine kleine Seehöhle liegt, mit tischartig vortretendem Plateau, dann die Vertiefung dem Ortholithon gegenüber, der mit dem blauen Meere, der prächtigen Riesenhöhle, Grava sto Petriti genannt, in die man mit einem Segelboot bequem einfahren kann, als Hintergrund dient. Sie gehört zu den schönsten der Insel. Die Hauptanziehung derselben bildet aber der wilde, von Seemöven bewohnte Ortholithon, gleichsam ein Riesenmeilenzeiger der Natur, aus dem Meere emporragend, eine der Hauptschönheiten von Paxos. Er wird von manchen kühnen Jungen von der äusseren Seite erstiegen, wo er vier grünende Abstufungen bildet, gelbe Blüten und Sträucher grünen und abends die Möven in verlornen Harfentönen gellen."

„Nach dem Schotterufer hinter der Punta von Bojkatika kommt eine Seehöhle mit kleiner Mündung. Sie hängt durch eine kleine Öffnung mit der darauffolgenden zusammen, die eine grosse Bogenmündung aufweist, oberhalb welcher ein wilder starker Ölbaum gewachsen ist, mit einem Riff beim Eingang und riesiger, trichterartiger Öffnung oben gegen den Himmel zu. Zur Linken ist eine Öffnung, die sie in Zusammenhang mit der benachbarten, silberglitzernden und gedeckten Haupthöhle setzt, in welche das Meer durch die breite Hauptmündung eindringt. Sie gehört zu den schönsten Seehöhlen des Mittelmeeres und ist mit dem Trepitós und dem Ortholithon eins der drei grössten Wunder der Insel. Sie wird im Zusammenhange mit der andern Grava tu Achaiu genannt. Vom Schotterufer der ersten Höhle ist die Aussicht am schönsten, da man beide Mündungen sieht.“

Wenn bei den Beschreibungen der Landschaften der Erzherzog seine Liebe zur Natur und die Erkenntnis ihrer Schönheiten bekundet, so beweist er auch sein sympathetisches Verständnis bei seinen Beobachtungen über Charaktere und Volkstypen. Es sind meisterhafte Porträts, die er uns von dem Einsiedler von Bojkatika, dem alten Seemann, Kaloger Marinero schlechtweg genannt, von dem Paxinioten-Jüngling Nikita, der Wäscherin Maria, der schönen Steinträgerin Tasia, dem alten Kapitän Georgios, dem Sior Checco, dem Fischer Kiki, dem Neffen des Abgeordneten Kanonas, der kleinen Erminia, den beiden auf der Höhe von Agios Karalambos einsam hausenden alten Schwestern, dem Papa Dimitris und den Kindern in dem Hause von Kristaki auf Antipaxos entwirft.

Die Gestalten gewinnen Leben, wir sehen sie vor uns und gewinnen Verständnis für die sympathische Feder, mit welcher der feinsinnige Menschenkenner, der erlauchte Dichter und Maler sie uns schildert. Die vom fürstlichen Verfasser ausgesprochene Hoffnung und der Wunsch sind voll und ganz erfüllt: Auch wir kehren von unserm Besuche jener Eilande befriedigt heim und es gereut uns nicht, unter der erprobten Führung des Erzherzogs diesen Ausflug ins Jonische Meer gemacht zu haben.



Helgoland.

Eine Reiseskizze.

31 Seiten. 1 Illustration und 1 Karte. 1890.

Ein nur kleines Büchlein und doch so reichhaltig zum Verständnis der wahrhaft poetischen Veranlagung des fürstlichen Verfassers.

Die Lage von Helgoland, die Einrichtungen, das Leben auf der Insel werden uns klar und in reizvollen Farben geschildert. Interessanter und wichtiger für uns zu dem Zwecke, ein Lebensbild des Erzherzogs mit seinen eigenen Worten zu entwickeln, sind die Eindrücke, die er beim Anblick der See von der hohen, felsigen Küste empfindet und die er so feinsinnig wiedergiebt.

„Wenn in den warmen Morgenstunden die Natur einen Augenblick zu schlummern scheint, und in wunderbarer Klarheit Himmel und Meer erglänzen, dann ist es ein wonnigliches Gefühl, dort auf jenen Anhöhen zu sitzen und hinunter in die Tiefe zu blicken auf die smaragdgrüne See, welche keine Brise kräuselt, und Steine in den Abgrund zu schleudern, die, von Kante zu Kante springend, endlich ins Wasser stürzen und einen augenblicklichen Springbrunnen nebst einer Unzahl von Ringen veranlassen.“

„Wenn der Nordwind braust und graue Wolken sich am Horizonte ansammeln, auf deren schwarzem Hintergrunde sich das Leuchten der zuckenden Blitze grell abhebt, ist es ein schauriges Vergnügen, von

jenen Höhen dem furchtbaren Anprallen der Wogen an die schroffen Wände zu lauschen, welches bloss vom wilden Gekreische der erschrockenen Seevögel übertönt wird. Bald folgt Woge auf Woge in regelmässigem, grossartigen Takte, bald jagen sich die Wellen, vom Sturmwinde gepeitscht, im verworrensten Gedränge. Obwohl im Hochsommer, welkt die kalte Luft die wenigen Blumen, und man glaubt die Natur in einer schmerzlichen Agonie begriffen zu sehen.“

„Unter allen Anhöhen ist aber keine so hoch und so schön, wie jene am nordwestlichen Ende, die man den „Sonnenuntergang“ nennt. Bis dorthin führt der vorhin erwähnte Pfad und hier hat man eine Bank aufgestellt, um das schöne Schauspiel, das die sinkende Sonne gewährt, besser geniessen zu können. Ich habe an vielen Orten den Sonnenuntergang gesehen, jedoch dünkt es mich, ihn nirgends so schön und so grossartig wie in Helgoland gefunden zu haben. Auch die Lage des Ortes trägt viel dazu bei, um den Eindruck zu erhöhen; die grünende Fläche hört plötzlich auf und läuft in schroffe und senkrechte Abstürze aus, welche die Seevögel umkreisen. Sonst gewahrt man nichts als das weite Meer, einsam und belebt zugleich, kein Segel unterbricht die glatte Fläche, die, von der sich neigenden Sonne beleuchtet, in Gold und Purpur strahlt. Der Himmel ist ganz wie mit Rosa überhaucht, und in unabsehbarer Ferne taucht die Sonne wie ein riesiges Meteor in das Meer; häufig liegen duftige Wolken am Horizonte, hinter denen sie wie eine feuersprühende Kugel verschwindet, bevor sie vollständig untersinkt.“

„Das dunkelblaue Meer breitet sich hier vor unseren Augen aus, und nichts als Meer und Himmel sieht man in der Ferne, kein Ruhepunkt bietet sich den umherspähenden Blicken dar als die öde Düne und die Rauchsäule einzelner vorbeifahrender Dampfschiffe. Man geniesst jene träumerische Stille und hat jenes Gefühl innerer Ruhe, das man nur am Meere empfindet, und welches bloss derjenige, der an demselben aufgewachsen ist und dem das traute Element die erste Unterhaltung in den Kinderjahren war, zu schätzen weiss.“

„Während meines Aufenthaltes auf Helgoland fuhr ich gerne mit den Fischern aufs Meer hinaus; die Gesellschaft jener einfachen Menschen ist einem viel angenehmer, ich möchte sagen auch lehrreicher, als die

mancher Gebildeten. Man muss sich aber die dortigen Fischer nicht wie jene der Adria oder des Mittelmeeres vorstellen; es sind viel feinere und gewitzigtere Leute, welche sogar den Fremden, die ihre Barke „beehren“, gedruckte Visitenkarten zur Erinnerung geben; dagegen fehlt ihnen der dichterische Anflug, welcher jenen sonnenverbrannten Kindern des Südens eigen ist. Trotzdem hatte ich meine Lust daran, in ihren Booten zu weilen und, von den Wogen geschaukelt, weite Segel einzuholen oder in unbeständigem Laufe den umherflatternden Seevögeln nachzufahren.“

Eine Yachtreise

an den Küsten von Tripolitanien und Tunesien.

Kl. Oktav. 383 S. 65 Illustrationen. 1890.

Im Jahre 1874 unternahm Erzherzog Ludwig Salvator an Bord seiner Dampfyacht „Nixe“ eine Fahrt längs der nordafrikanischen Küste von Alexandrien bis nach Kap Bon, die er uns in der vorliegenden Schrift, einer Volksausgabe des in dem Verzeichnisse seiner Werke angeführten bereits im Jahre 1874 erschienenen Buches: „Eine Yachtreise in die Syrten“ schildert. Wie in einem Panorama dem Auge, so gleitet die ganze Küste an unserem Geiste vorüber, die mannigfaltigsten Bilder werden uns im Tagebuche kaleidoskopisch geboten; mit schlichten Worten, die aber tiefes Verständnis und liebevolle Behandlung bekunden, schildert uns der fürstliche Verfasser das Gesehene und Erlebte.

Die Küste besteht aus meist öden, einförmigen Sanddünen, niedrigen Ebenen, welche jedoch wieder durch üppige Palmenhaine, meerumbrandete Felsen und Riffe unterbrochen werden.

„Die Küste ist niedrig“, so schreibt der Erzherzog, „das Ufer sandig, nach dem hervortretenden rötlichen Ras et Tyn, welches eine ziemlich breite, gestutzte, mit kleinen Abstürzen versehene Spitze bildet, verläuft die Küste gerade nach Westen mit nur unbedeutenden Einbuchtungen und wird nach senkrechten Falaisen ziemlich hoch. Der ganze Anblick erinnerte mich lebhaft an Formentera, nur eine kleine Einbuchtung und ein Thaleinschnitt, dessen Grund weisser Sand bildet, bringen Unterbrechung in das einförmige Ufer, das nur hie und da weissliche, rotgeaderte Abstürze darbietet.“

„Hat man das Kap Tajourah, welches sich beim Näherkommen durch einen ausgedehnten Palmenwald auszeichnet, der das Sandufer überragt und sich fast bis zu Ende der Spitze erstreckt, passiert, so erblickt man in einer gewissen Entfernung vom Meere einen Höhenzug, während am Strande Sandufer und Palmenwälder abwechseln.“

Die Hafenplätze Dernah, Benghasi, Djerbe, Sfax, Monastir, Sousah u. s. w., vornehmlich Tripolis, erstehen vor unseren Blicken.

Eingehend schildert uns der Erzherzog nicht nur die Lage, Bauart, klimatischen Verhältnisse der Orte, er führt uns auch das eigenartige Leben der Bevölkerung in ihrem Handel und Wandel, in ihren Lebensgewohnheiten vor und greift sinnig und verständnisvoll das Charakteristische daraus hervor.

„Tripoli di Barberia, von den Arabern Tarabulus Garb, das westliche Tripoli, genannt, ist auf der ganzen Strecke von Alexandrien bis Kap Bon die grösste und bedeutendste Stadt und überhaupt eine der wichtigsten und hübschesten der nordafrikanischen Küste. Sie liegt auf einem kleinen, leicht erhöhten Vorsprunge, der gegen Osten zahlreiche Riffe aussendet, die den Schutz des Hafens, den ein Sandstrand wie eine Sichel umgürtet, bilden.

Die Stadt umringen Gärten von seltener Üppigkeit und ausgedehnte Palmenpflanzungen; dahinter aber breitet sich eine Wüste aus und weiter fernes Gebirge. So bilden Gärten, Wüste und Berge einen dreifachen magischen Ring um diese Perle des Mittelmeeres. Das Klima ist in Tripoli sehr mild und dies macht den dortigen Aufenthalt zu einem wahren wollustreichen Genusse. Herrlich sind namentlich die Nächte, wo die Luft in schimmerndem Glanze zu zittern scheint. Mit wahrem Wohlbehagen erinnere ich mich an jene auf dem Verdecke zugebrachten Abende, als wir orangenbeladene Schebecken gleich Geisterschiffen in der mondhellen Nacht hinausfahren sahen und die Landbrise, während arabische Lieder weithin erschollen, uns Palmenhauch und Blumenduft zuwehte. Ein furchtbares Gegenstück dieses anmutigen Bildes ist der Kebbel, der Fluch von Tripoli. Namentlich ist es der Sommer, wo er zu wehen pflegt, im Frühjahre ist er ziemlich selten, obzwar wir am 1. Mai einen so starken Sturm erlebten, wie er um diese Zeit schon

lange nicht vorgekommen sein soll. Am Tage hatte der sonst wehende Nordwestwind, die periodische Erfrischung Tripolis, aufgehört, die Luft war ruhig und still geworden, die Hitze bedeutend, die Gegenstände spiegelten sich in dem ölglatten Meere scharf und stumm ab, es schien etwas Verhängnisvolles in der Luft zu hängen, man fürchtete sich fast zu sprechen, um nicht die umgebende Todesstille zu stören. Spät nachmittags erhob sich ein leichter Südostwind, der den Sand des nahen Strandes aufwirbelte. Der Wind nahm stets zu, die trockene Hitze war unerträglich und wir sahen uns genötigt, den zweiten Anker zu werfen. Die hereinbrechende Dunkelheit vermehrte nur noch die Grauenhaftigkeit des Schauspieles. Man hörte das Ächzen und Schreien der Leute am Ufer und das dumpfe Heulen der Kamele, sowie Hilferufe der Matrosen der nahen Küstenfahrzeuge. Um 8 Uhr hatte der Sturm das Maximum seiner Stärke erreicht, das Schiff war in einem konvulsivischen Zucken begriffen, alles, was beweglich war, hatten wir vorher festgemacht, die Luft, einer förmlichen Sandatmosphäre gleichend, war so heiss, wie wenn man an der Mündung eines Backofens stünde, man fühlte die Wangen und Hände brennen und war genötigt, sich zuzudecken. Das Meer, ein Gischt von Schaum, mit dem sich Sandwirbel mischten, schien ein kochender Topf geworden zu sein. Alles um uns war im Wirbel verschwunden, wir hörten nur das Angstgeschrei der Matrosen eines nahen Schiffes, dessen Anker nachliessen und das gegen die Riffe des Hafenschutzes zu scheitern drohte. Nur dann und wann glitzerte in der Richtung der Stadt ein blasses Licht in der Sandaureola der schweren Luft als schwaches Lebenszeichen. Dieser so heftige Windstoss währte etwa 12 Minuten, worauf sich der Wind eine halbe Stunde lang etwas legte; dann kam ein zweiter, aber minder starker Windstoss, der nur 8 Minuten dauerte, worauf es wieder ruhiger wurde, bis ein dritter, noch schwächerer, aber länger andauernder folgte, nach welchem der Wind allmählich abnahm; von Mitternacht an war es ganz ruhig. In der Frühe stieg die Sonne klar und strahlend empor, eine wohlthuende Nordwestbrise erfrischte die Luft; nur der dichte feine Sand, der das Verdeck bedeckte und bis in die innersten Fugen gedrungen war, sowie die Flaggengala des nahen Schiffes, das in der Nacht in Gefahr gewesen, auf den Riffen zu scheitern, das war alles, was man noch sah von dem, was gestern in der Dunkelheit, als wäre es eine Schöpfung böser Geister, vor sich gegangen.“

„Tripoli zählt etwa 2000 Häuser, die Gassen sind schmal und haben einen Lehmboden, so dass bei regnerischer Witterung sich in der Mitte eine natürliche Rinne bildet, was den Übelstand zur Folge hat, dass sich grosse Kotmassen anhäufen, nur hier und da sieht man kleine Trottoirs. Zahllose, von einem Haus zum andren gegenüberstehende gespannte Stützbögen verleihen dem Ganzen einen eignen Charakter. Die Häuser mit platten Terrassendächern sind wohl meistens ganz einfach gebaut, aber stets blendend weiss angestrichen, viele sind vom Grunde herauf unbedeutend ausgebauscht. Man sieht vergitterte Fenster innerhalb vortretender Jalousien und viele hufeisenförmige Thüreingänge mit mancher, mit Nägeln beschlagenen Thür, die meisten sind aber Rundbogenthüren. Die Eingänge sind so eingerichtet, dass man das Innere nicht sehen kann. Erwähnenswert ist auch, dass die dort dominierenden bildlichen Darstellungen, sei es in Läden, namentlich in Barbierstuben, Wirtshäusern und dergl., oder auf den Mauern von Gassenjungen gekritzelt, stets nur Schiffe zum Gegenstand haben, natürlich in allen möglichen phantastischen Darstellungen.“

„Das Volk ist hier sehr abergläubisch und es wird namentlich viel an den bösen Blick geglaubt; als Verwahrungsmittel dagegen gilt die Hand der Hampse, da die Zahl 5 überhaupt als glückbringend angesehen wird. Man sieht dieselbe an Thüren, in Häusern, kurz überall abgedruckt. Ein Vater, befragt, wie viele Kinder er habe, wird häufig mit „fünf“ antworten, wenn er deren auch eine grössere oder geringere Anzahl hat. Eine gleiche schützende Macht wird auch den Fischen zuerkannt, so dass sogar an den Häusern der Konsuln angebrachte Wetterfahnen sämtlich einen Fisch tragen.

Bei ihren Festlichkeiten sind die Leute munter und fröhlich. Die meisten Festlichkeiten haben jedoch einen religiösen Charakter, so die Prozession der Marabuts, der Kongregation von Sidi Benaesa. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, wie weit der religiöse Fanatismus dieser Leute, die von den anderen als Heilige verehrt werden, führen kann. Ich war gerade zur Zeit der grossen, einmal im Jahre stattfindenden Prozession in Tripoli. Mehrere Tage hindurch durchziehen sie unter Tambulek- und Baskentrommelmusik die Gassen und besuchen die Moscheen und Koubbas, wobei ihnen rote, gelbe

und eine grüne Flagge, manche mit einem Halbmond gekrönt, vorangetragen werden; dahinter kommen grüne und lilafarbige Standarten. Die Marabuts winden sich, wie von einem bösen Geist besessen, in den wildesten Bewegungen und sie würden gewiss zu Boden fallen, wenn sie nicht andere halten möchten. Manche zerkratzen sich mit ihren Fingern, andere verwunden sich mit Messern und Degen oder stechen sich Dolche durch die Wangen. Dabei murmeln sie Gebete, schäumen vom Munde und werfen mit ihren losen Scheitelhaaren, die kein Turban bedeckt, wie rasend herum. Bisweilen stürzen sie sich in ihrem Eifer auch auf die Vorübergehenden. In den Gassen, welche sie passieren, werden die Läden geschlossen und so mancher Europäer sperrt sich in seinem Hause ein. Unvergesslich bleibt mir die Figur eines etwa 18jährigen jungen Mannes dieser Gesellschaft. Er ging wie ein Betrunkener zwischen zwei Männern, die ihn nur mühsam weiterschleppten, da er sich schäumend bald gegen den einen, bald gegen den andern wandte, als ob er sie beissen wollte. Seine losen schwarzen Haare wallten tief über den Rücken herab und er senkte und hob seinen Kopf, von dem aus frischen Wunden Blut herabtriefte. Seine Haut war durch die vielen Leiden schon livid geworden und seine grossen funkelnden Augen stierten mich mit unheimlichem Feuer an. Hinter ihm kamen drei Knaben, die an einer Stange angebunden waren und Tambuleks am Rücken trugen, denen man wilde Akkorde entlockte, und schliesslich die wogende, Gebete murmelnde Menge, welche, wie die umstehenden Zuschauer, von einigen Männern mit Rosenwasser besprengt wurde."

„Gleich hinter dem Schlossgarten in Tripoli dehnt sich der sichelförmige Strand aus, wo jeden Dienstag Bazar abgehalten wird. Der Strand wimmelt an diesem Tage von Leuten. Dem Meere am nächsten sind die Schlächter, welche auf in den Boden gesteckten Palmenstämmen Stricke aufziehen und darauf ganze oder zerstückelte Ziegen und Schafe hängen. Kamelfleisch wird auch feilgeboten, aber stets zerschnitten. Anstossend ist der Grünzeugmarkt, wo man auch kleine Kürbisse, Orangen und Zitronen verkauft, alles in verschiedenartigen, aus Spart geflochtenen Cabas und Eselskörben. Etwas weiter sieht man eine Gruppe von Kamelen, welche die Waren hinbringen. An

einer andern Stelle stehen Pferde, hochbesattelt, mit breiten Steigbügeln, unter welchen man aber nur selten schöne Tiere antrifft, dann kleine, aus Palmenwedeln verfertigte Zelte zum Zusammenklappen, wo Schuhe, gelbe und rote von buntester Farbe, verkauft werden; dazwischen die unvermeidlichen kleinen Esel, sitzende Menschengruppen und bewaffnete Leute, türkischer Weizen und allerhand Sämereien, Schafwolle, Ziegenhaare, rote Stoffe aus Djerbe, Barracans und Brotverkäufer. Gegen die oberen Häuser zu sieht man Eier in Palmenkäfigen, deren man in Tripoli auch für das Geflügel recht zweckmässig verfertigt, dann Getreide in dunklen Säcken oder breiten Cabas, manchmal auch auf dem harten Boden ganze Haufen von Weizen und Gerste; Schmiede, die sich als Unterlage eines Kamelknochens bedienen, auf den sie Sägen und kleine Sicheln, die sie ausarbeiten, sowie andere Sachen stützen, während sie die Klingen auf einem Steine, den sie mit den Füssen halten, schleifen; weiter aus Maulbeerbaumholz verfertigte rohe Rechen und Heugabeln, sowie Holzgestelle für Kamelsättel, kleine hölzerne Mörser u. s. w.

Eine mit Palmenblättern gedeckte provisorische Küche, wo Kürbisse, Eier mit spanischem Pfeffer und andere Esswaren gekocht werden und zu der sich die Hungrigen hindrängen, macht eine kleine Unterbrechung, dann fangen aber wieder die Waren an: Schwarzbrot und Weissbrot mit Sesam, Olivenöl in hohen Krügen, vierspitzige, an den Seiten erhöhte Thonschalen zum Rösten der Gerste vor dem Mahlen, kleine Buchenholzsiebe aus ganz dünn zerschnittenem Leder und Deckel mit einem stielartigen Griff in der Mitte, zum Zudecken der grossen Teller, in denen das Essen serviert wird, von Negerinnen feilgeboten. Kappen aus englischer Leinwand, die in verschiedenen Losangenzeichnungen mit Hanfzwirn, den man mit Asche färbt, gestickt werden. Grosse Hüte aus Palmenblättern, mit einem Querstrick, damit die Krempe nicht herunterfalle. Thonwaren aus schönem roten, gelblichen und weisslichen Thon von Tripoli und Djerbe, manche marmoriert und gespritzt, andere grün glasiert. Weiter sieht man ganze Reihen von schwarzen und braunen Dachzelten, von allerhand Droguenverkäufern eingenommen. Unter den Droguen findet man auch Thonerde, welche die Leute hier als Heilmittel verzehren; es erinnerte mich an den berühmten Barro, den spanische Damen im vorigen Jahrhundert so häufig assen, um schöner zu werden. Kleine Kessel, Hufeisen, eiserne Hacken und Spitzhauen, die hier gearbeitet werden;

Netze aus Spart, dann allerhand ähnliche Sachen, Cabas, Hüte u. s. w. und dazwischen Verkäufer von spanischem Pfeffer. Hin und wieder Kamele mit eisernen Fesseln, Esel mit solchen aus Spart und ein schwarzer wandernder Derwisch mit gelbblauer Fahne und einem über den Rücken malerisch geworfenen Hyänenfell. Gegen die Häuser landeinwärts ist der Rinder-, Esel- und Pferdemarkt.“

„Die Palmenpflanzungen erfreuen sich einer besonderen Pflege, da sie für das Leben der dortigen Leute von unschätzbarer Wichtigkeit sind.

Der herrliche Baum gewährt ihnen nicht bloss einen wohlthuenden Schatten und giebt Materialien zum Bau ihrer Hütten, er liefert ihnen zugleich Stoff zum Betriebe ihrer Industrie mit seinen Blättern und Bast, aus denen allerhand Flechtwerke und aus dem letzteren speziell Stricke bereitet werden; mit seinen Datteln giebt er ihnen Nahrung und Branntwein und aus seinem Stamme den „Lagme“, der wohl als die Haupteinnahmequelle betrachtet werden kann. Frisch liefert er ein süsses und angenehmes, fermentiert aber ein stark geistiges Getränk. Prächtig sind die Alleen kerzengerader Palmen, namentlich eine, und es ist eine wahre Freude, in solchen Gärten zu lustwandeln. Eines Tages hatte uns ein Bekannter zu einem vortrefflichen Cuscus-Mahl, wo Milch und Früchte, sowie wohlriechendes, saftiges Hammelfleisch nicht fehlten, eingeladen. Turteltauben girrten lieblich in den Wedeln der Palmen, die uns als Dachung dienten; eine balsamische Luft, mit Orangenduft vermischt, wehte aus dem Granatäpfeldickicht und nur dann und wann unterbrach ein, durch die Palmenallee im weissen Burnus auf dunklem Rosse dahinfliegender Araber diese Scene ländlichen Friedens und Glückes. Würde uns nicht der ewige Drang zum Wechseln und Wandern quälen, so wäre dies einer jener Orte, wo man sich fragen müsste, ob es nicht klüger wäre, den Wanderstab in die Erde zu stecken und hier bleibend zu wohnen.“

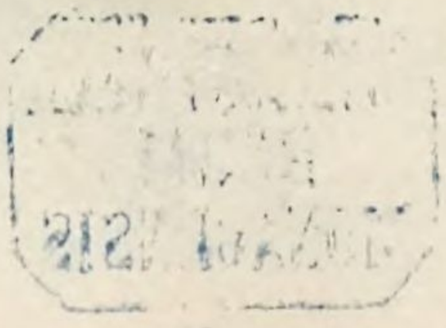
„Die Insel Djerbe an der südöstlichen Küste von Tunesien bildet die südöstliche Grenze der kleinen Syrte. Die Ufer der Insel sind flach und schlammig und fast überall mit grossen Algenbetten versehen, die Gewässer ringsum seicht. Das Klima ist auf Djerbe sehr mild und äusserst gesund, die herrschenden Winde sind West, der häufig sehr lange anhält und heftig ist, im Winter Nordost und Ostnordost im

Sommer. Djerbe hat 35000 Einwohner. Diese sind, mit Ausnahme von etwa 3000 der Mehrzahl nach in der Umgebung von Zoug wohnenden Juden, dann wenigen Europäern, sowie von einigen Negern, durchweg Araber. Es sind gutmütige, industriöse Leute, die häufig nach Konstantinopel, Alexandrien u. s. w. gehen und, wenn sie sich dort bereichert haben, stets wieder zu ihrer Heimatinsel zurückkommen. Sie bilden eine eigne, von den Festlandsbewohnern verschiedene Rasse, halten sich auch für etwas Besseres und haben feste Wohnsitze; Zelte giebt es gar keine, alle haben Häuser. Dem Glaubensbekenntnisse nach gehören sie der Sekte der Weebbi an, während die Araber von Tunis jener der Maleki anhängen, und sind zumeist nicht sehr strikte Muselmänner. Es sind sehr ausdauernde Leute und erreichen häufig ein hohes Alter; schöne Gesichter sieht man aber selten. Auch sind sie gewöhnlich ziemlich gebildet und fast alle des Lesens und Schreibens mächtig. Die Djerbiner haben gewöhnlich nur eine, höchstens zwei Frauen, und sehen vorzüglich darauf, dass die Braut möglichst fett sei. Auch die Trachten sind von jenen des nahen Festlandes verschieden und mehr den tunesischen Stadttrachten ähnlich. Die Männer tragen den Turban, oft mit einer eingesetzten Blume, eine schneeweisse, rote oder blaue Jacke; im Sommer setzen sie grosse, hier aus Palmenblättern verfertigte Hüte auf. Auch die Frauen bedienen sich solcher, nur dass sie kleiner und fast konisch sind. Die Juden tragen einen schwarzen oder dunkelblauen Turban oder ein herabhängendes, gewundenes Tuch. Weisse Burnusse oder dunkle, dort gewebte Decken bilden je nach der Jahreszeit die gewöhnliche Bedeckung. Wenn die Sonne stark brennt, tragen alle nur einigermassen Wohlhabenden einen grossen Schirm. Die Bevölkerung ist über die ganze Fläche der Insel verteilt, indem diese etwa 300 Ortschaften zählt.“

Wir begleiten nun den Erzherzog auf seinen Landausflügen. Von Benghasi aus besucht er die etwa zwei Stunden davon entfernte Lethe-Höhle, eine Felsengrotte mit mehreren Kammern, welche in vieler Beziehung das Interesse des Naturforschers in Anspruch nimmt und von der uns der fürstliche Reisende ein anziehendes Bild entwirft.

Ausflüge nach den Ruinen von Leptis Magna, dem Amphitheater von Djem, die Beschreibung des Triumphbogens zu Tripoli lassen uns den Erzherzog auch als einen Kenner und Schätzer antiker Bauwerke erkennen, dessen Schilderung wir mit Freuden lauschen.

„Das Amphitheater von Djem ist, wie gewöhnlich, elliptisch. Drei übereinander gestellte Arkadenreihen und ein auf der oberen ruhendes viertes Geschoss mit viereckigen Fenstern, welches jedoch grösstenteils zerstört ist, bilden die architektonische Anlage. Angeblendete römische Säulen tragen in jedem Geschosse das zugehörige Architrav, das Kämpfergesims der zwischen ihnen eingestellten Bogenöffnungen überschneidend. Das Gebäude zeigt drei konzentrische, nach innen amphitheatralisch an Höhe abnehmende, schlanke Bogengänge. Dieselben sind durch Bogenöffnungen miteinander in zentraler Richtung verbunden, der dritte Umgang ist aus sehr massiven Mauern gebildet; der vierte, innerste, ist für sich abgeschlossen, mit einer verwitterten Tonnenwölbung versehen, und leitet zu den Vomitorien. Die ganze Nordwestseite ist zerstört, da man daraus einen Teil der Ortschaft aufbaute. Von den Schutthaufen überblickt man die mit Opuntien bedeckte Ebene mit den vielen Ölbäumen und die westlich gelegenen, ganz niedrigen Hügel. Im Westen ist ein Teil der äusseren Seite erhalten und man sieht hier in den Schlusssteinen der Bögenköpfe Löwen-, Frauenköpfe u. a., während die anderen roh sind, woraus man schliessen will, dass das Amphitheater eigentlich unvollendet blieb. Dann fehlt ein grosses Stück und gerade diesem gegenüber liegt das Hauptthor, das an dem engen Ende der Ellipse steht. Demselben gegenüber befand sich wahrscheinlich das zweite Thor. Man sieht unten nur Mauertrümmer, auf die Substruktionen angelehnt, welche auch noch die Stufenreihen zu tragen hatten. Neben dem Thore ist ein tiefer Brunnen, der mit einem andern zusammenzuhängen scheint. Unter dem Hauptthor soll, wie die dortigen Araber erzählen, ein unterirdischer Gang bis Mediyah laufen. An mehreren Stellen der untern Bogenreihe haben die Quadern ausgehöhlte, viereckige Löcher, wahrscheinlich, um sie zu heben, auch sind viele Balkenspuren zu sehen. Von der letzten Arkadenreihe, welche Hunderte von Turmfalken umgirren, hat man eine herrliche Aussicht auf die ganze Umgebung und auf das Innere des sich darauf gigantisch ausnehmenden Amphitheaters. Zwei dortige Araber begleiteten mich auf meiner Wanderung, welche, wenn man nicht genau mit den besten Stellen vertraut ist, wegen den halb losen Quadern und eingestürzten Wölbungen leicht gefährlich werden kann.“



Die bereits im biographischen Teile hervorgehobene religiöse Anlage und die Anhänglichkeit an seinen Glauben bestätigt der Erzherzog auch auf dieser Reise. Wo nur immer ein katholisches Gotteshaus, besucht er es und spricht seine besondere Genugthuung darüber aus, gerade an den, in die Zeit seiner Reise fallenden hohen Festtagen, Ostern und Pfingsten, seine Andacht in einer katholischen Kirche abhalten zu können.

So tritt uns der Erzherzog Ludwig Salvator auch in diesem, seinem Reisetagebuche ganz als derjenige entgegen, wie seine Biographie ihn schildert.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Liparischen Inseln.

Gr. Folio. 8 Hefte.

1.	Heft.	Vulcano.	95	S.	13	Tafeln.	33	Holzschn.	1	Karte.	1893.
2.	„	Salina.	72	„	10	„	27	„	1	„	1894.
3.	„	Lipari.	158	„	28	„	67	„	1	„	1894.
4.	„	Panaria.	30	„	8	„	13	„	1	„	1895.
5.	„	Filicuri.	77	„	7	„	15	„	1	„	1895.
6.	„	Alicuri.	24	„	4	„	11	„	1	„	1895.
7.	„	Stromboli.	51	„	11	„	13	„	1	„	1896.
8.	„	Allgemeines.	158	„	7	„	11	„	2	Karten.	1894.

In jenem Winkel des sicilianischen Meeres, der einerseits die Westküste Kalabriens, anderseits die Nordküste Siciliens einschliesst, liegen, auf der smaragdenen Wasserfläche zerstreut, die Liparischen Inseln. Wenn man von den benachbarten Klippen und Riffen absieht, zählt man sieben, deren bedeutendste Lipari heisst, die auch der ganzen Gruppe den Namen verleiht, sodann folgen ihrer Grösse nach Salina, Vulcano, Stromboli, Filicuri, Alicuri und Panaria. Die mythologische Sage hatte auf den liparischen Archipel das Reich des Äolus versetzt, wohl aus dem Grunde, weil von dieser Richtung her die heftigsten Sturmwinde wehten, die sich dann an der sicilianischen Küste brachen. Die alte Geschichte erzählt uns aber von einem liparischen Staat, der als Vermittler des Handels zwischen Sicilien und dem italienischen Festland zu so hoher Entwicklung und Blüte gelangt sein soll, dass er bald den Neid und die Eroberungslust der damaligen Seemächte

reizte. So heisst es, seien die Äoliae oder Vulcaniae insulae zuerst in die Gewalt des berühmten syrakusaner Tyrannen Dionysios geraten, um nicht lange darauf unter karthagische Herrschaft gebracht zu werden, bis die römische Macht auch dieses Inselgebiet in das grosse, gewaltige Reich aufnahm. Erst im späteren Mittelalter ist von den Liparischen Inseln wieder einmal die Rede, als König Robert von Neapel davon Besitz ergreift; da beginnen aber bald traurige Zeiten. Die nominelle neapolitanische Herrschaft gewährt keinen Schutz gegen die Angriffe und Plünderungen der Sarazenen, und endlich erliegt die Stadt Lipari dem wilden Seeräuber Khair-Eddyn, Barbarossa genannt, der sie in Asche legt. In den folgenden Jahrhunderten wandern zwar wieder Fischer und Landbauern ein, selbst aus Spanien sollen zahlreiche Familien auf den Inseln sich niedergelassen haben, aber in der Welt- und Handelsgeschichte geschieht seitdem der Liparischen Gruppe fast keine Erwähnung mehr.

Der köstliche, vom vulkanischen Boden genährte Wein ist der einzige Bote, der den Namen seiner Heimstätte auf irgend einer Table d'hôte verkündet, sonst aber weiss man selbst in Italien nicht viel mehr von Lipari, als dass dort eine gewisse Anzahl unverbesserlicher, öfter abgestrafter Verbrecher in einer Zwangskolonie halbfrei auf Mittel und Wege sinnen, um sich einst an jener Gesellschaft zu rächen, die sie aus ihrem Schosse verbannt hat.

Es ist daher nicht ohne ein Gefühl des Erstaunens, wenn wir erfahren, dass ein fürstlicher Gelehrter und Schriftsteller, Erzherzog Ludwig Salvator von Österreich, die armen, halböden, vergessenen Eilande zum Gegenstand sinniger und eingehender Beobachtungen gemacht hat und sie uns bis in die genauesten Einzelheiten in Wort und Bild darstellt. Für den Forscher und Reisenden giebt es heutzutage kaum noch ein Land, das fern genug ist von der zivilisierten Welt, um seiner Thätigkeit ein Feld zu oft höchst romanhaften Schilderungen zu bieten, während das Naheliegende der Beobachtung nicht wert erscheint. Bald sind es die starren Eisfelder des Nordens, bald die glühenden Wüstenländer des Südens, bald der nun fast ausgerottete Urwald Zentralafrikas oder die endlosen Steppen Mittelasiens, die den Reise- und Forschungslustigen anlocken; an der alten Welt aber, an der Heimat, fährt man mit gleichgültigen Blicken vorüber, als ob es dort gar nichts Unbekanntes, gar nichts Sehenswürdiges mehr gäbe. Erzherzog Ludwig Salvator ist indes andrer Ansicht; er hält es für keine undankbare Aufgabe, manche

halbvergessene Gegend gewissermassen von neuem zu entdecken und vor den Augen des gebildeten Publikums ein Bild zu entrollen, das so viel Unbekanntes und Interessantes nach allen Richtungen hin darbietet, obgleich dieses Gebiet von Neapel oder Palermo aus nach einer Seereise von nur wenigen Stunden zu erreichen ist. So kam es, dass der fürstliche Autor sich die Aufgabe stellte, die Gruppe der Liparischen Inseln wiederholt zu besuchen.

„Während ich mich mit meiner Schilderung der Balearen beschäftigte“, heisst es im Vorwort zum ersten Band, „und zu diesem Behufe ab und zu dahin fuhr, hielt ich mich zu wiederholten Malen bei den Liparischen Inseln auf, welche von der Adria aus so ziemlich in der Mitte des Weges gelegen sind. So ging es jahrelang, und jedesmal trachtete ich einen neuen Winkel zu erforschen und neue Bilder zu zeichnen. Auf diese Weise entstanden diese Skizzen und diese Seiten. Die an Ort und Stelle geschriebenen Notizbücher dienten dem Setzer als Manuskript; die unter liparischer Sonne bis ins kleinste Detail gezeichneten Skizzen wurden genau bis auf das unscheinbarste Gerölle auf Holz übertragen.“

Und in der That kann man sich kaum eine gewissenhaftere Arbeit denken als die uns vorliegenden, mehr oder minder umfangreichen Bände. Schlicht und klar fliesst das Wort, aller rhetorische Flitter wird sorgfältig vermieden; der Stil ist einfach, ja schmucklos, dafür aber ist jedes Wort der Sache entsprechend und mit fachkundigem Sinn richtig gewählt. So auch die zahlreichen, prächtigen, künstlerischen Abbildungen, mit denen der Text geschmückt ist, welche dem Beschauer ein deutliches, genaues Bild von dem dargestellten Gegenstand geben.

Das Werk besteht aus acht Bänden, wovon jeder eine der sieben Inseln behandelt, während der achte Band den allgemeinen Teil enthält. In ihrer Zusammenfassung aber gewähren diese Publikationen ein vollendetes Gemälde der liparischen Inselwelt. Geologische Bildungen, Mineralien, Tier- und Pflanzenwelt, der Mensch mit allen seinen Lebensbedingungen, Ackerbau, Fischerei, Jagd, Industrie, Handel, Sitten, Religion, kurz alles, was den Naturforscher, den Soziologen und den Künstler anziehen kann, ist in Wort und Bild genau dargestellt und zeugt von der erstaunlichen Beobachtungsgabe und Gründlichkeit des Verfassers, sowie von dessen voller Hingebung an die gestellte Aufgabe.

Vom statistisch-volkswirtschaftlichen Standpunkte ist der achte Band der bedeutendste; er behandelt die ganze liparische Gruppe. Die

ersten zwei Kapitel besprechen ausführlich das milde, infolge der herrschenden Ventilation äusserst gesunde Klima, sowie die topographisch-physikalischen Verhältnisse d. h. Mineralien, Fauna und Flora jener vulkanischen Gruppeninseln, welche, vollständig aus Eruptivgestein bestehend, mit Recht als versteinerte Landschaften bezeichnet werden. Spärlich ist der Pflanzenwuchs, fast gänzlich fehlen die Bäume. Die Hauptkultur bildet der Weinstock, der fast jede andre Vegetation verdrängt hat. Nichtsdestoweniger sind die Felsen am Ufer und die der Kultur nicht abgewonnenen Höhen mit Sträuchern und kleinen Pflanzen bekleidet; besonders die Opuntia kommt überall in Hülle und Fülle, bald die Häuser umringend, bald die Felsenkanten der Küste erklimmend, zum Vorschein.

Die Tierwelt ist jener des benachbarten Siciliens, namentlich Messinas, ähnlich. Seemöven und Wildtauben in grosser Menge hausen in den Höhlen und Klippen, eine Unzahl Zugvögel kommen zweimal im Jahre an diesen Küsten vorüber und die spiegelglatte See wird belebt von ganzen Schwärmen von Puffinen, welche, behend dahinschwimmend oder plötzlich auffliegend, scheinbar mit ihren scharfen Flügelspitzen die Meeresfläche berühren.

Im dritten Kapitel wird in streng objektiver Weise die Bevölkerung in allen ihren statistischen und dynastischen Elementen geschildert: Die Zahl der Bewohner, welche auf 21 210 Personen angegeben ist; Geschlecht, Sterblichkeit, Kriminalität, Zuwachs, Aus- und Einwanderung u. s. w., mit einem Wort, alle jene Momente, die in Ziffern ihren beredesten Ausdruck finden. Nebenbei folgen noch allerlei nützliche Erklärungen und Notizen, wobei dem Verfasser wieder sein so geschickt gehandhabter Stift zu statten kommt, sobald es sich darum handelt, ethnographische Momente, wie z. B. Menschentypen, Volkstrachten, Häuserbau, innere Einrichtung der Wohnungen u. s. w., darzustellen. Über Sitten, Gewohnheiten, Sprache und Volkslitteratur der Liparioten dürfte schwerlich anderswo so viel Interessantes und Unbekanntes zu finden sein, als in diesem Kapitel. Wie treffend und anschaulich schildert Erzherzog Ludwig Salvator die Bewohner der Liparen in folgenden Worten:

„Der Charakter der Liparioten ist sanft und gutmütig, Raub und Mordthaten, von denen man auf Sicilien so viel hört, kennt man hier nicht. Vollkommen sicher kann der Fremde unter diesem gefälligen, heiteren, fröhlichen Völkchen, das schnell das Herz gewinnt, dahin wandern und bald wird es ihm unter den Leuten gefallen, denn sie

zeigen, ich möchte sagen naive Zutraulichkeit. Namentlich ist dies bei den jungen Mädchen zu bemerken, denen man ganz allein auf den Höhen begegnet, wo sie scherzend und singend dahinziehen in wahrer kindlicher Unschuld. Dieses naive Wesen derselben zeigt sich recht deutlich am Strande, wo sie kichernd und lachend sich im Meere waschen und hochaufgeschürzt ihre wirklich junonischen Formen unverhüllt den Augen der Vorübergehenden preisgeben, ohne dass ein entfernter Gedanke, dass dies nicht sittsam wäre, in ihnen auftauchte. Ein charakteristischer Zug der Liparioten ist ihre wirklich rührende Liebe zur väterlichen Scholle, die am besten folgende, mir selbst zugestossene Begebenheit darthut:

„Die Felsenufer des Pignataru beherrschend, steht ein kleines Haus, von Kaktusfeigen umringt, in dessen Nähe einige Zitronen- und Orangenbäume wachsen. Ich sass gern auf jenem luftigen Astricu mit dem lieblichen Ausblick auf Lipari, das klippenstarre Vulcano und das ferne Sicilien. Zu wiederholten Malen hatte ich in seiner Nähe geankert, als mir eines Tages die Idee kam, die kleine Erdscholle zu kaufen. Ich rief zu dem Zwecke den Eigentümer, einen alten braven Bauern, und gab ihm mein Vorhaben bekannt, wobei er stumm zuhörte. Ich frug, was er dafür haben wolle, worauf er antwortete, dass er nicht wisse, was sein Anwesen wert sei. Ich machte ihm den Vorschlag, den kleinen Grund und das Haus schätzen zu lassen und versprach, das Doppelte des Schätzungswertes zahlen zu wollen. Er ging darauf unter der Voraussetzung ein, dass seine vier Söhne damit einverstanden wären. Abends kam der Bauer wieder und teilte mir mit, dass er nach vielen Schwierigkeiten von den Söhnen eine bejahende Antwort erhalten habe. Ich gab ihm den Auftrag, alle zum Kaufvertrag nötigen Dokumente zu sammeln und dieselben dem Notar zu übergeben, der alles fertig machen würde, worauf er bei meiner Rückkehr auf die Insel, nach etwa drei Monaten, den Betrag ausgezahlt erhalten würde. Wir schieden mit einem herzlichen Händedruck. Abends dampfte ich westwärts. Die Nacht war still und sternenhell, nur ein Rauchwölkchen hing auf der Fossa von Vulcano und lange träumte ich vom sonnigen Astrico von Pignataru, bis die Liparen am Horizonte verschwunden waren.

Nach drei Monaten liess ich den Anker wieder am Pignataru fallen. Der Astricu des Hauses sah ganz festlich aus, die Mädchen hatten ihr bestes Mucadori auf das Haar geknotet und schienen mit Sehnsucht auf

meine Ankunft zu warten; ich freute mich im Innern, auf meinem Astricu sitzen zu können. Kaum hatte ich gelandet, kam mir der alte Bauer mit trauriger Miene entgegen und sagte zu mir: ‚Herr, ich bitte um eine Gnade. Sie wollen mir den Grund und das Häuschen doppelt bezahlen und ich kann Ihnen dafür nur danken. Aber, seitdem ich es verkauft habe, ist es mir bang im Herzen; wie kann ich mich von der Scholle trennen, die ich von meinen Eltern ererbte; meine Söhne sagen mir, dass der Grund gross genug sei, um noch vier andere Häuschen daselbst zu bauen und dann könnten sie alle neben mir wohnen. Ich will mein Wort, das ich gegeben, nicht brechen, und bitte um die Gnade, dass Sie mich davon befreien.‘

Und da traten die Mädchen mit der gleichen Bitte zu mir und brachten Orangen in ihren Schürzen, die sie mir anboten; selbst die Kinder brachten mir Blumen und weinten und baten, ich möge ihnen das Häuschen lassen, sie wollten keinen Gewinn, sie wollten nur das weiter besitzen, wo sie gross geworden seien, wo sie sich entfaltet haben, gleichsam wie die schönen Kapernblumen, die sich an den unteren Felsen anschmiegen. Mit Rührung betrachtete ich diese Scene, als wir das Astricu erreichten, ich spürte die warmen Thränen der Mädchen, die auf meine Hände wie glitzernde Perlen herabrollten und hörte das durch die Spannung hervorgerufene schnelle Atmen der Kinder. ‚Oh, gute brave Leute‘, sagte ich, ‚wollt ihr nichts anderes, Haus und Grund sollen euch gehören. Wie könnte ich das Herz haben, euch zu entreissen, was ihr so sehr liebt!‘ Aus allen Kehlen wurden Jubelrufe laut, die Mädchen liessen in ihrer Freude die Orangen aus den Schürzen fallen, sodass sie wie Goldkugeln auf den Astricu herabrollten, die Kinder streuten ihre Blumen aus und so bot sich wie durch Zauberkraft ein herrliches Bild. Da trat aber der Alte gravitätisch vor und richtete an mich folgende kurze, aber warm gefühlte Ansprache: ‚Herr, durch deine Gnade habe ich wieder Frieden und Glück, mein und meiner Kinder und Kindeskinder Segen falle auf dein Haupt. Aber das Willfahren der erbetenen Gnade giebt mir den Mut, eine zweite zu verlangen, ohne deren Erfüllung die erste wertlos für mich wäre. Das Haus bleibt mir, aber ich will, dass es auch dein sei; jedesmal, wenn du herkommst, kehre wieder ein auf diesem Astricu, das dir gefällt, und bleibe unter uns, betrachte uns wie deine Leute und freue dich an unserer Freude.‘ Dabei ergriffen die Anwesenden meine Hände und als ich die Bitte des Alten zu erfüllen versprach, hatten der Jubel und die Freude kein Ende.

Seitdem sind lange Jahre verstrichen und jedesmal, wenn ich wieder dort ankere, bringe ich einige Stunden auf dem Astricu zu, labe mich an der entzückenden Aussicht und plaudere mit den guten Leuten, oder höre den heiteren Klängen des Tamburins zu, welche von den nahen Felsenwänden wiederhallen, von dem Gesange rhythmischer Weisen begleitet.“

Die Liparioten zeigen vollständig den Typus der Sicilianer. Die schönsten leben auf Panaria und Salina. „Häufig“, sagt der hohe Verfasser, „habe ich gefragt, ob in Marfa überhaupt ein junges Wesen sei, Knabe oder Mädchen, welches man nicht schön nennen könnte. Insbesondere unter den jungen Mädchen sieht man Gesichter von seltener Schönheit und Reinheit der Züge, auch unter den Knaben giebt es wahre ideale Köpfe. In späteren Jahren kommt allerdings der charakteristische Typus, verlängerte Nasenläppchen und meistens eine etwas krumme Nase mehr zum Vorschein. Eigentümlich ist auch der tiefe Basston, in welchem sie zu sprechen pflegen, und mächtig erklingt die Stimme der Fischer am Fusse der steilen Felsenwände, wenn sie sich gegenseitig zurufen. Ihre Sprache ist das Sicilianische mit einigen spanischen Worten, ebenso tragen sie die charakteristische rote oder blaue Schärpe um den Leib geschlungen und auf dem Haupte die neapolitanische rote Fischermütze, die sie im Sommer mit einem Strohhut vertauschen. Die Frauen sieht man stets mit dem bunten, rot geblümten Kopftuche, das sie meistens hinter dem Kopfe befestigen, zuweilen auch malerisch um denselben winden.“

Von der Bildung der Einwohner auf den Liparischen Inseln kann der Erzherzog wenig Günstiges berichten. Unwissenheit und Aberglaube sind vorherrschend, was nicht zu verwundern ist, wenn man liest, dass im Jahre 1871 nur 3496 Männer und 389 Frauen lesen und schreiben konnten, und zwar sämtlich auf Liparia; auf den übrigen Inseln war der Geistliche allein des Lesens und Schreibens kundig. In neuerer Zeit hat sich das Verhältnis etwas gebessert, nachdem neue Schulen gegründet wurden. Die religiöse Bildung ist, wie begreiflich, auch sehr gering, dagegen äussert sich das religiöse Gefühl in äusseren Akten und die Masse des Volkes wahrt die tief wurzelnden Gebräuche des Katholizismus. Unzählige Sprichwörter sind im Gebrauch des Volkes; manche stammen aus Sicilien, auf den Liparischen Inseln haben sie aber einen seemännischen Charakter angenommen. Wir fügen einige davon bei:

Die Brust der Frauen ist grösser wie das Meer, es fahren darin ein und aus die Fischerbarken.

Besser arm, als dumm sein.
Wo der Grössere vorhanden ist, hört der Kleinere auf.
Stürme und Frauen machen was sie wollen.
Willst du mit den Gerichten nichts zu thun haben, so trage kein Messer bei dir.
Wenn die Hoffnung verloren ist, schreitet die Vorsehung ein.
Die Soldatenliebe ist von kurzer Dauer. Man schlägt die Trommel, lebe wohl, Mädchen.
Der Mann ohne Weib ist halbtot, ohne Geld ist er ganz tot.

Musik und Tanz bilden überhaupt die Hauptunterhaltung der Bewohner. Als einheimisches Musikinstrument haben die Bauern den sogenannten Frantu, ein mehrfach durchlöchertes Pfahlrohrstück, den Dudelsack und das Tamburin. Die Lieder werden eintönig und in einem etwas näselnden, aber recht wohlthuenden, heiteren Rhythmus mit gleicher Kadenz gesungen. Sie haben ihre volle Wirkung, wenn man sie von weitem hört, hauptsächlich wenn die Weiber auf dem blauen Meere rudern und ihre Liebeslieder am Fusse der wilden Abstürze ihrer zauberhaften Küste erschallen lassen.

Sehr sangeslustig sind die jungen Leute, wenn sie den Most bringen, und weithin vernehmbar singen die Weiber beim Feigenpflücken und bei der Feldarbeit. Die Conzuna ist das alte Lied der Überlieferung, die Kundgebung der Liebe und der verschiedenen Gefühle derselben, einige sind von südlicher Glut.

Die auch für den Sprach- und Litteraturforscher interessante Sammlung von Volksliedern hat der hohe Verfasser genau so wiedergegeben, wie er sie aus dem Munde der Liparioten erlauschte.

Von dir scheidend, theuere Geliebte,
Wie blieb ich arm und betrübt!
Ich blieb unter Seufzen, Thränen und Klagen,
Aus meinem Sinn kann ich dich nicht entfernen,
Denn im Herzen blieb mir deine Erinnerung,
Der Schaum im Munde und die Schönheit im Sinn.
Wenn ich zu Bette gehe, finde ich nicht die geringste Ruhe,
Denn ich entbehre deiner Freundlichkeit.

Ich möchte wissen, was ihr esset,
Denn immer weiss und rot erscheint ihr mir,
Ich glaube, es muss eine delikate Speise sein.
Je mehr ihr davon esset, desto schöner erscheint ihr,
Wenn an diesem Fenster ihr hinausschaut,
Gebietet ihr Halt den Strahlen der Sonne.
Von so vielen Kindern, die eure Mutter gebar,
Nur ihr für meine Augen scheinet schön.
Das sage ich dir, glückliche Lilie,
Gesegnet die Mutter, die dich gebar.

Meine liebe Königin, öffnet, öffnet,
Haltet nicht mehr diese Thüren geschlossen,
Darinnen haltet ihr ein schönes Mädchen,
Jenes mit den gezuckerten Lippchen;
Lasset sie mich sehen, lasset mich,
Denn eines Tages wird sie die Meine sein.
Was meinet ihr dazu?

Ade, Lipari, glücklicher Felsen.
Warum, wenn ich an deinen Namen denke, habe ich keinen Frieden?
Ich erinnere mich nicht, dir etwas gethan zu haben,
Warum zeigst du mir dies zähe Herz?
Vielleicht mit diesem Liede werde ich Frieden machen.
Weinstockblüte!
Der Mond geht seine Bahn über die Welt und den Schlafenden.

Der gewöhnliche Tanz ist die sicilianische Tarantella, der neapolitanischen sehr ähnlich. Eine besondere Volksbelustigung bildet die Erbauung eines Hauses oder eines neuen Terrassendaches auf ein altes Haus. Dieses frohe Ereignis wird mit Tanz und Schmaus gefeiert. Sieht man so ein Fest bei der Glut der Abendsonne, mit der feenhaften Aussicht, die fast ein jedes Haus entweder auf das Meer, oder auf die Höhen besitzt, und hört man die frohen Laute von der Höhe ertönen, so hat dies etwas Märchenhaftes an sich, und man wird unwillkürlich in eine elegische Stimmung versetzt.

Es folgen die Schilderungen der Volksbelustigungen, der Karten-, Kegel- und Kugelspiele, der Hochzeiten, Geburten und Sterbefälle, die auch in Liparien Anlass zu besonderen, vom Verfasser eingehend beschriebenen Feierlichkeiten bilden.

Ausser der Stadt Lipari giebt es auf den Liparischen Inseln nur kleine Ortschaften, die zumeist aus zerstreut liegenden kleinen Häuschen bestehen und eine sogenannte Cuntrata bilden. Die weiss angestrichenen Häuschen auf dem Lande haben überall das platte Dach und eine Terrasse oder Astricu mit drei oder mehr weiss getünchten Säulen, welche ein Rebendach tragen. Eine äussere Treppe führt zu den oberen Räumen. Fast jedes Haus hat eine Cisterne und einen isoliert stehenden Backofen, der wie ein in die Erde gestecktes Ei mit halbkreisförmiger Öffnung aussieht. Die Stallung für das Vieh ist mit einem Vordache versehen, unter welchem man bei Nacht oder Regen die Trauben und

Feigen trocknet. Die Kaminöffnungen sind eingemauerte Töpfe ohne Boden, die man, wenn es kalt ist, mit Stroh zustopft.

Ein weiteres Kapitel enthält die auf den liparischen Ackerbau bezüglichen Notizen, wie Bodenausdehnung, Besitzverhältnisse, Agrarverträge, Hypothekenschuld, dann Ackergeräte, Bebauungssystem, Bewässerung, endlich die namhaftesten Bodenprodukte, unter denen Wein den ersten Rang einnimmt, wenn schon auch Obst eine ziemlich wichtige Rolle spielt, während Korn und Hülsenfrüchte kaum für den einheimischen Bedarf ausreichen. Die Kultur der Traube bildet die ausschlaggebende, welche sowohl zur Gewinnung von Wein, wie zur Erzeugung von Rosinen besonders gepflegt wird. Man bereitet aus den schwarzen, ins Rötliche spielenden Trauben Rotwein und den sogenannten Moscato nero, aus den weissen Trauben wird Muscat und Malvagia erzeugt; letzterer, welcher auf der Insel Salina gebaut wird, erfreut sich eines grossartigen Rufes.

Von den übrigen Agrarindustrien verdient wohl nur die Viehzucht eine besondere, obgleich nur relative Beachtung, da es im ganzen Inselgebiet, nach den neuesten statistischen Erhebungen, nicht mehr als 4900 Stück Vieh (Rinder, Schafe und Ziegen) giebt. Ist das Jagderträgnis verschwindend gering, so tritt hingegen der Fischfang als wichtiges Erwerbsmittel hervor. Auf den Liparischen Inseln ist jedermann Fischer, selbst die Frauen lenken die Boote und beteiligen sich am Fischfange. Daher besteht auf den Liparen noch die alte Sitte, dass, wenn bei Sturm eine Barke dem Ufer nahe in Gefahr ist, die Sturmglocke läutet und jedermann, Männer und Frauen, Reiche und Arme an den Strand eilen, um die Nahenden zu retten.

Es darf daher nicht wundernehmen, wenn der Verfasser mehr als 350 Fischerböte verzeichnet und diesen bedeutendsten Erwerbszweig, mit allen damit zusammenhängenden Gerätschaften, in eingehender Weise beschreibt und illustriert. Infolge der äusserst günstigen Lage ihrer Inseln und obgleich im ganzen Bereich nur ein einziger Hafenplatz, und zwar jener von Lipari, vorhanden ist (sonst giebt es nur schottriges Strandufer), haben die Liparen von alters her die Schiffahrt betrieben. Dieser Beschäftigung, die übrigens in der Neuzeit im Aufschwung begriffen ist, hat der Verfasser ein besonderes Kapitel, reich an geschichtlichen und statistischen Daten, gewidmet. Über Bergbau und Industrie weiss er dagegen, trotz seines unermüdlichen Sammelfleisses, nur wenig zu berichten. Ehemals gewann man, besonders auf der Insel Vulcano, beträchtliche

Quantitäten Schwefel, Alaun, Borax und aus dem Monte Pilato besonders viel Bimsstein; heutzutage ist jedoch der Bergbau fast gänzlich in Verfall geraten und eine Industrie, die diesen Namen verdient, noch nicht entstanden. Aus diesem Grunde ist auch der Handel von keiner grossen Bedeutung. Die Einfuhr besteht nur in Waren, die zum unmittelbaren Gebrauche dienen, hauptsächlich aber in Weizen und Mais, während die Ausfuhr nur in Bimsstein, Wein, Rosinen, Cibeben, Kapern und wenigen anderen Artikeln bethätigt wird.

Den Schluss des überaus interessanten achten Bandes bilden Notizen über die Verkehrsanstalten, über Behörden und verschiedene lokale Einrichtungen, wie z. B. Spitäler, öffentliche Ämter u. s. w. Diesem Berichte entnehmen wir, dass die Inseln untereinander und mit Neapel und Messina in Telegraphen- und regelmässigem Postdampferverkehr stehen.

Auf Lipari giebt es eine kleine Garnison, hauptsächlich zur Bewachung der Deportierten, deren über 600 vorhanden sind. Die Gefangenen, welche sich dort frei bewegen, können sich einen Nebenerwerb suchen.

Wir gehen zur Besprechung der einzelnen Bände über.

Vulcano.

Wenn man von der Nordküste Siciliens nach den Liparischen Inseln hinüberfährt, so erreicht man, als erste derselben, Vulcano. Sie ist wegen ihres grossen, noch drohenden Kraters, der 386 m über dem Meere aufsteigt, und ihres wilden, echt vulkanischen Aussehens, eine der merkwürdigsten. In ihrer klippenstarrenden, häufig in herrlichen Linien sich hinziehenden Gestalt liegt ein eigentümlicher Reiz. Die Insel ist infolge der glühenden Lavastürze bei den Eruptionen des Vulkans fast gänzlich kahl und unbebaut und sieht mit ihrer abgebrannten kupferigen Farbe sehr eigenartig aus. Nur auf der gegen Sicilien blickenden Südseite zeigt sie etwas Vegetation, Weingelände, Feigenbäume und immergrüne Eichen, zwischen denen einige Häusergruppen liegen.

Das 21 Quadratkilometer grosse Vulcano ist mittels einer niedrigen, sandigen Landzunge mit Vulcanella verbunden und bildet auf beiden Seiten den doppelten Hafen von Puorto di Puenti und di Levanti. Der Hauptanziehungspunkt und eine stets drohende Gefahr für die Insel ist die Fossa, wie der Vulkan genannt wird. Gar schroff und malerisch sind dessen Abstürze gegen den, mit einer Reihe kleiner Kuppen umrandeten Krater. Gleich einem glühenden Backofen siedet und brodelt es in seinem trichterförmigen

Kessel, dem ein erstickender, schwefeliger Rauch entsteigt. Namentlich am Abhange des Berges befinden sich viele Öffnungen, welche noch stärker sieden und rauchen wie der Krater selbst. Die ganze benachbarte Gegend, besonders die aus schlackig-poröser, rötlicher Lava mit Tuffstein-Unterlage bestehenden Felsen, sind mit grossen Mengen feinen Sandes überdeckt, der stets vom Winde bewegt wird.

Das Innere der Insel bildet eine breite Fläche, die sich im Süden an das Hochplateau anschliesst und von einer Reihe Bergkuppen umgeben ist. Am Fusse der Abhänge im Westen erhebt sich der Leuchtturm. Die Ufer verlieren hier ihren wilden Charakter, man sieht kleine Häuschen mit Opuntiengärtchen, einzelnen Getreidefeldern und, mitten unter Weingeländen, eine Kapelle mit Glockengiebel. Vereinzelt begegnet man den immergrünen Eichen und es ist eine wahre Wonne, in heissen Tagen, auf der schattenlosen Insel, unter diese tiefschattigen Baumkronen zu flüchten.

An die flache Zunge, welche Vulcano mit Vulcanello, dem alten Vulkan, verbindet, schliesst sich die sanft ansteigende Küste mit schwarzen knotigen Lavafelsen. Deutlich erkennt man verschiedene, von Tuffsteinbänken umgebene, alte, ausgestorbene Kraterformationen. Warme Schwefelquellen steigen im Meere empor, man sieht das Wasser rauchen, und wenn man die mit schwefeliger Kruste überzogenen Steine ausgräbt, steigen starke Dämpfe mit Schwefelgeruch auf, welche das Meerwasser bis 35—41° R. erwärmen.

Salina

ist nach Lipari die grösste, bevölkertste und gleichzeitig die reichste unter den Äolischen Inseln. Sie misst 26 Quadratkilometer und besteht aus zwei Kegeln, die durch ein Plateau voneinander geschieden werden und von denen der Muntagne d' i Filici 961,71 m hoch, die bedeutendste Höhe der Liparischen Inseln, häufig von Falken umflattert wird. Die Insel schaut grünend und lachend aus, da ihre Höhen mit Buschwald bewachsen, die unteren Lehnen mit Weingeländen bekleidet sind, aus deren Grün die weissen kleinen Ortschaften und einzelnen Häuschen freundlich hervorblinken.

Der Hauptort St. Maria nimmt eine breite Strecke des gegen den Kanal liegenden Ufers ein. Die hübschen, mitunter modern gebauten Häuser mit Balkonen gruppieren sich um die stattliche Kirche St. Maria, welche mit zwei Türmchen geschmückt ist. Einen malerischen Anblick

gewährt eine Reihe von Fischerhäuschen, welche sich auf einer Art Damm hinziehen, mit Treppen, die von aussen hinaufführen und stets von der Brandung umspült werden. Schön ist auch der Anblick der kleinen Ortschaft Val di Chiesa, welche mit ihrer Kirche, an welche ein Glockenturm angebaut ist, auf einem hohen Felsenvorsprung das Meer beherrscht.

Die kleinen Häuschen bei Malfa haben fast alle die zierliche Pergola und eigentümlich gezackte Zinnen zur Verzierung der flachen Dächer.

Die Insel erhielt den Namen von den Salinen, welche, von einem salzigen Rand umgeben, zur Winterszeit mit Meerwasser gefüllt werden, wo dasselbe im Sommer durch die Hitze verdunstet. Die in Beete eingeteilten fünf Quadrate sind mit starken niederen Mauern umgeben und mit Wasserdurchlässen versehen, welche anstatt mit Schleusen nur mit Steinen und Erde verschlossen werden. Das gewonnene Salz wird nach Lipari geschafft. Einige Häuser liegen am Rande der Salinenbeete. In der Nähe der kleinen Kirche, mit herrlicher Aussicht auf ihrer Terrasse, befindet sich der kleine Landungsplatz für die Barken. Die Küste, fast immer jäh aufsteigend, aus zerfressenen Konglomeratschichten, zeigt die wildesten Uferscenen, die man sich denken kann — Felsenthore, Klippen und Abstürze, und manche Partien derselben zählen zu den malerischsten der Liparischen Inseln.

Lipari,

welche der Inselgruppe ihren Namen verlieh, ist unstreitig die schönste dieser Inseln; sie ist aber auch die grösste, 37 Quadratkilometer gross, die bevölkertste und fruchtbarste. Der Hauptteil der Insel ist der Weinkultur gewidmet. Die lachenden Reben ersteigen selbst die höchsten Lehnen und dort, wo die Hacke nicht eine Hand voll Erde dem Felsen abzuringen imstande war, grünt noch die Kaktusfeige und reift ihre saftigen, hochroten Früchte. Öl- und Johannisbrotbaum sind weniger vertreten, um so mehr die Weide, die zum Binden der Reben dient, Feigen-, Pflaumen- und Mandelbäume gedeihen, Orangen- und Zitronenbäume sind häufig; die Höhen grünen mit Buschwald.

Auf keiner der Liparischen Inseln giebt es eine so günstige Lage wie jene der Stadt Lipari, im Grund einer ziemlich tiefen, fast vor allen Winden geschützten Einbuchtung. Die Stadt besteht aus einer Feste, die einen Lavafelsenvorsprung, mit fast senkrechten Wänden, krönt, dem Castello und den landeinwärts, am Fusse desselben sich ausbreitenden Häusern, welche bis an den Meeresstrand reichen. Sanfte Lehnen mit

Weingeländen ziehen sich bis zu den dahinter liegenden Höhen der Munti Sant' Angilu, d' a' Uardia und Addina hinauf und bis zu den beiden, die Einbuchtung umschliessenden Vorsprüngen des Mazzuin und Munti Rosa im Norden und des Capparo im Süden. Die Gassen sind mit Ausnahme des Hauptweges manchmal so eng, dass man sich von einem Haus zum andern fast die Hand reichen kann. Das Rathaus und die Häuser der Wohlhabenden zeigen zumeist Balkone und es giebt darunter einige stattliche Bauten. Die Gassen sind wenig belebt. Schlachtbänke auf offener Strasse bilden zuweilen die nicht immer reine Staffage, sowie die Reinlichkeit überhaupt viel zu wünschen übrig lässt.

Der gewöhnliche Landungsplatz ist bei der Marina, wo eine Reihe Schiffe ankern. Malerisch nimmt sich die nahe Kirche Anime del Purgatorio aus, welche, auf einer, durch einen schmalen Damm mit der Küste verbundenen Landzunge liegend, gleichsam wie im Meere schwimmend erscheint. Hoch über der Stadt, auf einem Felsen, erhebt sich das alte, mit starken Mauern und Türmen umgürtete Kastell. Der Eintritt in das sogenannte Schlossgebäude führt durch mehrere gewölbte Durchgänge und an Kasernen vorüber. Auf den unteren Felsenvorsprüngen sind halbkreisförmig gestaltete Strandbatterien und in einem grossen viereckigen Turm zwei, gegen die Stadt gerichtete Kanonenscharten, um den Aufgang zu verteidigen. Das Innere des Kastells ist ein trostloses Gemenge von verlassenen, öd aussehenden Kirchen und Häuserruinen, tonnengewölbten Häusern und Kasernen.

Die Domkirche, noch die ansehnlichste der drei hier stehenden Kirchen, besitzt mehrere schöne Marmoraltäre. Von der daran angebauten früheren bischöflichen Residenz ist ein Teil von Gefangenen bewohnt, der andere steht als Ruine, ein dachloses Haus.

Der Fossa d' i Ruocchi auf Lipari ist ein ganz deutlicher riesiger Krater mit einem Schlackenvorsprung in der Mitte. Derselbe ist längst ausgestorben, aber die warmen Schwefelquellen, welche am Meeresstrande mehrfach hervorsprudeln, wahren doch den vulkanischen Charakter der Insel.

Panaria,

die kleinste der Liparischen Inseln und zugleich die anmutigste, misst bloss 3 Quadratkilometer und besteht nur aus einem einzigen Kegel, dessen höchste Spitze, der Trumpuni d' 'u Cuorvu, sich 420 m über dem Meere erhebt. Gegen Westen zeigt sie langgestreckte, gegen Südwesten sich senkende Anhöhen mit einer Reihe auf einander

gelagerter Vorsprünge, die gleichsam Hügelchen bilden. In einer kleinen Einbuchtung, der Puortu Drauttu, wo die vortretenden Spitzen gewissermassen einen Halbmond zeigen und ein Sandufer umschliessen, ist der Hauptlandungsplatz von Panaria, wo die kleinen Schiffe ziemlich geschützt ankern können.

Auf zwei wie zernagt aussehenden roten Felsenspitzen sind noch die Überreste einer von Mauren erbauten Feste vorhanden. Das Kirchlein San Pietro auf einer Felsenklippe blickt herab auf die zwischen Lavablöcken liegenden kleinen Fischerhäuschen ohne Fenster und nur mit einer Thüre als Öffnung, daneben der übliche runde Backofen. Am Ufer liegen die Fischerbarken von Panaria, mit ihrem hohen Vorderbug dem Meere zugekehrt, wie bereit, um wieder in die Flut hinaus zu schwimmen. Auf der Ostseite von Panaria, etwa eine Seemeile von der Küste entfernt, erhebt sich ein Dutzend von der Flut zernagter und geschwärzter Felsenriffe.

Vom Dattaru, einem steilen schroffen Felsen, von der Ferne wie eine Pyramide aussehend, hat man einen besonders grossartigen Blick auf das unendliche Meer, die nahen hakenförmigen Felsenspitzen, das vortrefflich sichtbare Stromboli und das tiefblaue, bis auf den Grund durchsichtige Meerwasser zu Füssen.

In der Nähe der Klippe Bottaru befinden sich im Meere siedende Schwefelquellen, deren Wasser man kochen sieht. Sie machen sich durch eine von unten aufsteigende, weisse Säule bemerkbar, welche oben einen Kreis von Blasen bildet.

Filicuri,

mit einer Oberfläche von 9 Quadratkilometer, besteht aus einem 773 m hohen Kegel mit mehreren Seitenerhöhungen. Die Insel ist auffallend kahl und sieht den anderen Liparischen Inseln nicht ähnlich. Einige der Lehnen, welche sich gegen das Meer hin erstrecken, sind in Terrassen eingeteilt, mit Getreide bebaut. Zwei Häusergruppen, der Turrini und jene von Canali mit der weissen kleinen Kirche, liegen freundlich zwischen den Weingärten. Die Küste, von den felsigen Anhöhen überragt, zeigt einen ernsten, wilden Charakter, mit schwärzlichen und roten Abstürzen. Durch eine Art Felsenthor gelangt man in den Vorhof der schönen Rutta d' u Voi Marinu, wie eine Anzahl Grotten genannt werden, in welche ein Boot mit Mast und Segel einfahren kann. In den Höhlen selbst ist das Wasser krystallhell und

wenn aussen das Meer tobt, herrscht innen doch immer vollkommene Ruhe, da sich die Wellen schon vorher brechen. Das Plätschern der Wogen am Ufer klingt wie süsse Melodien und jede Stimme hallt von den rötlichen Lavawandungen der Höhle mit starkem Schalle wieder.

Alicuri,

mit 5 Quadratkilometern, ist die wenigst bedeutendste unter diesen Inseln. Fast von runder Gestalt, besteht sie aus einem einzigen Kegel von 675 m Höhe. Die Insel ist kahl, felsig und der Insel Filicuri ähnlich. Die Abhänge sind ebenfalls in schmale Terrassen mit Böschungsmauern eingeteilt, woselbst Gerste gepflanzt wird. Die kleine Kirche von San Bartolomeo in prächtigster Lage beherrscht die Anhöhen und bietet eine weite Aussicht auf das Meer.

Stromboli,

der in steter Eruption befindliche Vulkan, gleichsam das von der Natur angezündete Leuchtfeuer, das als Wegweiser auf der Weltstrasse von Messina dient und sicher die interessanteste Insel der Gruppe, hat einen Flächeninhalt von 12 Quadratkilometern. Sie wird aus einem einzigen, 926 m hohen Kegel gebildet, an dessen Seiten sich die Lehnen sanfter gestalten. Zumeist der Weinkultur gewidmet und im Bereich des Vulkans vollkommen kahl, bietet sie deshalb nur wenig spontane Vegetation. Der Ort Stromboli besteht aus einer Reihe zerstreut liegender Häuser, von denen die Mehrzahl in der Nähe der Kirche gruppieren, auf einer am Fusse des Berges Struognuli gelegenen, von den prachtvollsten Weinbergen bedeckten sanften Lehne, und schön heben sich die blendend weissen Mauern von dem Grün der Hänge ab. Die Häuser, mit Pergola von Weinlaub versehen, bilden eine Art Gasse bis zur Kirche und der dreieckige Platz vor derselben, mit der herrlichen Aussicht auf das offene Meer, ist die angenehmste Stelle der Insel, auch von der drohenden Fossa am meisten entfernt. Namentlich abends ist es hier schön, wenn die Sonne sich neigt, die Pyramide des Vulkans ihren wohlthuenden Schatten auf die Lehne und das Ufer von San Vicienzu wirft, und es labend kühl wird. Die Abendbrise spielt mit den Blättern der Weingelände, welche leicht zittern — man dünkt, sie küssen einander über die reifen Trauben hinweg — und am schwarzen Rapillusstrande, der wie ein Rand von Achat das saphirene Meer umsäumt, ziehen, kichernd und fröhlich heimgekehrt von der Arbeit

vom fernen Abhang oder vom Fischfang des Tages, die Weiber und Mädchen, im Meere watend, ihre Barken für die Nacht hinauf.

Man sieht auf Stromboli viele neue Gebäude, manche haben Balkone mit Tragsteinen und darauf gelegten Carrara-Marmorplatten. Man hat hier keine Mietshäuser, da jeder, der heiratet, für sich ein neues Haus baut. Häufig sind die Häuser der Kinder in der Nähe, manchmal anstossend an jene der Eltern erbaut, gleichsam wie die Schösslinge einer verblühenden Agave. Und sie werden alle aus mühsam auf dem Meere errungenem Gelde erbaut, denn die Strombolaner sind alle Seeleute, welche nicht bloss die 65 jetzt der kleinen Insel gehörenden Segelschiffe bemannen, sondern vielfach auch mit anderen italienischen Schiffen fahren. Bauern aus Lipari und Calabrien bebauen den Boden, mit dessen Kultur sich jene Kinder der Wellen nicht befassen.

„Die Häuser baut man auf Stromboli aus Pietra morta, einer schlackigen Lava, rötlich und leicht, die man allenthalben unter dem Boden findet, die Pfosten sind aus harter Lava. Häufig begegnet man einem jungen Manne, der mühsam auf der Schulter eine solche Thürpfoste trägt für das Haus seiner Träume. Wie viele Enttäuschungen in dieser Vision irdischen Glücks! So dachte ich häufig, wenn ich die jungen Leute, schweisstriefend unter der schweren Last, dahin wandern sah. Eine Fülle von Idealen birgt das menschliche Leben und glücklich derjenige, der sie bis an den Abend seiner Tage bewahrt!“

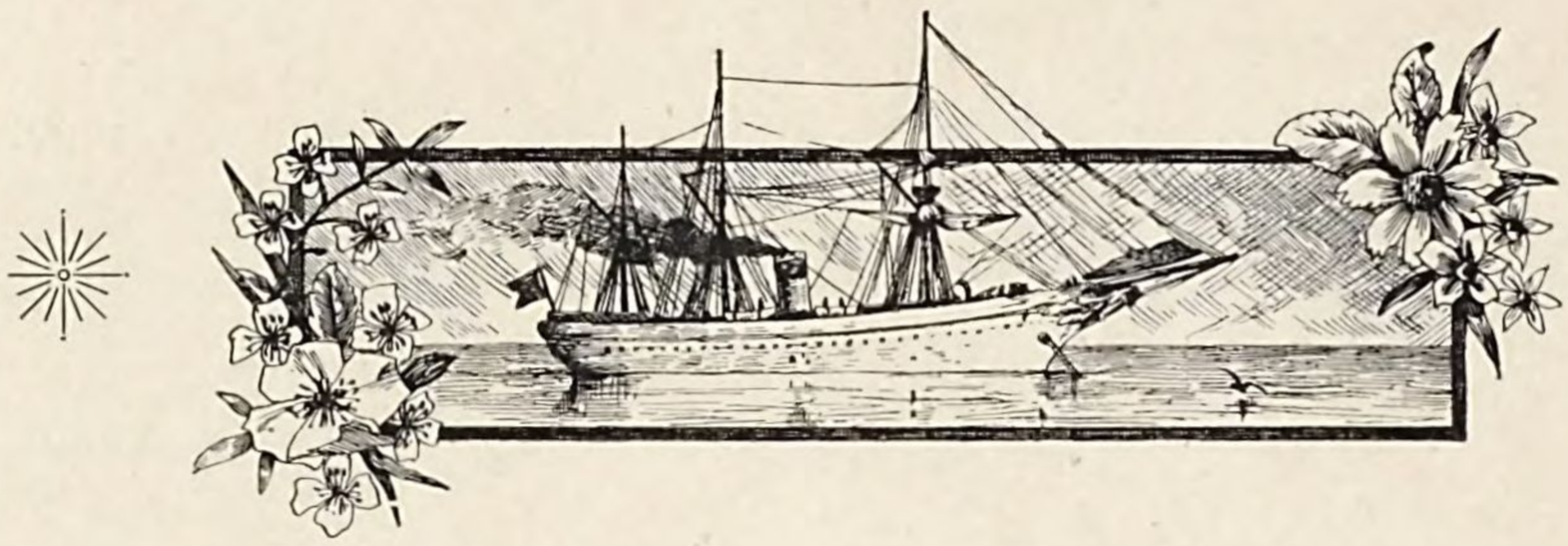
„So weit sie auch der mühselige Erwerb in das Meer hinaustreibt, so sind sie doch in Gedanken stets auf ihrer heimischen Insel und kehren freudig zurück zu der Liebe ihrer Kindheit, die sie wie eine Vision zukünftigen Glückes auf dem schäumenden Meere schützend und stärkend begleitete und ihre Freundin im Leben sein wird; denn sie hängen mit allen Fasern ihres Herzens an der Gefährtin ihrer Tage, die auf Stromboli weilt und für sie betet.“

Den Hauptanziehungspunkt Strombolis bildet der rauchende Krater Muntagna, welcher sich in mehreren Spitzen dem Auge darbietet, deren höchste sich 926 m über dem Meere erhebt. Sie bilden die Ränder des Kraters, dessen stark beissenden, erstickenden und die Lungen angreifenden Rauch man schon von ferne riecht. Die Fossa hat seit der Eruption von 1885 drei Kratermündungen, die man von oben herab an klaren Tagen alle beherrscht. Die grosse der zwei oberen Mündungen weist sechs kleinere kesselartige Öffnungen auf, während die kleinere nur manchmal eruptiert. Die meist auswerfende ist die untere, die bei

der Eruption von 1885 fast zur halben Höhe der Sciara d' ú fuoco emporgestiegen ist. So lange die Mündung oben bleibt, ist keine Gefahr, sollte sie aber einmal tief hinabsteigen und das Meer erreichen, so könnte ein Sinken des Kraters von Stromboli erfolgen. Die letzte starke Eruption fand im Jahre 1896 statt; die Rauchsäule war etwa eine halbe Stunde lang 300 m hoch.

Es ist ein diabolisches Vergnügen, zu sehen, wie die Felsen herabstürzen und zu hören, wie der Krater dröhnt, bald wie Kanonendonner, bald wie plötzliches Donnergewitter. Namentlich zur Sommerszeit ist es ein Vergnügen, mit einem Boote hinauszufahren und diesen Feuerkünsten der Natur beizuwohnen. Man muss aber, wenn das Wetter schön ist, ziemlich lange, bisweilen eine ganze halbe Stunde warten und die Auswürfe sind obendrein gering. Wenn dagegen der Südost oder Südwest droht und sich eine lange, hohle See, die dem Winde vorangeht, am Fusse des Vulkans bricht, sind die Auswürfe häufig und man sieht ein wahres Feuermeer die Flanken des Berges herabrieseln. Es ist ein seltener Genuss, zuzusehen, wie die scheinbar feuerroten Steine zumeist in drei Hauptströmen über die Rapillulehne herabrollen und in wilden Sätzen, unzählige Feuergestalten bildend, endlich ins Meer stürzen. Hier steigen die aus Eruptivsteinen bestehenden Pietra di Strombolicchio in phantastischen Formen empor, ringsum vom Meere umspült. Auf den höchsten, 57 m hohen schmalen Felsen ist mit grosser Mühe eine steile Treppe vom Meere aus hinaufgeführt und oben künstlich ein flacher Teil geschaffen, an dessen Rand die noch übrig gebliebenen nadelartigen Felsen emporragen.

„Gerne sitzt man auf dieser luftigen Höhe und lässt den Blick bald zur schwindelnden Tiefe, bald auf die in der Ferne nach Messina fahrenden Dampfer schweifen. Die ferne Küste von Calabrien umsäumt gelblich und nur schwach hingedeutet das tiefblaue Meer, und gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebend, möchte man dort träumen, würde einen nicht dann und wann das Donnern des Vulkans oder das heitere Singen der Fischermädchen, welche gerne am Fusse des Strombolicchio mit ihren Booten sich aufhalten, das eine furchterregend, das andre liebkosend aufwecken.“



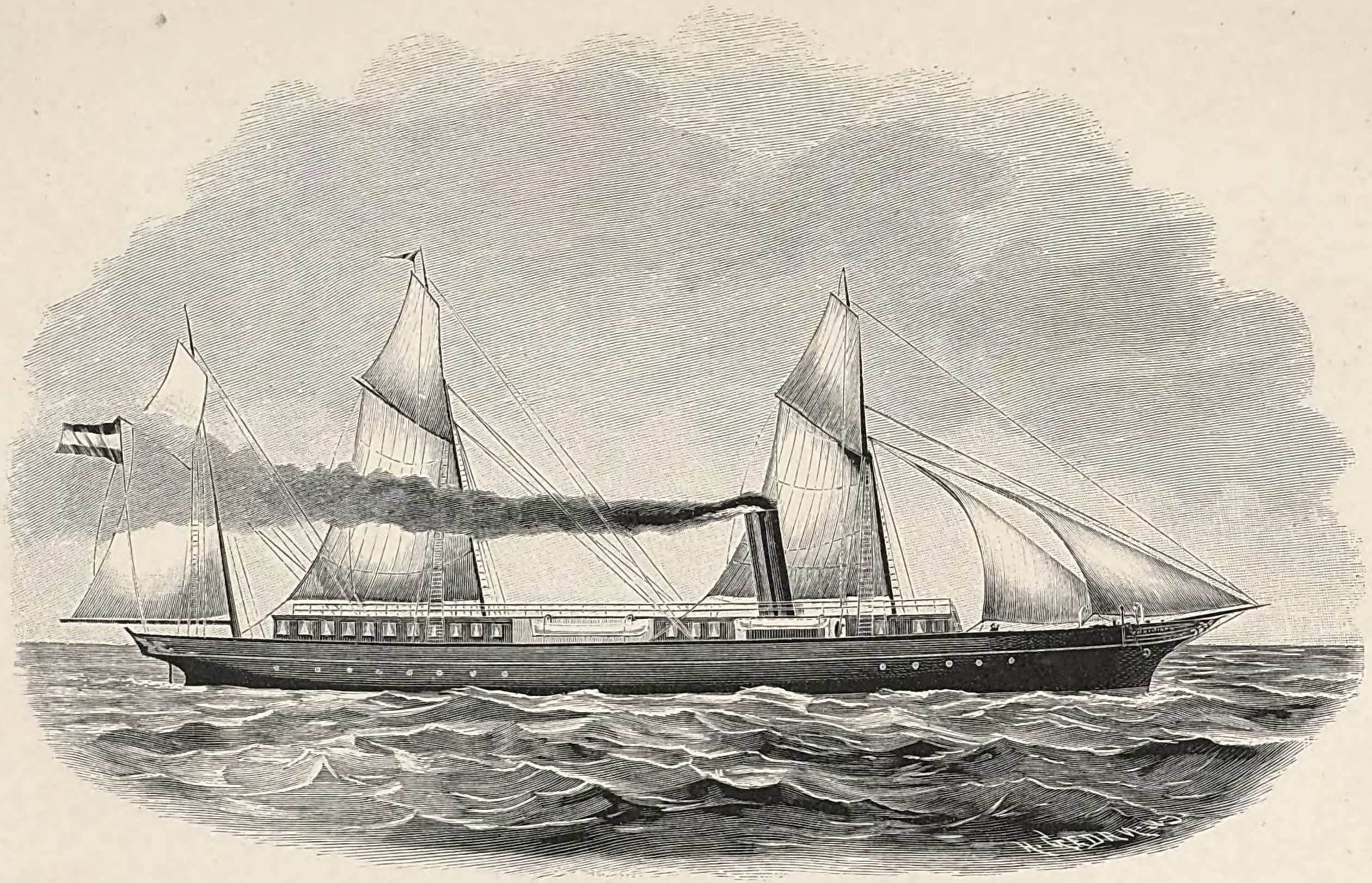
Schiffbruch oder **Ein Sommernachtstraum.**

Oktav. 27 S. 1894.

Eine kleine Schrift, in welcher der Erzherzog jenen Schiffsunfall schildert, von welchem derselbe im Jahre 1893 an der nordafrikanischen Küste betroffen wurde, ist nicht sowohl um dieses Ereignisses willen hochinteressant, als vielmehr, weil sie wie keine andre Publikation des Erzherzogs seine persönlichen Gefühle, seine menschenfreundlichen Gesinnungen, seine liebevolle Fürsorge für seine Untergebenen und seine grosse Herzensgüte in sympathischer Weise erkennen lässt.

„Die Fahrt konnte nicht günstiger beginnen. Das Meer war wie polierter Stahl, glatt wie ein Spiegel, jeden Felsen, jeden Sprung desselben zurückgebend, und darauf lag die ‚Nixe' und ihre Messingsachen glitzerten wie Gold und spiegelten sich, in gebrochenen Wellen, in der durchsichtigen Flut. Die silberfarbigen Fische umkreisten sie und die Kormorane hoben ihren langen Hals empor; sie schienen die alte Freundin zu erkennen, von der nichts Böses zu befürchten war, und tauchten nieder mit Behagen in die Flut oder schlugen ihre ausgedehnten Flügel gleichsam wie zum freudigen Grusse auf einer Felsenhöhe."

„Die Ruhe der Natur wirkte auf mich belebend und stärkend. Wie wohl würde mir jetzt Ruhe thun nach monatelanger Arbeit, wie gerne



Erzherzog Ludwig Salvators Yacht „Nixe" (untergegangen bei Kap Caxine 1893).

möchte ich aus diesem Becher des stillen kontemplativen Meeresgenusses in vollen Zügen schlürfen! Aber der Dämon des Wandertriebes gönnt mir keine Rast. Hinaus führt es, hinaus in die Ferne, die mich mächtig anlockt. Wie viele Freunde, die mich erwarten! Welch süsses Wiedersehen nach Monaten, ja nach Jahren! — — — In mächtigem Bogen setzten wir den Bug gegen Westen; Flaggen hoben und senkten sich zum Grusse und auch die ‚Nixe' senkte dankend ihre Flagge — es war ihr letzter Gruss."

„Den meisten Leuten geschieht es, dass sie mit dem Zunehmen der Jahre von ihrer Umgebung weniger geliebt und geschätzt werden. Sei es Zufall oder Verdienst: ich nahm an mir das Gegenteil wahr. So setzten sich alle in den Kopf, dass die Navigation allein zu führen für mich zu anstrengend wäre, und überredeten mich endlich, einem hiesigen Kapitän, Rafael Vich y Rosello, einem seekundigen Manne, den Antrag zu stellen, ob er auf 14 Tage oder höchstens einen Monat mitfahren wolle."

„Jahrzehnte waren vergangen, seitdem ich mich nicht auf der fahrenden ‚Nixe' ausgestreckt hatte. Welch eine Fülle von Gedanken! Doch die Schraube trieb dahin und bald träumte ich von weissen Häusern, von Minareten und Palmenhainen. Um 1 Uhr war ich schon wach und stieg aufs Verdeck hinauf. Der Leuchtturm von der Punta d' Anciola war nahe in Sicht; wie oft hatte ich ihn freudig erblickt, als ich von Nordafrika nach Mallorca zurückkehrte. Wir setzten Kurs auf Kap Caxine. Vich (der Kapitän) ging schlafen. Allmählich begann die Dämmerung heranzubrechen und bald stieg die Sonne klar aber weisslich am Horizonte empor. — — Ich liess das Verdeck waschen, denn es lag mir daran, dass das Schiff rein und sauber erscheine und Vich alles nett auf Verdeck finde — diese kleine Eitelkeit, diese Freude, die jeder Seemann über die Reinlichkeit und gute Pflege des eignen schwimmenden Heims empfindet. Ich liess sorgfältig selbst den wenigen Kohlenstaub, der sich in irgend einem Winkel angesammelt hatte, entfernen. Die gereinigten, frisch gefütterten Papageien in ihren Käfigen stiessen Freudenrufe über den anbrechenden Morgen aus, und auch der Affe mit seinen possierlichen Mienen und seltsamen Grimassen schien an der Freude teil zu nehmen; ja selbst der geschäftige Kohlenmann, welcher aus dem Kohlenraum emporschaute, war frohen Mutes und sang heitere venetianische Weisen, welche die Brise dahinführte — es war der Anfang der Heimreise."

„Nur der, welcher es kennt, vermag es zu würdigen und zu schätzen, dieses freie Gefühl auf der Flut, in vollem Genusse der frischen belebenden Luft, welche die Brise auf offener See noch klärt und genussreicher macht. Sie wirkt, ich möchte fast sagen, stärkend, begeisternd und erquickend zugleich.“

Geraume Zeit ging der Erzherzog mit dem neuangeworbenen Kapitän auf Deck auf und ab und erklärte die verschiedenen Einrichtungen, welche dieser vollkommen entsprechend fand. Über die Lage von Kap Caxine und die dasselbe umringenden, teilweise unterseeischen Riffe schien der Kapitän im Zweifel zu sein; bald sollte er seinen Irrtum erkennen, das Schiff blieb an dem nämlichen Riff hängen, vor welchem der Erzherzog gewarnt hatte. „Als ich einige Minuten später“, schreibt der Erzherzog, „auf Deck kam, war es leider schon zu spät, obschon ich die Maschine volle Kraft zurücksetzte. Die Schraube brach beim Zurückschlagen auf die Riffe, und der Kessel wurde durch F. Fusaris, des ersten Maschinisten, Geistesgegenwart entladen, um thunlichst einer grösseren Gefahr vorzubeugen. Ich höre noch im Geiste die wuchtigen Schläge, wie sie an den Seiten der ‚Nixe‘ pochten. Wie hart schlug das Eisen auf die kantigen Riffe! Ich höre noch das dumpfe Getöse, und mit Grausen denke ich an das springbrunnenartige Emporschnellen und Niederfallen der heftig anprallenden Wogen zurück, die unter dem Schiffskörper der ‚Nixe‘ hervorbrachen. Das Meer von Osten liess das Schiff mächtig auf den Riffen hin- und herrollen, und ein starkes Leck öffnete sich in der Nähe der Kohlendepots. Es blieb nun nichts Anderes übrig, als eiligst zu den Booten zu flüchten. ‚El Archidúque, el Archidúque!‘ rief der arme Vich in seiner Verzweiflung. Ich bestieg das neue Boot, das kleinste der vier grossen, das ich vor Wochen erhalten hatte. Wer hätte geglaubt, dass mir dieses Boot, das ich vor wenigen Tagen noch so geschont hatte, Rettung bringen sollte! Die Taue wurden zerschnitten, das Boot senkte sich rasch hinab und fünf Männer warfen sich in dasselbe.“

Die anderen Boote wurden von der übrigen Mannschaft bestiegen, sämtliche alte treue Diener, welche, zumeist Familienväter, schon viele Jahre in erzherzoglichen Diensten gestanden. Bei der Landung an der algerischen Küste war es ein eigentümlicher Zufall, dass zwei dortige Grundbesitzer menorquinischer Abkunft die ersten waren, welche dem Erzherzog die Hand reichten, um ihm ans Land zu helfen. Aber die übrigen Boote waren verschwunden und obwohl am Ufer sofort mit Gras und Stroh ein Feuer gemacht wurde, um der Mannschaft als verlässiges

Zeichen für eine geeignete Landungsstelle zu dienen, blieben doch die Boote ausser Sicht. Sie waren, von günstigem Wind rasch getrieben, hinter das Kap gelangt.

Der Erzherzog fährt fort:

„Wir liessen an dem kleinen Strande zwei Männer, die daselbst in Obacht des Bootes blieben, und fuhren alle gegen Algier zu. — — Endlich erreichten wir das Thor und hernach den Platz von Algier. Ruggero (einer der Bootsleute) hatte acht Duros bei sich, unser aller einziges Hab und Gut. Ich hatte die Absicht, zu telegraphieren; da man aber spanisches Geld nicht annimmt, so ging ich in ein Kaffeehaus, um zu bitten, man möge mir Geld wechseln, was man mir jedoch verneinte. Einer der Gäste erbarmte sich meiner, und mit der Zusage, am folgenden Tage, falls sich ein Verlust ergäbe, denselben zu vergüten, erhielt ich für die acht Duros sechs Fünffrankenstücke. Nun fuhren wir zum Telegraphenamt und da telegraphierte ich an Vives (den Verwalter der erzherzoglichen Besitzung auf Mallorca): ‚Glücklich angekommen. Glückwünsche für morgen.‘ Ich wollte nämlich, dass mein Telegramm früher ankomme, als die Nachricht von dem Unfalle. Sodann eilte ich zum Hafen, um zu sehen, ob ich einen Schlepper bekommen könnte, um die anderen Boote, welche meine Hauptsorge bildeten, aufzusuchen.“

Nach mancherlei Bemühungen gelang es dem Erzherzog endlich, einen solchen aufzutreiben.

„Der kleine Schlepper ‚Le Pilote‘, anfangs als Lotsenboot für Nantes gebaut, lag vor Anker und bald kam die Mannschaft desselben heran. Gute drei Viertelstunden mussten wir jedoch warten, ehe der notwendige Dampf erzeugt war, und als wir wegfuhren, dämmerte es bereits. Welch angstvolle Nacht!“

„In Algiers Hafen war es still und ruhig, nur die sanft auf und ab gehenden Wogen bekundeten, dass draussen noch Ostwind herrsche, der, von Matifou zurückgehalten, in die innere Rhede nicht eindringt. Allein, wie wir ausfuhren, machte sich derselbe recht bald geltend, und ich hielt mich fest an einem Ständer, denn sitzen konnte ich nicht wegen der grossen Hitze, die von dem Kessel ausging. Wir fuhren weiter. Welche ängstlichen Momente! Werden wir die Boote wiederfinden? Die Herren, welche mir meine Sorge und Bekümmernis ansahen, trachteten mich zu beruhigen und sagten, dass wir gewiss alle Leute finden und mit der ‚Nixe‘ zurückkehren würden, wobei ich jedoch ungläubig den Kopf schüttelte. Ersteres hoffte ich, letzteres ist wohl unmöglich. ‚Mut!‘

rief Schiaffino auf einmal, ‚Ihr Boot schwimmt!‘ Aber mein Auge starrte nur auf die Meeresfläche, auf welcher ich keine Boote sah, und blickte gleichgiltig auf das angebliche Schiff, das nur ein kleines Felseneiland war. Kurz darauf sah ich sie aber, die arme ‚Nixe‘, ihren Kamin, ihre Masten, ein kleines Stück Achter und noch ein Boot an den Krahnen. Gleichzeitig sah ich eines unserer Boote, das uns entgegenfuhr. Ich stürzte mich in ein Boot, das wir mitschleppten, um das uns entgegenkommende rascher zu erreichen. Kurz darauf erblickte ich Vichs livide Gestalt. ‚Sind alle beisammen?‘ war meine erste Frage, ‚alle? Keiner verwundet?‘ — ‚Niemand, todos buenos (alle wohl)‘, war die Antwort. Das Boot näherte sich, die Freude war zu gross. ‚Gracias a Dios, Gracias‘, rief ich aus und meine Augen trübten sich und sahen erst das Licht wieder, als man mir Wasser auf den Kopf warf. Nun fuhr ich ans Land und sah sie alle wieder gesund, die ich möglicherweise verloren glaubte. Sie weinten, ich aber beruhigte sie und sagte, man würde ein neues Boot bauen, und sie mögen sich in das nahe Hôtel du Phare begeben, um dort inzwischen auszuruhen. Ich fuhr zu dem Schlepper zurück, dankte den Herren, die mich begleitet hatten, für ihre Freundlichkeit, meldete ihnen, dass alle meine Leute wohlauf seien, und sagte, dass ich über Land nach Algier fahren werde. Ich hatte die Absicht, mich gleich nach Notre Dame d'Afrique zu begeben, um im Gebete für die Rettung aller zu danken. Ich stieg eine Weile, hatte aber nicht die Kraft, bis hinauf zu gelangen. Meine durch das Laufen und Stehen während der ganzen Nacht ganz schwach gewordenen Beine versagten mir den Dienst, und ich kniete auf dem ockergelben Boden nieder und betete angesichts der Kirche, mit den Gedanken in ihren heiligen Hallen.“

„Das Meer hatte sich beruhigt und ich fuhr wieder nach Kap Caxine, um die Schiffbruchstätte zu besuchen. Neapolitanische Taucher waren bei der Arbeit, um thunlichst ein Paketchen mit 5000 Franken zu bergen. Ich fuhr zu denselben. Ein Buch von Menorca kam herauf, ohne Einband, und ich sah die bekannten Holzschnitte wieder, von der Flut durchblättert. Da kamen alte unterschiedliche Briefe und Papiere der Reihe nach, aber noch immer keine Spur von meinem Gelde. Endlich wurden auch Schuhe ausgehoben und das Tuch, in welches Geld und Schuhe gewickelt waren, bald darauf der Kopf eines Antinous aus Neapel, eine geweihte Palme von Lipari, ein Hängteller, das Chronometer, ein Fernrohr und die Bambusstühle von Vives Kindern. Die Taucher wurden müde und wir kehrten ans Land zurück; ich sass eine Zeitlang

am Ufer unter den geretteten Resten, darunter abgebrochene Bussolen, die man im Sande aufgestellt hatte. Da waren Fragmente eines Oberlichtes, ein Rettungsring, ein Seitenlicht und zwei Bildchen, von denen eines die bei ihrer ersten Fahrt, während ich sie in Alexandrien erwartete, vor Korfu strandende ‚Nixe', das andre einen in seiner Einsiedelei betenden Eremiten darstellte. Ersteres hatte ich als warnendes Zeichen in meine Kajüte gehängt, letzteres als das, was mir erübrigen würde, wenn ich die ‚Nixe' verlieren sollte; und wie staunte ich, von den vielen Bildern gerade nur die zwei geborgen zu sehen. Die Rahmen von Gips waren weich geworden und die Vergoldung klebte sich an die Hand. Ich legte beide Bildchen in den Schatten; aber siehe da, auch Bücher, Enveloppen! Unwillkürlich, mechanisch griff ich nach denselben, und das erste, das sich meinem Auge offenbarte, war Vives Bild, eine alte Photographie, die ihn noch als ganz jungen Mann darstellte. Da du in Wirklichkeit nicht mit mir bist, so erscheinst du wenigstens im Bilde, dachte ich mir, um mir Gesellschaft zu leisten! Ich trocknete das Bildchen, so gut es eben ging, und hielt es in meiner zitternden Hand; aber die Photographie trennte sich schon von der Pappe, ich nahm erstere und trocknete sie im Schatten eines Felsens und es schien mir, dass seine Augen mir Mut einflössten. Wie kommt es, dass du, der schon in allen Weltgegenden mit mir gereist, gerade diesmal nicht mit warst? Und doch bin ich froh, dass dir dies erspart blieb; aber wäre dein scharfes Auge, dein kluger erfahrener Blick da gewesen, das Alles hätte sich gewiss nicht ereignet! Und du warst doch vor meiner Abfahrt wieder an das Ufer gekommen, um mitzufahren. Denn es war dir bange, mich allein zu lassen. Heute ist dein Geburtstag, du feierst ihn im Kreise deiner lieben fröhlichen Kinder, und alle denken an mich und freuen sich über meine glückliche Ankunft in Algier, die ich euch telegraphisch mitgeteilt habe; denn ich wollte dir die Freude des heutigen Tages nicht verderben. Ich aber sitze nun hier, verlassen, ohne auch nur einen Schirm zu haben — denn all mein Hab und Gut, alles liegt unten in der Tiefe — unter sengender Sonne am einsamen Strande."

„Es blieb mir noch eine Hoffnung, nämlich wenigstens die Maschine zu retten, und machte den Vorschlag, den Achterteil gegen 30000 Franken zu heben. Dies war aber auch nicht gut möglich. Man wollte die Maschine allein, ohne den Schiffskörper, dann endlich nur in Stücken heben, und da nach dem Urteil eines französischen Marine-Ingenieurs die

Maschine die Kosten der Bergung nicht mehr wert war, blieb alles unten in der Flut. Nur weniges haben die Taucher gerettet. Wie viele Kleinigkeiten liegen da unten, für immer unauffindbar! Das schöne Bordkreuz birgt nun die Tiefe, es bewacht die Brüche des trauten Bootes, das es auch so viele Jahre beschützt hatte. — Aber ein Trost erfüllt mich! Meine ‚Nixe' sollte nicht wie ein andres Schiff enden, durch Alter gebrochen, in den Arsenälen abgetakelt und zu Eisenbahnschienen oder Häuserschwellen umgegossen werden, nein, sie sollte ganz, mit allem, was sie enthielt, zu ihrem Elemente zurückkehren, als echte Nixe zum Meere, und im Angesichte derselben afrikanischen Küste, wo ich sie in jugendlicher Frische vollendet zum erstenmale anlangen sah, sollte sie aus meinen Augen verschwinden, und während die weissen Mönche der Wüste auf der Höhe von Notre Dame d'Afrique Gebete für die im Meere Verblichene singen und die Brise weithin ihr andachtsvolles Gemurmel trägt, sinkt die ‚Nixe' in die Tiefe, und an der Stelle, wo sie sich vor kurzem noch erhob, bleibt nur für wenige Sekunden ein Wirbel, aus dessen Mitte die Mastspitzen emporragen."

„Und wenn ich auf die ruhige Flut hinabschaue, bildet mein beschleunigter Hauch konzentrische Kreise, die mich im kleinen an den Wirbel erinnern, in dessen Mitte die ‚Nixe' zu ihrer Heimat zurückkehrte. Und doch, warum liebte ich sie so, warum Holz und Eisen gerne haben, ich, der so häufig gegen diesen Hang gesprochen und geschrieben hatte? ‚Ich kann nur das wieder lieben, was mich liebt', sagte ich noch am Tage nach dem Schiffbruch, und doch fühlte ich für diese Planken etwas Eigentümliches, etwas nie vorher Gefühltes, als hätte ich sie wirklich geliebt. Nein, es war die Kette der Erinnerungen an liebende Wesen, die mich täuschte, ich liebte nicht die Planken, sondern die Wesen und die teueren Erinnerungen an jene, die auf denselben auch mich geliebt hatten. Und lebt diese Erinnerung nicht im Geiste? Was braucht Liebe für äussere Zeichen? Ist etwa dieser mächtigste Zug der Seele an rostiges Eisen oder morsches Holz gebunden? Oder ist es eine Fascination der Nixen, war mein Schiff wirklich ein verkörpertes Wesen?"

„Ein Meer von Erinnerungen knüpfte sich an die ‚Nixe'. Wie viele Hoffnungen, wie viele Ängsten, wie manches frohe Gelächter, aber auch wie viele Thränen! Wie viele Briefe, Skizzen, Bordjournale und Notizen, dazu auch Photographien, Bücher und Karten aller Art! Dort waren Krüge aus den Dardanellen, dort Hörner einer Gazelle, die mein Wüsten-

hund ‚Sabab' fing, der so lange mit der ‚Nixe' umherfuhr und jetzt kommen in mein Gedächtnis erst die vielen Hunde, die auf der ‚Nixe' gelebt, ja auf derselben geboren wurden! Dort wieder die Hörner eines Steinbocks, den einer meiner Beduinen südlich vom Toten Meere erlegte; dieser wieder erinnerte mich an einen stürmischen Tag bei Abukir, an welchem der Kübel, in dem er auf dem Verdeck lag und befestigt war, von einer starken Welle weggewaschen und von einer andren wieder an Bord gebracht wurde — ein gewiss nicht häufig vorkommender Fall! Da ein Stück Cylinderkolben zum Andenken an einen schweren Maschinenbruch bei Punta Samana in Albanien, wo die Cylinderkolben brachen, ich aber doch glücklich die ‚Nixe' eine Zeit lang vom Sturme weitertreiben liess, dann ankerte und sie am folgenden Tage mit Segeln und der Barkasse in Valonas Ankerplatz brachte; dort Reliefpläne von den Liparischen Inseln und ein dort geweihter Palmenzweig, da wieder Seide, mit der die teuere Antonietta, dieses Ideal weiblicher Sanftmut, zu sticken pflegte, dort ein Haufen Bücher von Vives Kindern, mit denen sie sich während der Sommerfahrten unterhielten."

„Und alle diese Erinnerungen sind jetzt unten in der Tiefe, und wenn ich an stillen Tagen in das blaue Meer blicke, so kommt es mir vor, als hörte ich Nixenstimmen und scherzende Worte emporkommen, sie lachen und kichern, sie sind fröhlich und heiter — ist es Traum oder Wirklichkeit? — als sagten sie: Jetzt ist dein Heim unser Hab und Gut, aber wir werden dir eine neue schönere ‚Nixe' hinaufsenden, welche jugendsprühend und lächelnd, mit den Wellen scherzend und liebkosend, dich auf dieselben führen wird, bleibe nur den Nixen treu! Und die an den Riffen sanft brechenden Wellen scheinen zurückplätschernd auf die Flut ein tausendfaches Echo der letzten Worte zu wiederholen."

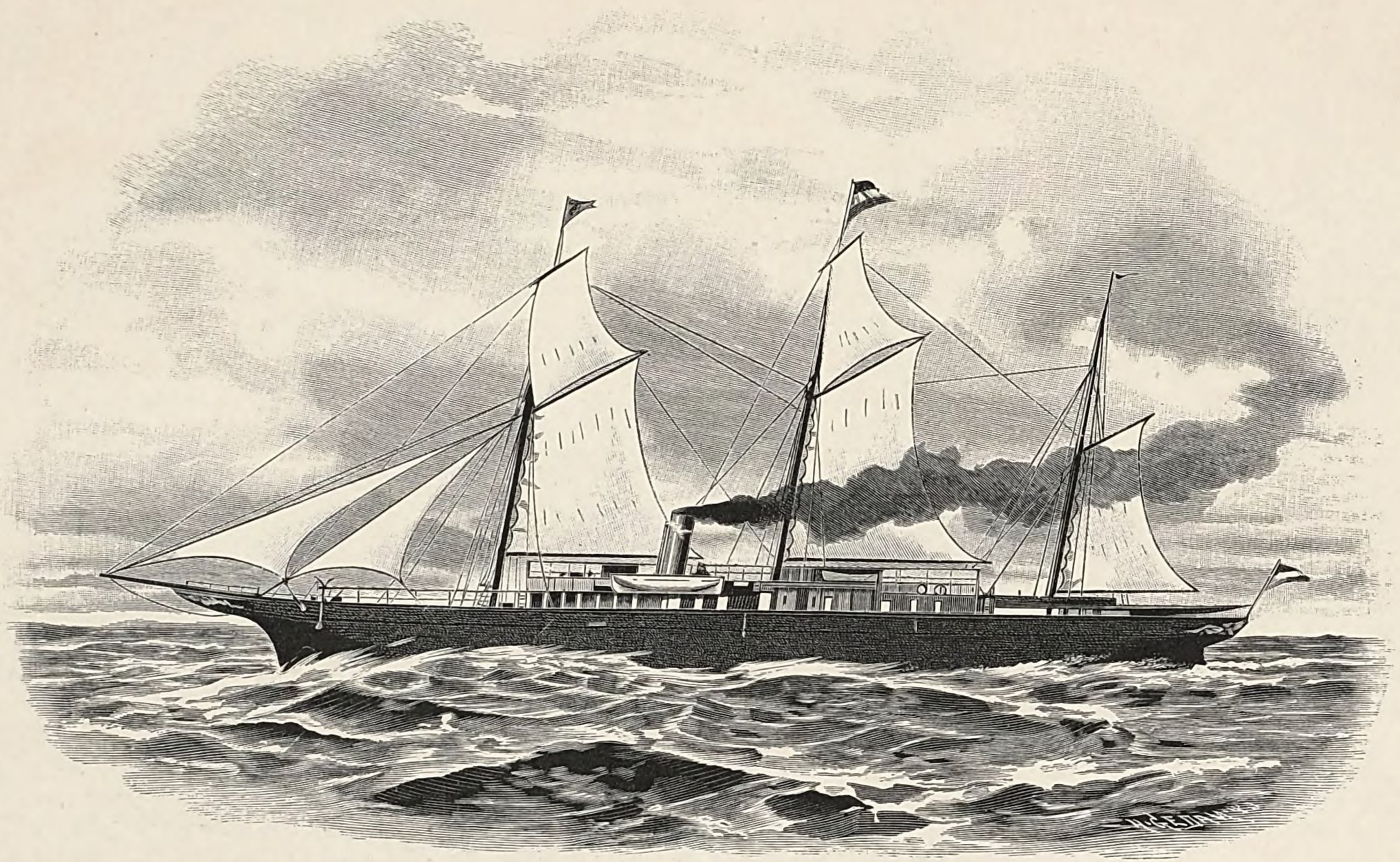
„Ich komme mir so unbeholfen am Lande vor, wie ein Einsiedlerkrebs, der seine Schnecke verlor, die ihm seit Jahren als Gehäuse diente, und nun schüchtern umherkrabbelt, eine verlassene Murex oder eine Purpura suchend, in welcher er sich wieder einnisten könnte. Denn das Boot war für mich kein blosses Bewegungsmittel, es war das eigentliche Haus, in welchem ich so lange geweilt hatte, das einzige Haus, in welchem ich mich wirklich heimisch fühlte; denn ich hatte das Gefühl, dass ich jederzeit damit wegreisen könne. Jetzt aber, wenn ich nachts erwache und denke, dass ich kein Boot mehr habe, mit dem ich fortwandern kann, so wird mir bange zu Mute, ein Gefühl der Furcht, der Angst bemächtigt

sich meiner, das Zimmer kommt mir wie ein Gefängnis vor, und ermattet wieder einschlummernd, wiederholen unbewusst meine Lippen automatisch die Worte: ‚Ein Schiff, ein Schiff!‘ — — —“

Der erzherzogliche Seemann hat sich in Bälde wieder ein schwimmendes Haus erworben, eine neue „Nixe“, und sich wieder jenem trügerischen und doch so verlockenden Elemente anvertraut, welches einen so unvergleichlichen und unbeschreiblichen Zauber auf alle übt, welche jemals das Glück langer Seefahrten genossen, welche so stärkend, belebend und entzückend wirken. Und mit Begeisterung, ja es ist der Ausdruck innerster Empfindung, wiederholt der kaiserliche Prinz in seiner Schrift den poetischen Ausruf eines andren kaiserlichen Seemannes:*)

Hinaus, hinaus aufs weite blaue Meer,
Hinaus, wo Himmel nur und Welle,
Wo nie das Herz mir bang und schwer,
Zu Schiff, zu Schiff ist meine Stelle!

*) Erzherzog Ferdinand Max, Oberkommandant der österreichischen Kriegsmarine.



Erzherzog Ludwig Salvators Yacht „Nixe" (II).

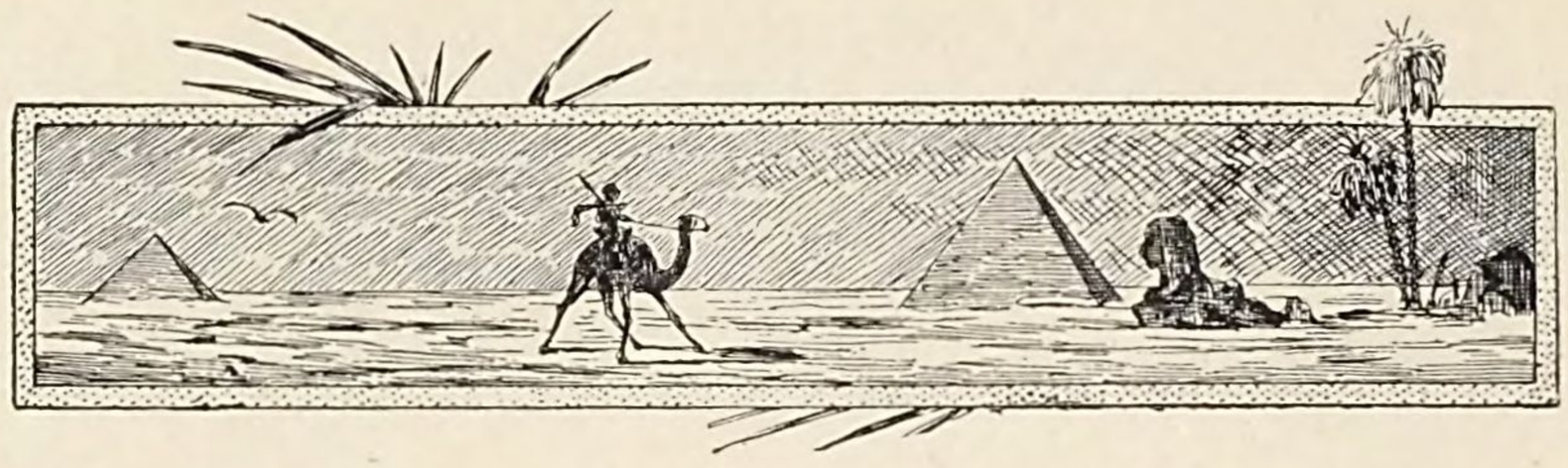
Spanien in Wort und Bild.

Gr. Oktav. Kapitel 7: Die Balearen. 1894.

Um ein vollständiges Bild des schriftstellerischen Schaffens des Erzherzogs Ludwig Salvator zu bieten, dürfen wir seiner Mitarbeit bei einem im Jahre 1894 im Woerlschen Reisebuch-Verlage erschienenen, bekannten Sammelwerke: „Spanien in Wort und Bild“, nicht unerwähnt lassen.

Zu diesem Buche, das ein möglichst vollständiges Bild des Landes, eine Beschreibung seiner landschaftlichen Schönheiten und historischen Denkmale bietet und getreue Aufschlüsse über Sitten, Gebräuche und Charakter des Volkes giebt, hat der Erzherzog den zirka 40 Seiten umfassenden Abschnitt über die Balearen beigetragen.

Es hiesse Eulen nach Athen tragen, auf diese hervorragende Arbeit, die wiederum den Forscher und Künstler bekundet, besonders aufmerksam zu machen, zumal uns diese Inselgruppe und die meisterhafte Schilderung derselben aus einem andern, nachfolgend von uns besprochenem Werke des fürstlichen Verfassers bekannt und vertraut werden wird.



Um die Welt, ohne zu wollen.

Oktav. 343 S. 100 Illustrationen. I. bis V. Auflage. 1883—1894.

In schlichter Weise erzählt Erzherzog Ludwig Salvator, wie sein Buch über die fünf Erdteile entstanden und wie es zugleich kam, dass er, ohne die Absicht dazu, eine Reise um die Erde machte. „Von meinem Winterausfluge zurückgekehrt“, heisst es im Vorwort, „frugen mich viele Bekannte, wo ich war und was ich gesehen habe. Da es zu lang und allzu langweilig gewesen wäre, allen immer wieder das Nämliche zu erzählen, so entschloss ich mich, mein Logbuch drucken zu lassen und ihnen ein Exemplar desselben als Antwort zu schicken. Es ist kein Buch, es sind nur Notizen, wie sie täglich aufgezeichnet wurden, an denen ich nichts geändert habe, um denselben gewissermassen die Natürlichkeit des momentanen Eindrucks zu belassen.“ Was den Titel des Werkchens betrifft, so giebt uns der Verfasser hierüber die Aufklärung. Er hegte die Absicht, die Ausstellung in Melbourne im Jahre 1881 zu besuchen und gleichzeitig einen Blick auf die verschiedenen Kolonien Australiens zu werfen. Da in Sydney auf dem regelmässigen grossen Postdampfer entsprechende Plätze nicht mehr zu erhalten waren, musste er sich entscheiden, mit seinem kleinen Gefolge entweder mehrere Wochen die Abfahrt zu verzögern, um sodann auf einem kleineren unbequemen Schiff über Indien heimzukehren oder die Rückreise sofort über Amerika anzutreten. Erzherzog Ludwig Salvator entschloss sich für das letztere und machte

dadurch ganz unerwartet „eine Reise um die Erde, ohne es zu wollen“. Die erste Auflage des Buches im Jahre 1881 erschien ohne Illustrationen, um die Herausgabe nicht allzusehr zu verzögern. Schon im Jahre 1883 wurde eine Neuauflage mit 100 aus den mitgebrachten Skizzen ausgewählten Bildern veröffentlicht, damit der Reiselustige daraus ersehe, wie leicht, wie rasch und wie billig man heutzutage um den Erdball fahren könne.

Die Sprache des Logbuches — dass man ein solches vor sich hat, darf man freilich nicht vergessen — ist äusserst schlicht und anspruchslos, man möchte sagen, von gesuchter Einfachheit und doch spricht das Buch den Leser sympathisch an, die natürliche Frische und Lebhaftigkeit der Schilderungen verleiht ihm einen eigentümlichen Reiz; die vorgeführten Bilder lässt man wie ein hübsches, höchst anschauliches Panorama an sich vorüberziehen.

Die Reise geht am 1. Januar 1881 von Venedig über Bologna und Brindisi nach Alexandrien. Der „Bangalore“, welcher ausser der indischen auch die chinesische und australische Post mitführte, hatte nicht weniger als 900 Postsäcke an Bord und legte die 825 Seemeilen betragende Entfernung von Brindisi nach Alexandria in 76 Stunden zurück; die Fahrt durch den Kanal nach Suez (224 engl. Meilen) nahm ungefähr 10 Stunden in Anspruch, wovon $1^1/_2$ Stunden auf den Aufenthalt in den verschiedenen Stationen gerechnet werden müssen. „Prächtig beleuchtet erscheinen die kahlen, aber schön gezeichneten Gestade des Golfes von Suez, mit sandigen Ufern und horizontal gezogenen Schichtungen der bankartig geformten, tiefdurchfurchten Hügel. Man sieht wie einen Pfeiler den Leuchtturm von Zafferana emporragen und, weit im Hintergrunde auftauchend, den in luftiger Ferne stehenden, zackigen Dschebel el Garif.“

„Am 12. Januar hatten wir die phantastischen, wie Hörner gezeichneten Felsenkegel von Dschebel Hassan vor uns und hinter einer flachen Ebene den malerisch emporragenden Berg von Aden, das Gibraltar des Ostens.

Die afrikanische Küste wird sichtbar, in langgezogenem Bergrücken bis Kap Gardafui, und durch den Kanal zwischen Lakkadiven und Malediven führt uns das Schiff, unter tropischen Regenschauern, am 20. Januar nach dem an Kokosnus- und Brotbaumwaldungen reichen Ceylon.

Ich nahm ein Kanoe von den Eingeborenen, mittels welchem ich,

dank zweier Rupien, mit unglaublicher Raschheit ans Land kam. Ich blickte erstaunt auf diese seltsame Welt, die sich vor meinen Augen eröffnete. Kokospalmen vor mir, Kokospalmen zu meiner Rechten und Kokospalmen hinter mir, über welche, wie in einer Glorie von Hosianna, die Kathedrale blendend weiss und weit sichtbar emporragte. Am Lande angekommen, hatte ich Mühe, mir auf dem hölzernen Molo Bahn zu brechen, der mit einer Unzahl von Leuten, welche die Hadjis zu bewillkommnen kamen, gefüllt war. Es waren halbnackte Gestalten, die den Mund mit Betel rot gefärbt hatten, einige aber mit recht schönen Gesichtern, und dabei ein Schreien und Sprechen, wie ein dumpfes Meeresgetöse. Wir fuhren an der ziemlich grossen anglikanischen und der kleineren holländischen presbyterischen Kirche vorbei zur katholischen Kirche. Kinder kamen uns entgegen, bekreuzten sich und pflückten uns Blumen. Unterwegs boten sich uns die seltsamsten Scenerien. Die eleganten Häuser von Singhalesen, an denen wir vorbeikamen, haben von Mauersäulen getragene Gitterverandas und eine Art Vorhangwand vor dem Eingang, die dem Vorübergehenden einen Blick in das Innere des offenen Hauses nicht gestattet. Jenseits des Flusses liegen armselige Hütten, aus Matten geflochten; aus denselben lachen Knaben hervor, die Arme mit Ringen geschmückt und einen Silberreifen um die Hüften, sonst aber nackt. Andere traben dem Wagen nach, schlagen sich auf die Brust und den Kopf, dass es schallt und bitten um einen Bakschisch. Bei der Rückfahrt besuchen wir einen buddhistischen Tempel. Seltsame Vögel beleben die Lüfte, braune und schwarze, rabenartige Vögel mit kurzem Schnabel, drosselartige, die auf den Zäunen hüpfen und dabei den Schweif heben, seltsame Stelzer, die in den nahen Reisfeldern, von Kokoswaldungen umringt, gravitätisch einherwaten. Inmitten der üppigsten Kokospalmen erhebt sich der Tempel, ein einfaches Gebäude, zu dem Stufen hinaufführen und mit den Anfängen einer Pagode. Wir fanden darin eine sitzende und zwei stehende Statuen des Buddha, von deren ersterer ein Schleier herabhängt, und auf der Wand gemalt einen Brahma mit vielen Händen und einen Vischnu in blauer Farbe. Rings um das Gebäude läuft eine Art Korridor, welcher ganz mit Darstellungen aus dem Leben Buddhas in roher Ausführung bemalt ist. Seltsam sind die Gemälde, welche die Hölle mit grässlich zerfleischten Verurteilten darstellen.

Das Schiff setzte sich nach 8 Uhr in Bewegung und wir dampften in die dunkle, aber ruhige Nacht hinaus.“

Die Fahrt durch den Indischen Ozean bietet keine bemerkenswerten Momente. Bei ruhiger See und günstiger Brise gleitet der Dampfer mit einer Geschwindigkeit von $12^1/_2$ Seemeilen in der Stunde dahin. Die Monotonie des Lebens an Bord wird einigermassen durch Musik und Tanz auf Deck unterbrochen. Endlich erreicht der fürstliche Reisende Albany, welches durch Küstendampfer mit der Hauptstadt von Western Australia und mit Adelaide in Verbindung steht, und setzt hier seinen Fuss zuerst auf australischen Boden. Eine Wanderung durch das niedliche Städtchen ist mit viel Lebendigkeit und Gemüt beschrieben, und giebt zugleich in gedrängten Zügen einen interessanten Beleg von der Urtümlichkeit der dortigen Zustände. „Es fing an zu dämmern; kein Mensch war auf den Strassen zu sehen, ausser einem Jungen, welcher durch ein umzäuntes Grundstück ging. Wir riefen ihn an, um nach der Kirche zu fragen. Er wies auf ein Gebäude und antwortete auf die weitere Frage, ob man die Kirche besichtigen könne, der Geistliche wohne in einem etwas weiter oben gelegenen, kapellenartigen, von einem Kreuze überragten Gebäude. Die Thüren standen offen, kein Mensch war zu sehen. Auf einmal erscheint ein bärtiger Mann mit einem alten Cylinder, ein Gewehr erfassend, in der Thür — es war der Geistliche. Nachdem er uns erblickt und sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, erklärte er sich gern bereit, uns die Kirche zu zeigen. Es war ein Spanier aus Barcelona und schon seit dem Beginn des Kirchenbaues in Albany. Der Geistliche begleitete mich zur Post, wo ich meine Recipisse entgegennahm und bezahlte. Das Klima ist ein treffliches, kühl im Sommer und mild im Winter. Das Sandelholz aus den Wäldern im Innern, von welchem man in der Nähe des Landungsplatzes grosse Mengen aufgestapelt sieht, wird stark nach China exportiert."

Am 7. Februar endlich trifft der erlauchte Passagier in Melbourne ein. Der Haupteindruck der Stadt mit den riesig breiten Strassen, welche meilenweit bergauf und bergab führen, ist angenehm und heiter; man dünkt sich in Amerika. Die Häuser sind alle sehr solid gebaut, die Magazine, worunter sich namentlich die Wollmagazine durch ihre Grösse auszeichnen, meist aus schwärzlichem, basaltartigen Stein. Trotz des hellen Sonnenscheines war die Luft kühl und an Staub war kein Mangel. „Nach dem Gabelfrühstück fuhren wir zu der in beherrschender Lage stehenden St. Patricks-Kathedrale, einem wirklich monumentalen Bau aus dem schwarzen Basaltstein und mit hölzerner

Bedachung. Jeder von den Pfeilern, die das Hauptschiff von den Seitenschiffen trennen, wurde, wie eine Inschrift bekundet, auf Kosten eines andren Ortes Australiens aufgeführt.“ Der grösste Teil des Tages ward in der Internationalen Ausstellung zugebracht, welche zu jener Zeit einen der grössten Anziehungspunkte Melbournes bildete. Mit Bewunderung erfüllt den Erzherzog der Besuch des Botanischen Gartens, der Universität, des Naturhistorischen Museums, des Statthaltereigebäudes, der Kunstgalerie, des Industriemuseums, der Bibliothek und anderer öffentlichen Bauten, welche, zumeist durch die Munificenz der Bürger errichtet, was Pracht und Grossartigkeit betrifft, ähnlichen Gebäuden im alten Europa durchaus nicht nachstehen. Und dazu das Eigentümliche der Naturumgebung, das Fremdartige der Tier- und Pflanzenwelt! Der fürstliche Reisende, angeregt durch Tausende von neuen Erscheinungen, ist vom frühen Morgen bis spät abends auf den Beinen und versteht, von seiner Zeit den nützlichsten Gebrauch zu machen. Nichts bleibt unbesucht oder unbeachtet, was nur einigermassen der Aufmerksamkeit des Fremden wert erscheint. Interessant ist das Urteil, welches der hohe Reisende über die Ausstellung fällt. Er bezeichnet dieselbe im ganzen als sehr gelungen, namentlich, wenn man einerseits die Jungfräulichkeit der Gegend, in welcher sie stattfand, andrerseits die grosse Entfernung von den meisten ausstellenden Ländern berücksichtigt. „Selbstverständlich stand England, welches zu Hause ist, obenan; dann folgte, wie gewöhnlich bei jeder Ausstellung, Frankreich. Österreich war im industriellen Teile besonders reich vertreten und spielte eine treffliche Rolle; leider hatte man auch an der artistischen Ausstellung teilgenommen, und zwar nur mit drei Gemälden und alle drei schlecht.“ Von Amerika waren bloss die Vereinigten Staaten, aber diese sehr reich, namentlich in Bezug auf Maschinen, vertreten. Am interessantesten für den europäischen Besucher blieben jedoch die Ausstellungen der sieben australischen Kolonien, welche um die Wette gearbeitet hatten, sich zu überbieten, und wo dem Besucher gleichsam mit einem Male ein Bild der märchenhaften Entwicklung und mächtigen Produktion jeder einzelnen Kolonie vor die Augen trat.

Von Melbourne wurde die Reise nach Tasmanien fortgesetzt und nach einer 49stündigen Dampferfahrt (450 Seemeilen) in Hobarttown gelandet. Während eines zwölftägigen Aufenthaltes wurde die Insel in allen Richtungen durchzogen. „Wir fuhren nach Launceston, einer Binnenstadt am Tamar, dem Stapelplatz für den Nordteil der Insel,

von dort nach dem 280 Meilen entfernten Melbourne, besorgten das Nötige und begaben uns nach dem Bahnhof zur Fahrt nach Sydney. Der Morgen war schön und äusserst lieblich, die Landschaft, im Gegensatz zu den sonnenverbrannten, dürren Weideländern Viktorias, schöne, sorgfältig eingezäunte Wiesen, auf denen feiste Rinder und Pferde weideten, abwechselnd mit fruchtbaren, fleissig, namentlich mit Mais, bebauten Feldern, dann und wann ein nettes Häuschen oder eine waldige Lehne des üppigen Hügellandes. Alles atmete Frische und Lebensfülle. Wir erreichen Newtown; kurz darauf fahren wir in den einfachen Bahnhof von Sydney. Die Stadt scheint mehr anheimelnd zu sein als Melbourne. Die Strassen sind enger und weniger regelmässig, es trägt überhaupt den Charakter einer älteren Stadt, was es auch ist: das Boston Australiens.“ Unter den Sehenswürdigkeiten fesselt besonders die herrlich, in dominierender Lage sich zeigende Universität, ein prächtiger gotischer Bau, das kath. Kollegium, die Sternwarte, der Botanische Garten, das Ausstellungsgebäude Garden Palace u. s. w. Nach grösseren und kleineren Ausflügen mit Naturbetrachtung und Jagd auf Papageien, Wallobies (Känguruhs) u. s. w. schiffte der Erzherzog sich am 24. März auf dem Dampfer „Zealandia“ ein zur Fahrt über den Grossen Ozean nach San Francisco. Unterwegs wurden noch der Hafen von Auckland auf Neuseeland und die Sandwichsinseln berührt.

„Wir steigen in Honolulu ans Land und begeben uns zu der von französischen Mönchen ausgeführten katholischen Kirche. Dann fahren wir durch die eleganten Strassen mit prächtigen Häusern und Villen. Man sieht Kokospalmen und prächtige, säulenartige Arekapalmen mit breitem Stamm an ihrer Basis, Aralien mit ganzen Klumpen von runden Früchten, Pandanus mit ihren Früchten, die fast wie eine Ananas aussehen, beide jedoch unreif, dann fruchtbeladene Manzas und ganze Gärten von Bananen, dazwischen lilarote Glycinien, die sich blumenstrotzend an den Häusern emporranken, maulbeerartige Bäume, sowie verschiedene Ficusarten mit glänzenden Blättern. Dazwischen fliegt eine Menge schwarzköpfiger, brauner, mit weissgestreiften Flügeln versehener Minas mit orangeroten Schnäbeln und Füssen und diese lassen weithin ihren verschiedenartigen harmonischen Gesang erklingen. Eingeborene und Europäer treiben sich lärmend durcheinander, darunter Frauen, gekleidet in eine Art von zugeknöpftem Kaftan und Strohhüten mit einem bunten Bande und Federn, manchmal Pfauenfedern ringsum; sie haben etwas Lachendes und Heiteres in ihren sonst nicht schönen

Gesichtern. Über ein Dutzend Knaben, mit einem schmalen Stück Leinwand um die Hüften, machen die Taue los und springen mit unglaublicher Gewandtheit ins Meer, das ihr Element zu sein scheint. Wir besteigen wieder das Schiff, am 12. April, und fahren Amerika entgegen, von verschiedenen Arten der Seevögel umflattert.“

Die Überfahrt nach dem Goldlande war ziemlich günstig und daher sehr monoton. Doch gab es zuweilen Musik und Tanz, und eines Abends wurde ein Konzert zum Besten der Witwen und Waisen von Schiffbrüchigen in Newsouthwales improvisiert. Endlich, am 20. April, wird in San Francisco gelandet, aber ohne Aufenthalt nach New-York weiter gereist, weil Erzherzog Ludwig Salvator Kalifornien von einem früheren Besuch her schon bekannt war. Die Reisenden wählen die südlichere, wenngleich längere Route über Yuma, Santa Fé, Kansas City, Chicago und Detroit, um in der herrschenden Jahreszeit die kalten Gebirgszüge der Sierra Nevada und die Rocky Mountains zu vermeiden. Die Eisenbahnfahrt, obwohl nur flüchtig skizziert, giebt doch ein recht lebhaftes Bild von dem primitiven Zustande der Schienenwege im nordamerikanischen Westen. „Wir kommen in Deming an“, berichtet am 23. April das Tagebuch, „einer improvisierten Ortschaft, meistens aus Zelten bestehend, von welchen manche recht gross sind und die Aufschriften tragen: Delmonico-Hotel, Model Boarding House“ u. s. w. Die Bevölkerung besteht aus einer gar wunderlichen Gesellschaft. Selbst Jungen, welche die Zeitungen verkaufen, tragen einen Revolver bei sich. Auch die Bahnverwaltung kampiert nur; mehrere unbrauchbar gewordene Waggons sind auf einer Seitenlinie nebeneinander gestellt, rohe Holztreppen an dieselben gelehnt. In einem dieser Waggons befindet sich das Bureau, wo man die Billets verkauft, ein andrer, in welchem zwei freundliche Neger wirtschafteten, dient als Speisezimmer, in einem dritten ist das Telegraphenbureau untergebracht.

Am 25. April, auf der Fahrt nach Colorado, befanden sich die Reisenden auf der höchsten Stelle des Glorietagebirges, 7537 Fuss über der Meeresfläche. „In grossen Windungen steigen wir allmählich durch das waldige Hochland hinab. Um $11^1/_4$ Uhr hörten wir einen Stoss, die beiden vorderen Maschinen gingen aus den Schienen heraus. Sogleich nahm man einen Telegraphendraht herab und telegraphierte nach beiden Seiten, ein Bahn-Velociped ging mit Blitzesschnelle ostwärts. Inzwischen kam ein Warenzug, dessen Maschine die Waggons zu der ersten Weststation zurückführte und allein wieder zurückkam,

um zu versuchen, die erste Maschine heraufzuziehen. Bald langte die Hilfsmaschine von Osten, eine neue Maschine und Tender bringend, mit vielen Arbeitern an, welche den umgeworfenen Tender wieder zu befestigen trachteten. Um 3 Uhr war alles fertig und die beiden Züge dampften weiter. Nach achttägiger Fahrt, wobei wir nicht selten von Durst geplagt waren, langten wir in Chicago an, wo wir über Hunderte von Schienen der nach allen Seiten sich hinziehenden Linien, die Masten der zahlreichen Dreimaster Lopper, im Nebel emporragen sahen. Wir besuchen die prächtigen Gotteshäuser und orientieren uns dann über die Weiterreise. In den Stock Yards, einem wunderlichen, sehr schmutzig gehaltenem Platze, sahen wir, wie man die Schweine auf einer Riesenholzgalerie zur Schlachtbank treibt, schlachtet, aufhängt, aufsiedet, mit einem runden Dampfrechen aufhebt und einer Dampfmaschine zuwirft, welche die Tiere dreifach nach allen Seiten schert, dann, wie man sie öffnet, schneidet, salzt u. s. w. In einem andren Hause geschieht dasselbe mit den Ochsen — ein abscheulicher Anblick. Tags darauf passieren wir mit dem Bahnzug die Suspensions-Bridge: welch ein Anblick des grossartigen Niagarafalles mit der wie ein Faden aussehenden Brücke, der Wagen und den wirbelnden Rapids mit dem Elevator auf dem blattlosen Abhang. Schaudernd ist der Anblick von der Brücke, über welche der Zug langsam hinfährt und von welcher man hinunter in die schwindelnde Tiefe und auf die zerklüfteten Abstürze schaut.“

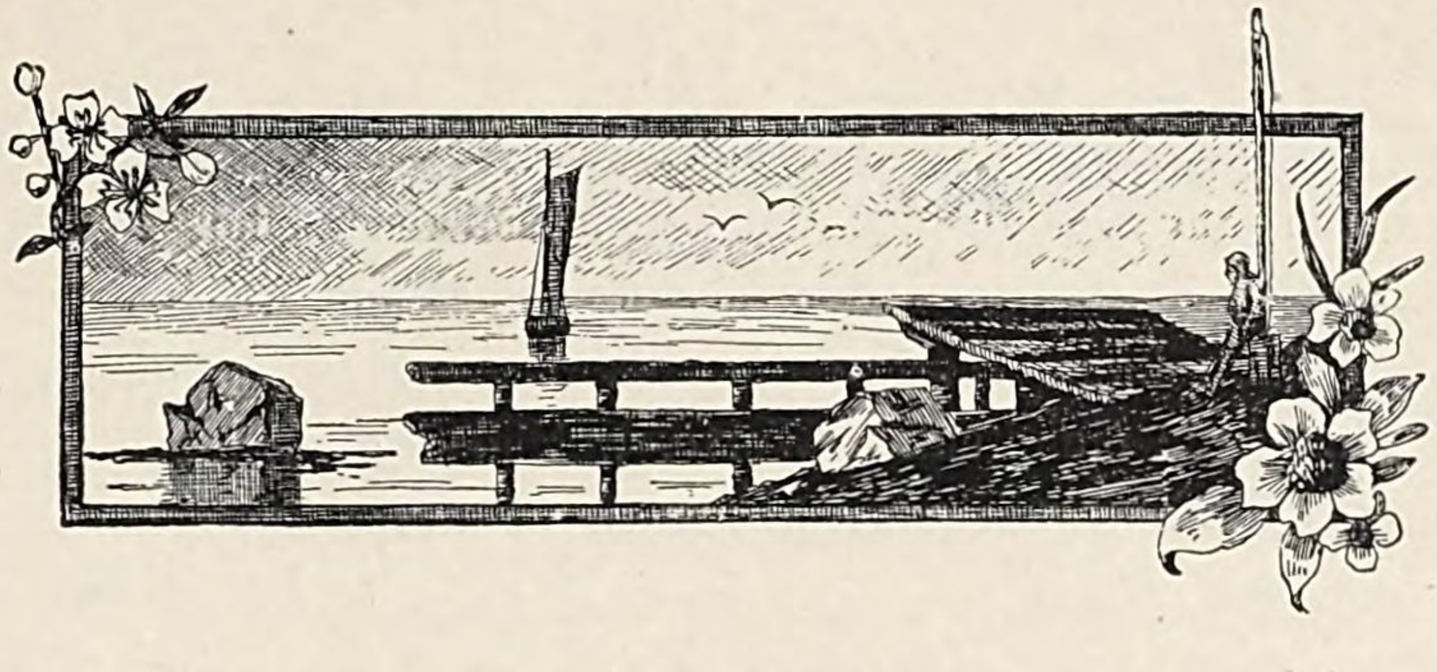
In New-York besichtigt der durchlauchte Reisende die „Amérique“, wo man eben eine Kajüte für Sarah Bernhardt tapezierte, welche mit diesem Dampfer nach Europa zurückkehrte! Sehr bezeichnend bemerkt der Stewart, welcher den Prinzen herumführte: „Nous n'avons pas tout, mais nous avons le comfortable de la table!“ Der Franzose scheint ein Hauptgewicht darauf zu legen, selbst auf hoher See gut zu essen; der Engländer und Deutsche dagegen ziehen es vor, gut und sicher zu fahren!

Auch von einem scherzhaften Abenteuer weiss der Prinz während seines Aufenthaltes in New-York zu berichten. Als er eines Morgens in der Fifth Avenue ein schönes, auf das Sorgfältigste ausgeführtes Haus eines der reichsten Bürger von New-York eingehend besichtigte, ein spätgotischer und Renaissance-Bau, zu welchem manche der schönen Pfeilerchen und Reliefs des Dogenpalastes das Muster geliefert haben, bot ihm ein Mann $3^1/_2$ Dollars pro Tag, wenn er als Steinmetz dabei arbeiten wollte, was jedenfalls der unparteiischste Beweis für das

gesundheitstrotzende Aussehen des jungen Fürsten war, welcher selbst durch so lange Beschwerde und entbehrungsvolle Reisen an Rüstigkeit nichts eingebüsst hatte.

Endlich, am 5. März, wird mit dem prachtvollen Dampfer „Republic“ die Rückfahrt nach Europa angetreten und am 14. Mai 1881 in Liverpool gelandet. In kurzen Intervallen reist nun der hohe Reisende mit seinem kleinen Gefolge über London, Paris, Turin und Mailand nach Venedig. Mailand prangte gerade im Festschmuck. Es war die Zeit der Ausstellung. „Wer an Italiens Entwicklung noch zweifelt“, ruft Erzherzog Ludwig Salvator begeistert aus, „der eile nach Mailand“ — ein Urteil, welches die Italiener mit ebenso grosser Befriedigung vernahmen, als es wegen seiner Offenheit dem edlen Sprossen des toscanischen Fürstenhauses zur Ehre gereicht.

Mit der Ankunft in Venedig endet das Buch. „Es giebt Städte, welche im Vergleiche mit anderen verlieren, Venedig gewinnt.“ Nach langer Abwesenheit, an einem prächtigen Mai-Abende, erschien es ihm doppelt schön. Voll inniger Befriedigung über die empfangenen Eindrücke und die gemachten Erfahrungen während einer fünfmonatlichen Weltfahrt schliesst der Erzherzog, nach seiner reizenden Besitzung Zindis bei Triest zurückgekehrt, das Vorwort zu seiner Reisebeschreibung mit folgenden, für seine Geistesrichtung wie für seine Lebensanschauung bezeichnenden Worten: „Mögen diese Blätter manche meiner Bekannten anspornen, den einen oder andren Winter zu einem ähnlichen Ausfluge zu verwenden, was für sie gesünder, lehrreicher und angenehmer sein dürfte, als das stille Hocken an einem unserer Winter-Séjours! Die Reisekosten betrugen für sechs Personen 50 000 Francs, sodass eine, die aus dem Alleinreisen erwachsenden Mehrausgaben berücksichtigend, die Reise mit 10 000 Francs ganz gut bewerkstelligen kann!“



Columbretes.

Gr. Quart. 177 S. 31 Illustrationen, 26 Tafeln, 3 Pläne. 1895.

Auf dem himmelblauen Grunde des Einbandes steht in Silberschrift das geheimnisvolle Wort „Columbretes“, über welches fliegende Seemöven ziehen, während den unteren Teil des Buchdeckels, gleichfalls silberschimmernd, das Abbild eines säulenartigen hohen Felsenriffes, das aus den Meereswogen emporgestiegen ist, schmückt. Zur Rechten dieser Felsensäule sieht man die Hauptinsel der Columbretes mit dem Leuchtturme und andere Felseninseln der Gruppe, zur Linken gleichfalls zackenreiche Inselriffe aus den Fluten aufstreben.

Das Werk, mit einer grossen Zahl von Federzeichnungen geziert, ist eine Monographie der im Mittelländischen Meere liegenden Gruppe von Felseninseln, welche nach den Schlangen, die einst dort zahlreich heimisch waren, Columbretes genannt wird. Das Mittelmeer ist bekanntlich das Arbeitsgebiet des Erzherzogs, der, kaum dass eines seiner Werke dem Ende entgegengeht, auch schon mit freudigem Eifer ein neues in Angriff nimmt, oder doch vorbereitet. Mit welcher Gewissenhaftigkeit der erlauchte Autor und Künstler bei der Aufnahme seiner Zeichnungen, bei der Aufsuchung und Feststellung der notwendigen Daten vorgeht, ist aus jeder seiner Arbeiten ersichtlich. Die Zeichnungen, flott und gewandt mit der Feder hingeworfen, sind durchwegs von einer geradezu lebendigen, packenden Plastik, und obgleich

vielfach nur die Konturen der einzelnen Inseln und Felsenriffe festgehalten und nur wenige Schattenstellen markiert sind, gewinnen die Ansichten doch beinahe den Reiz des Farbigen und Lebendigen.

Man kann kaum rascher die Eigenart der Inselgruppe vorführen, als wenn man die einleitenden Worte, welche der Verfasser dem Werke vorgesetzt hat, hier wiedergiebt. Auch in dieser knappen Schilderung finden wir den vollen Reiz der frischen ungekünstelten und getreuen Darstellung, welche uns aus dem ganzen Buche so gewinnend, überzeugend und unterrichtend entgegenweht. Gleich die ersten Sätze rollen die Welt um die kleinen Felseninseln der Columbretes vor unserem geistigen Auge in blendender Schöne auf:

„Vielleicht an keiner Stelle des Mittelmeeres zeigt sich die Natur so heiter, so lachend, wie an Valencias Ufern. Der Himmel wetteifert an Bläue mit jenem von Syrien und Ägypten, die Wogen des blauen Meeres brechen sich sanft und liebkosend am sandigen Ufer, dahinter erstrecken sich die schönsten Gefilde mit dem üppigsten Boden, von reichhaltigem Wasser berieselt, wo sich die schwelgerischeste Vegetation entwickelt, in den gesegneten Huertas von Valencia und Castellon mit den endlosen Orangenpflanzungen. Ja, es scheint, dass auch die Einwohner dieses allgemeinen Segens teilhaftig wurden, wie in der geweckten Anlage ihres Geistes, so in der Schönheit ihrer Formen. An der nördlichen Grenze dieses Golfes, gleichsam die Meilenzeiger, um ihn beim Annähern dem Schiffer kenntlich zu machen, liegen die kleinen vulkanischen Felseninseln der Columbretes, die, von der Natur des benachbarten Festlandes ganz abstechend, gleichsam das Gegenstück zu den griechischen Kaymenen im westlichen Mittelmeere bilden . . . Häufig war ich an ihren Ufern vorübergefahren und in manch dunkler Nacht hatte ich ihr schützendes Leuchtfeuer erblickt; nun wollte ich aber eine zeitlang auf denselben weilen und sie dünken mir noch wie eine Vision von Sonne, Meeresbläue und labender Brise. Das stille abgeschlossene Leben mit den wenigen Turmwächtern, den einzigen Bewohnern des grösseren Felseneilandes, wirkte erholend und begeisternd zugleich, und diese Einsamkeit war mir so lieb geworden, dass, aufrichtig gesagt, mir eines Tages fast bange wurde, als ich ein Segelboot herankommen sah und glaubte, es sei nach Columbretes gerichtet; doch ward es mir bald leichter zu Mute, als es seinen Kurs änderte und dem Festlande zu hinauflavierte. Endlich kam aber auch der Tag, an dem es scheiden hiess von dieser Felseneinsamkeit, und es blieb mir nichts

als die Erinnerung und die flüchtig auf Papier gebrachten Skizzen von Columbretes . . .“

In wenigen Worten orientiert uns der Autor über die Lage der Inseln, indem er schreibt: „Die Columbretes liegen auf der höchsten Stelle einer Schlammbank, welche, von braunem Sande umgeben, mit 70 bis 85 Meter Wasser darüber, sich bis 15 Meilen weit südlich erstreckt, fast 3,5 Meilen von Norden nach Süden einnehmend. Sie bilden vier Gruppen — die der Hauptinsel Mascarrat und Moncolibre und jene der Ferrera, der Foradada und des Bergantin — welche von einander durch Kanäle mit Kiesel- und Muschelgrund geschieden sind. . .“ In einer Reihe von Tabellen werden späterhin die Beobachtungen der Torreros (der Leuchtturmswächter) über die klimatologischen und meteorologischen Verhältnisse der Inseln niedergelegt, ebenso wird über die geognostischen Elemente der Gruppe Ausführliches mitgeteilt. Von besonderm Interesse sind die Mitteilungen über die Pflanzen- und Tierwelt auf den Inseln. „Eine Spezialität von Columbretes“, heisst es da, „sind die zahlreichen Skorpione, welche man namentlich vom 15. Mai bis zum 15. September in Menge vorfindet. Anfangs konnte man nicht einen Stein heben, ohne darunter eines oder mehrere dieser Tiere zu sehen. Die Arbeiter, welche bei dem Baue des Leuchtturmes beschäftigt waren, vertilgten sie, namentlich des Nachts, eine Fackel aus harzigem Holz in der einen und eine Zange, um sie zu fassen, in der andren Hand. Noch mehr trugen jedoch zur Vertilgung der Skorpione die Hühner, die man einführte, bei, welche sie mit Vorliebe frassen . . .“ Tauben giebt es nicht an den Küsten dieser Inseln und Inselriffe, auch keine Kormorane, dafür aber Silbermöven auf den Inselriffen Ferrera und Foradada. „Sie kommen“, erzählt der Autor, „namentlich im Frühjahre nach den Columbretes, wo sie mit Freuden begrüsst werden; sind sie doch die Frühjahrsboten, welche auf den friedlichen Felsen unbelauscht und ungestört ihr Nest anlegen.“ Der Verfasser verrät ein scharfes Auge für die Vorgänge in der Natur und entwirft ein lebhaftes Bild, indem er schreibt: „Und horch, wie sie gellen in verlorenen Harfentönen, wenn sie auf einer Felsenspitze sitzen. Wenn sie fliegen, so geschieht dies langsam, wie mit Behagen; bei ihnen ist das Fliegen nicht Zweck, sondern Unterhaltung, und ihr Silberweiss sticht scharf ab von der doppelten Bläue des Meeres und des Himmels, und sie dünken einem fast als ätherische Gestalten. Wenn der Nordost naht, da fliegen sie nicht gaukelnd wie gewöhnlich, sondern

stetig und wie gegossen hoch in den Lüften, windwärts, gleichsam als Steuerleute, die Augen gegen ein unsichtbares Ziel gerichtet, und es scheint, als würde ihre Freude bloss darin bestehen, den genügenden Widerstand der entgegenströmenden Luft zu bieten, um an derselben Stelle zu bleiben, als wollten sie sich nicht von der heimatlichen Scholle entfernen und nur dem hereinbrechenden Sturmwinde trotzen. So sieht man ihrer manchmal eine ganze Reihe und das Wahrzeichen wird selten fehlschlagen: Bald wird die Oberfläche des schon säulenartige Wellen voraussendenden Meeres sich kräuseln, und schon gewahrt man in der Ferne die weissen Lämmer des anlangenden Windes."

Aus diesem mit kräftigen Farben gemalten Bildchen erkennt man sofort den gewiegten kundigen Seemann, den tiefen Beobachter der Erscheinungen auf dem Meere und in den Lüften. Und an derartigen kräftig geschilderten Genrebildchen der Natur ist das Werk überreich. Nur wer mit allen Stimmungen im Leben auf dem Meere so vertraut ist, wie der erlauchte Schriftsteller, wer so, wie er, aus der Fülle seiner vieljährigen Erfahrungen schöpfen kann, vermag in scheinbar so nebensächlichen Schilderungen wahrhaft lebensvolle, lebenstreue und instruktive Wahrnehmungen zu geben.

In dem Kapitel über Fischfang und Jagd finden sich sehr lesenswerte Daten über die Fischer und ihre Erwerbsverhältnisse. Der Fischreichtum in den Gewässern der Inselgruppe ist zwar sehr gross, doch wird zum namhaftesten Teil auf Langusten gefischt. Die Fische in den freieren reineren Wässern sind weit schmackhafter als jene der benachbarten Festlandsküste; es finden sich daher zur Sommerszeit stets viele Fischerboote hier ein. „Die Fischer verdingen sich nicht auf Tagelohn, sondern auf Antheil, a parte. Hierbei wird die ganze Fischausbeute", heisst es weiter, „in gleiche Teile geschieden. Der Patron bezieht für seine Person $1^1/_2$, als Entschädigung für das Boot und das Fischwerkzeug $2^1/_2$ Anteile, sodass, wenn der Patron und vier Mann eingeschifft sind, man 8 Teile macht, von denen 4 der Patron und von den übrigen 4 je einen jeder Matrose erhält. Diese Verteilungen werden wöchentlich oder alle vierzehn Tage vorgenommen." Über den Fang der Langusten in diesen Gewässern äussert sich der Autor in folgender Weise: „Der Langustenfang geschieht fast ausschliesslich mit Netzen; nach allgemeiner Berechnung werden während der Saison im Durchschnitt 3000 Kilogramm per Boot gefangen. Hauptsächlich fängt man sie mit der Bolecha, einem stärkeren einfachen Wandnetze mit dicken

Maschen, manchmal aber auch mit der Angelschnur oder Palangon, die man mit Gibia (Sepia, Tintenfisch) und Sardine ködert, sowie auch, wiewohl seltener, mit dem Tresmallo, einem Wandnetze nämlich, das aus drei übereinander gelegten Netzen besteht, wovon ein dünneres in der Mitte und je ein breitmaschigeres zu beiden Seiten sich befindet. Mit Reusen werden Langusten niemals, wohl aber Muränen und andere Fischsorten gefangen.“

Über das Leben der Leuchtturmswächter, der Torreros, das dem Laien sehr traurig zu sein scheint, wird berichtet: „Auf ein Jahr eingeschifft auf dem grössten Schiffe der Welt, verankert an einer der lachendsten Stellen des westlichen Mittelmeeres, das unbeweglich und klippenstarr jedem Sturme trotzt, einem Schiffe, an dessen steilen Wänden die Wogen auf Jahrhunderte hinaus vergebens zu nahen scheinen, haben sie eine bequeme Wohnung, ein Jeder unabhängig für sich, mit dem gemeinsamen Arbeitsfelde in dem, im isolirten Hofraume sich erhebenden Leuchtturme, einen ziemlich ebenen langen Spaziergang auf der Inselhöhe und alle vierzehn Tage erhalten sie frische Lebensmittel und Nachrichten von ihren Lieben. Die Gewohnheit macht ihnen die Abgeschlossenheit weniger empfindlich und die gesunde Luft trägt viel dazu bei, den Aufenthalt angenehmer zu machen. Es ist ein wahres Paradies für Kinder; nach wenigen Wochen, die sie dort weilen, nehmen sie an Kraft und frischer Farbe zu. . . . Auf die jetzigen Leuchtturmswächter schien die Abgeschlossenheit nicht drückend zu wirken, sie genossen vielmehr den schönen Punkt, auf welchem sie weilten. . . Leicht wie das Leben der Wachteln, Turteltauben, Drosseln und Lerchen, welche im Frühjahre und Herbste dahingezogen kommen, um einige Stunden auszuruhen und dann wieder ihren Flug zum benachbarten Festlande und weiter nord- und südwärts aufzunehmen, ist das Leben der dortigen Bewohner. Auch sie sind Zugvögel, nur für ein Jahr auf ihren Posten angewiesen und schon wieder die Gedanken auf jenen Leuchtturm richtend, nach welchem sie dann überzusiedeln haben. . .“ Der Autor erwähnt noch, dass mit dem vollendeten 65. Lebensjahre der Dienst der Leuchtturmswächter aufhört und sie sodann in Pension gehen, dass deren Augen durch das blendende Licht der Reflektoren, namentlich beim Anzünden der Lampen in Anspruch genommen, so sehr leiden, dass nur wenige im Alter sich eines guten Gesichtes erfreuen. . . . Mit wenigen Worten versteht der Verfasser, uns das Dasein der Leuchtturmswächter auf der Höhe

der Hauptinsel der Columbretes zu zeichnen: „Eine labend erfrischende Luft weht auf dem Rücken der Insel, wo keine Wand, kein Ufer die Meeresbrise abhält. Sie bestreicht uns, von welcher Seite sie immer kommen mag, frei von jedem Reflex, der von den sanftgrünen Gesträuchen, welche die Höhen begleiten, gebrochen wird; denn nur stellenweise auf dem Sattel der Sichel tritt der nackte Fels zum Vorschein. Und wenn an kalten Wintertagen der Nordost tobt, der manchmal sogar die Scheiben der Leuchtturmsfenster, welche keine Pfosten oder Sommerläden nach aussen besitzen, einschlägt, so hat Columbretes am Abhange in der Nähe des Magazins doch eine geschützte Stelle, wo ewig Frühjahr zu herrschen scheint und wo man im Freien geschützt die Natur geniessen kann.“

Ein eintöniges Leben mag es allerdings sein, da oben auf der Höhe als Wächter des Leuchtturms. Der Verfasser schildert uns schlicht und einfach nun die kleine bescheidene Zerstreuung, eigentlich das Hauptereignis in dem gleichförmigen Leben des Torreros in einem lieblichen Bildchen, einem förmlich gemalten Stillleben. Es ist die Ankunft und Abfahrt des Dampfers. „Da werden sehnlichst erwartete Briefe empfangen“, heisst es, „der Proviant entgegengenommen und ein Jeder erhält die Gegenstände seiner eignen Bestellung. Der Kapitän des Dampfers geht hinauf zu den Torreros, trinkt bei ihnen eine Flasche Wein, spricht lange mit allen zusammen, geht dann in jede einzelne Wohnung und nun kommen die Frauen mit ihren Bestellungen. Da sind es Stoffe, welche für sie und die Kinder ausgesucht werden, da Zwirn, Baumwolle oder Wolle, Wein, Stockfisch und allerhand Kleinigkeiten für den Bedarf der Hausfrau, da wiederum Mehl von der vorigen Sendung, welches nicht gleich guter Qualität wie das frühere war und deshalb zurückgeschickt wird. Inzwischen werden Briefe beantwortet, die meteorologischen Daten in drei Exemplaren mit dem vom Torrero erster Klasse unterschriebenen Berichte dem Chefingenieur zugeschickt und eine Liste der verlangten Sachen zusammengestellt, die dem Kapitän übergeben wird, da ein Jeder wieder seine eignen Bestellungen macht. Nach ein paar Stunden, wenn alles dies fertig ist, steigt der Kapitän hinab, um wieder nach Valencia zürückzukehren. Er verrichtet unfehlbar sein kurzes Gebet vor der Mutter Gottes aus eingemauerten Azulejos in der Sala de la Virgen in der Caserna, und alle Torreros begleiten ihn bis ans Ufer. Das Schiff wird von der Boje losgemacht und nach dreimaligem Pfiff entfernt sich schwerfällig der

kleine Dampfer, von aller Augen gefolgt. Mit Taschentüchern wird von den Frauen und Kindern dreimal von der Terrasse gegrüsst oder, wenn die Abfahrt abends erfolgt, werden auf die Terrassenmauer Lichter gesetzt, welche man dreimal hebt, sowie sich das Schiff in Bewegung gesetzt hat. Dieser Gruss wird dann noch einmal wiederholt, wenn der Dampfer um die Leuchtturmsspitze herumgefahren ist und wieder auf der andren Seite unter den Abstürzen erscheint. Der Dampfer pfeift von neuem und die Blicke folgen noch dem verschwindenden Wölkchen am Horizonte oder dem allmählich in der Dunkelheit sich verbergenden Lichte . . .“

Erzherzog Ludwig Salvator erwähnt, dass einmal die Idee aufgetaucht sei, auf Columbretes ein Seebad zu errichten. Die Insel sollte ein „Helgoland des Mittelmeeres“ werden, doch dürften wohl noch Jahrzehnte hindurch die Leuchtturmswächter ihr Einsiedlerleben auf dem kleinen Eilande ungestört weiterführen.

Die hübschen Federzeichnungen, deren wir schon gedacht haben, sind willkommene Ergänzungen des instruktiven Textes und tragen ihren Teil bei, dem Leser die ganze Inselgruppe in allen ihren Einzelheiten anschaulich vor Augen zu führen. Man empfindet nach der Lektüre des Buches geradezu Sehnsucht nach jener Hauptinsel der Columbretes und nach den anderen von Menschen nicht bewohnten stillen Felseninseln, und man weiss dem Verfasser des Werkes warmen Dank dafür, dass er uns jene bisher fremde kleine Welt gezeigt hat . . .

Rondayes de Mallorca.

Oktav. 230 S. 1895.

Märchen aus Mallorca.

Oktav. 271 S. 1896.

Das Werk ist eine Blumenlese von 54 mallorquinischen Märchen, welche der erlauchte Herausgeber durch Don Antonio Pena, dem Sohne des hervorragenden mallorquinischen Schriftstellers Don Pedro de Alcantara Pena, auf Mallorca sammeln und wörtlich, wie sie aus dem Volksmund kamen, nachschreiben liess, um ihnen ihre kindliche Naivetät zu belassen. Es erschienen zwei Ausgaben, die eine im mallorquinischen Urtext, die andre in deutscher Übersetzung. Der ganze Duft wahrer Volkstümlichkeit und Frische umweht diese Märchen und Sagen aus dem Leben und Treiben des Volkes; schon allein durch die darin hervortretende Denk- und Anschauungsweise bieten sie das höchste ethnographische Interesse.

Aus der sehr wertvollen Einleitung geht hervor, dass man drei verschiedene Gruppen aus den Rondayes Mallorcas bilden kann: Die eigentlichen Märchen (Rondayes), phantastisch, häufig lang und kompliziert; die Erzählungen oder Cuentos, zumeist kürzer und teilweise auf Wahrheit beruhend und die Fets oder wahren Geschichten, welche manchmal, wenn sie kurz, mit dem einfachen Namen von Cuatre Mots oder vier Worte bezeichnet werden.

„Die Kultur und die Traditionen Mallorcas datieren erst aus der Zeit der christlichen Eroberung. Bis auf einige arabische Worte in der Sprache und einzelne arabische Sitten ist alles aus der alten Maurenzeit verschwunden. Die arabischen Märchen wanderten mit ihren Erzählern nach Afrika und haben lediglich einem einsamen Berg oder einer Ortschaft ihren Namen zurückgelassen, während die vielen Beziehungen mit Catalonien und Roussillon spanischen und französischen Einfluss zur Geltung brachten, und später häufig italienische Märchen mit anderen italienischen Sitten ebenfalls herübergekommen sind. In diesem Lande voll Glauben herrscht wenig Aberglauben, vielleicht am wenigsten von allen Gegenden des Mittelmeeres, mithin entfallen fast gänzlich die Geschichten von Geistern und Hexen-Erdichtungen. Die meisten Märchen haben phantastische Königsgeschichten zum Gegenstande; manche sprechen von Riesen, andere von Dimonis boyets und von Donetas d' aygo, eine Art antiker Najaden. Die Geschichte und Entdeckung vergrabener Schätze, mit Zauberei umwoben, bildet den Gegenstand mancher Sagen, viele dagegen sind Maurenerinnerungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Letztere sind zumeist wahre Begebenheiten, deren Andenken sich im Volke forterbte. Es war eine harte Zeit, jene Zeit der maurischen Streifzüge und Überfälle nach der Niederlage der kaiserlichen Flotte in den Gewässern von Djerbe. Wachttürme wurden der ganzen Küste entlang gebaut und die einzelnen Turmwächter gaben mit Signalen von Rauch bei Tag und Feuer bei Nacht einer dem andern das Alarmzeichen. Jede einzelne Besitzung hatte ihren eignen Turm und manche bewahren noch ihre Verteidigungsmittel: runde Steinkugeln, die man durch die Wurflücken herabwarf, und kleine Geschütze, sowie starke feste Thüren für den möglichst engen und niederen Thüreingang. Die Besitzhäuser wurden thunlichst nahe aneinander gebaut am Saume der gegenseitigen Grenzen, um sich leichter beizustehen und zu verteidigen. Die Kirchen verwandelten sich in Festungen mit Brustwehr und Schiessscharten, sie dienten als Zufluchtsstätten für Weiber und Kinder. Die Ortschaften lagen alle im Inland und die Häuser wurden möglichst vom Meere aus unsehbar hinter Felsen und in der Tiefe der Thäler erbaut. Noch lebt die Erinnerung an die Schreckenszeit fort und in Sollers Hafen wird jährlich unter lebhaftem Anteil der Bevölkerung das Andenken an die heldenmütige Verteidigung und Vertreibung der Mauren durch die dortigen Bewohner gefeiert.“

„Es ist insbesondere in den langen Winterabenden am Kaminfeuer in den einsam stehenden Besitzungen am Lande, namentlich des Gebirges, dass man die Rondayes anhören kann. Die Feldknechte kehren an einem kalten Wintertage von der Arbeit zurück; zuerst werden die Pfluggespanne gepflegt und gefüttert und alle erscheinen dann in der grossen langen Küche: — es gilt, Saubohnen für den nächsten Tag einzuschneiden. Aber während man für den Magen sorgt, soll auch die Seele bedacht werden, deshalb beten die Pächter oder der erste Feldknecht den Rosenkranz. Sie gehen gemessenen Schrittes durch die Küche und beten vor. Inzwischen bemühen sich die Knechte, mit dem Schneiden der Saubohnen gleichzeitig fertig zu werden, um zur rechten Zeit bereit zu sein. Dann wird die Escudella, ein Gericht von Saubohnen, die kurze Mahlzeit der Landbewohner, von der Hausfrau aufgetragen, und nach dem Essen gehen alle um den grossen gemeinsamen Feuerherd, sich zu wärmen.

Schaffelle sind auf die auf beiden Seiten gelegenen Mauerbänke ausgebreitet und in der Mitte lodert ein dicker Stamm, am Ende halb verkohlt, der jeden Tag weiter geschoben wird, um das Feuer zu erhalten. Die Schäferhunde legen sich dem Feuer so nahe, dass fast ihr rauhes, ruppiges Haar zu brennen beginnt. Draussen tobt grimmig der Nordost und durch die Spalten der Fensterpfosten sickert dann und wann ein kalter Sprühregen.

Das kalte Schlafzimmer lockt die Leute nicht, die Flamme brennt munter; stachelige Cytisensträucher werden hineingeworfen, die besonders hell aufleuchten: das ist die Zeit, wo die Märchen am meisten zur Geltung kommen. Kein Laut ringsum, ausser dem Heulen des Windes, und der alte Hirt oder ein ergrauter Feldknecht erzählt die Rondayes von vergangenen Zeiten, welchen die jungen Leute mit offenem Munde gespannt zuhören. Und auch die Hausfrau, die mit dem grossen Holzlöffel im Kessel über dem Feuer rührt, hält inne, durch den Zauber angezogen. Und so geht es lange, bis das Feuer allmählich erlischt und zur Ruhe mahnt.“

„Die festlichen Tage des Schweineschlachtens, die alt und jung zu fröhlichen Festen vereinen und an denen man lange aufbleibt, um das Zubereiten der verschiedenen Selchwaren zu überwachen, geben auch viel Anlass zum Erzählen von Märchen, in welchem ein Jeder wetteifert. Aber auch der einsame Kohlenbrenner in der Ruhe der immergrünen Eichenwälder hat seine eignen Märchen und ebenso die junge

Frau, die im Schatten der Orangenwälder, im betäubenden Duft ihrer Blüten, ihre Kinder damit unterhält.“

Und sonderbar, viele dieser Märchen kommen uns durchaus bekannt vor, denn oftmals behandeln sie dieselben Stoffe wie unsere lieben, alten Märchen, nur dass sie gewissermassen ein fremdartiges Gewand angezogen haben und eine andre Sprache reden. Wer Grimms Märchen kennt, wird gar sehr überrascht sein, in der Feuerbläserin sowie in dem Lügensack zahlreiche Einzelheiten aus Aschenbrödel zu finden. Das Messmerchen erinnert an die Einleitung des deutschen Märchens von jenem, „der ausging, das Fürchten zu lernen“, und noch verschiedene Züge aus demselben Märchen zeigen sich in dem Gespenst von Concas, von dem auf Mallorca erzählt wird. Mit dem „Tischlein deck dich“ und „Knüppel aus dem Sack“ hat gar Verschiedenes gemeinsam das Märchen vom „Falistroncos“. In manchen ist der Einfluss arabischer Märchenlitteratur nicht zu verkennen, so in den „Zwölf Dieben“, welche verschiedene Züge aus den „Vierzig Räubern“ der „Tausend und eine Nacht“ aufweisen. In dem Märchen „Das Mäuschen“ findet sich sogar ein sehr bekanntes Kindersprüchlein, das unzähligen deutschen Kindern geläufig sein dürfte, und die „Wasserfrau“ erinnert an die „Undine“ oder „Melusine“. Der hohe Herausgeber hat wohl Recht, wenn er sagt, dass diese neu aufgezeichneten Märchen den modernen Folkloristen ein grosses Feld interessanter Forschung öffnen. Doch auch dem gewöhnlichen Leser bieten sie viel des Interessanten und Gedankenanregenden, indem sie ihm Einblick gewähren in das Phantasieleben eines Volkes, das sich noch seine Ursprünglichkeit bewahrt hat.

Wir entnehmen der Märchensammlung:

Na bufa fochs.

Die Feuerbläserin.

(Manacor.)

Es gab einen Mann, der Witwer war und eine sehr schöne Tochter hatte, der heiratete von neuem. Die Stiefmutter konnte das Mädchen nicht ausstehen und quälte es sehr, bis sie es eines Tages aus ihrem Hause fortjagte. Das Mädchen weinte und weinte immerfort, dachte sich als Dienstmädchen zu verdingen und als es zu diesem Zwecke ein Haus aufsuchen wollte, erschien ihm eine sehr schöne Frau und frug, warum es so viel weine; es erzählte ihr, dass die Stiefmutter es weggeschickt habe und dass es sich jetzt verdingen wolle. Jene Dame tröstete es und gab ihm zwei Flaschen, indem sie sagte:

— Wenn du dich mit dem Wasser der einen Flasche wäschest, wirst du sehr garstig werden, aber wenn du es aus der andren nimmst, wirst du wieder sehr schön werden.

Jene Dame gab ihr auch drei Mandeln, damit es sie öffnen könne, wenn es einen Wunsch habe.

Sie wusch sich mit dem Wasser der ersten Flasche, ging fort in ein Haus und sagte:

— Guten Tag, könnt ihr nicht ein Dienstmädchen brauchen?

— Nein, wir brauchen keines, antwortete die Dame.

Die Köchin, welche dem Mädchen aufgemacht hatte, sagte zur Frau:

— Dame, ich glaube, sie sollten sie nehmen, sie wird wenigstens zum Feueranblasen zu gebrauchen sein.

Sie blieb im Hause und alle hiessen sie die Feuerbläserin.

Eines Tages sagte sie zu ihr:

— Feuerbläserin, decke doch den Tisch.

Und sie deckte auf und vergass, das Salznäpfchen darauf zu setzen.

— Feuerbläserin, das Salznäpfchen, schrie der Herr, der ein Sohn der Dame war. Die Feuerbläserin brachte ihm gleich das Salznäpfchen.

Am folgenden Tage deckte sie wieder auf und vergass, eine Gabel zu legen.

— Feuerbläserin, Salznäpfchen und Gabel fehlen auf dem Tische, schrie wieder der Herr und die Feuerbläserin brachte ihm die Gabel.

Der Herr konnte das Mädchen nicht leiden und wollte es nicht dulden.

Inzwischen ereignete es sich, dass man einen Ball in jenem Dorfe gab, auf den der Herr ging.

Die Feuerbläserin ging zur Dame und bat sie, dass sie ihr erlaube, ebenfalls hinzugehen und die Dame sagte ihr:

— Nein, mein Sohn soll hingehen und wenn er dich sehen würde, möchte er sich ärgern.

— Dämchen, lasst mich gehen, er wird mich nicht erkennen.

— Nein, sagte wieder die Dame, wenn er es erfahren würde, möchte er sich ärgern.

— Lassen sie mich gehen, Dämchen, ich versichere, dass er mich nicht erkennen wird.

Sie bat so viel, bis schliesslich die Dame es zugab.

Sie ging nun weg, wusch sich mit dem Wasser aus jener Flasche, das schön machte, zerschnitt eine der Mandeln, die jene Dame ihr gegeben hatte, darin war ein rosenfarbiges Kleid, das zog sie an und ging auf den Ball.

Der Herr, der schon anwesend war, kam gleich, wie er sie sah, auf sie zu, sagte ihr, dass er mit ihr tanzen wolle und schenkte ihr ein Armband. Als der Ball zu Ende war, wollte der Herr um jeden Preis sie heimbegleiten und sie wollte dies auf keinen Fall, endlich sagte sie ihm, dass, wenn er sie nicht begleite, so werde er sie am folgenden Tage auf einem andren Balle sehen und sie versicherte ihm, dass sie dahin kommen werde. So verabredeten sie es und sie eilte schnell davon, wusch sich wieder mit dem Wasser, welches hässlich werden liess und legte sich zu Bette. Als der Herr nach Hause kam, schlief sie schon und er konnte nichts bemerken.

Am folgenden Morgen ging der Sohn zur Mutter.

— Jesus, meine Mutter! Was für ein schönes Mädchen habe ich auf dem Balle gesehen, ich bin in dasselbe verliebt und ich will es heiraten.

— Aber wer ist sie?

— Ich weiss es nicht, sie war mir unbekannt, aber sie hat mir versprochen, dass sie heute Abend wieder auf den Ball kommen wird und dass wir uns sehen würden.

Als es Abend war, kam die Feuerbläserin wieder zur Dame.

— Liebe Dame, er hat mich nicht erkannt, lasst mich auch heute hingehen.

— Nein, wenn er dich erkennen möchte, würde er sich ärgern, dass ich dich hingehen liess.

— Dämchen, er wird mich nicht kennen, lasset mich hingehen.

So lange bat sie, bis es ihr erlaubt wurde, wieder hinzugehen.

Sie ging weg, wusch sich mit dem Wasser aus der Flasche, das schön machte, zerschnitt eine andre Mandel und fand darin ein ganz rotes Kleid.

Sie zog es an und ging zum Balle.

Der Herr, als er sie sah, setzte sich gleich an ihre Seite, sagte ihr abermals, dass er mit ihr tanzen wolle und schenkte ihr Ohrgehänge.

Als es Zeit war, heimzugehen, wollte er sie begleiten, sie erlaubte es ihm nicht und sagte ihm, dass, wenn er sie nach Hause begleite, würde sie nicht mehr kommen, er solle sie allein gehen lassen und sie würde am folgenden Tage, an dem der letzte Ball war, wiederkommen. Er stimmte zu, nur um sie auf dem kommenden Ball wieder sehen zu können.

Als sie wieder zu Hause war, wusch sie sich mit dem andern Wasser und legte sich zu Bette, ohne dass jemand etwas bemerkte.

Am folgenden Tage ging sie zur Dame und sagte zu ihr:

— Dame, er hat mich nicht erkannt, ich bitte, lasst mich heute Nacht wieder dahin.

— Nein, denn er wird dich diesmal erkennen und wenn er erfährt, dass ich dich hingehen liess, wird er sich ärgern.

— Dämchen, lasset mich noch den letzten Abend hingehen, er wird mich nicht erkennen.

Sie bat so lange, bis sie sie gehen liess.

Am Abend wusch sie sich wieder mit dem Wasser, welches schön machte, zerschnitt die andre Mandel und darin war ein Kleid, ganz himmelfarbig, mit Gold gestickt, sie zog es an und ging zum Ball.

Dort kam der Herr, sowie er sie sah, zu ihr, setzte sich an ihre Seite, tanzte den ganzen Abend mit ihr und schenkte ihr ein Brustnädelchen. Weil es der letzte Ball war, wünschte er sehr, sie nach Hause zu begleiten, um zu erfahren, woher sie sei, aber sie wollte es um keinen Preis und ging fort, ohne dass er es bemerkte.

Sie ging nach Hause, wusch sich mit dem andern Wasser, welches garstig machte und legte sich zu Bett, ohne jemandem etwas davon zu sagen.

Der Herr, als er sah, dass sie ihm entlaufen war, ging sehr traurig nach Hause, erzählte der Mutter alles, was ihm zugestossen war, und sagte ihr, dass er gehen wolle, um jenes Mädchen zu suchen.

Am folgenden Tage reiste er ab, um sie zu suchen und trug der Mutter auf, sie solle schauen, ob sie auch etwas von ihr erfahren möchte.

Einige Tage nach seiner Abreise musste man ihm Brot schicken und die Feuerbläserin sagte zur Dame:

— Dämchen, wollt ihr, dass ich das Brot knete?

— Nein, wenn mein Sohn es erfährt, möchte er nicht davon essen.

— Er wird es nicht erfahren, Dämchen, lasset mich Brot kneten.

Sie bat so lange, bis die Dame endlich zustimmte.

Sie begann zu kneten und in jeden Laib Brot steckte sie ein Briefchen, welches hiess:

Erbe des Hauses,
Wohin gehst du und woher kommst du?
Das, was du suchest,
In deinem eigenen Hause hast du es.

Als der Herr das erste Brot brach, fand er das Briefchen, er las es und sehr befriedigt sagte er zu den Dienern, die ihn begleiteten:

— Gehen wir, weil meine Mutter das Mädchen schon gefunden hat, meine Mutter hat es gefunden; und voll Freude reiste er rasch ab.

Als er ankam, fragte ihn seine Mutter:

— Hast du sie schon gefunden, dass du sobald zurückkehrst?

— Was wollen sie sagen, haben sie sie nicht gefunden, erwiderte er.

— Ich nicht.

— Sie haben es mir doch sagen lassen! und er erzählte ihr, was er in dem Brot gefunden hatte.

Um nicht zu verraten, dass die Feuerbläserin das Brot geknetet habe, sagte sie, dass es sehr sonderbar wäre und dass sie nicht wüsste, wie es war.

Der Sohn ging wieder fort, um das Mädchen zu suchen und beauftragte seine Mutter, sie solle es ihm mitteilen, wenn sie etwas erfahre.

Als man ihm wieder Brot schicken musste, sagte die Feuerbläserin wieder:

— Dämchen, lasset mich das Brot kneten.

— Nein, dass du mir wieder einen Streich machst, wie das letzte Mal, das will ich nicht.

— Dämchen, lasset mich das Brot kneten, er soll es nicht erfahren, dass ich geknetet habe.

So lange bat sie, bis sie sie kneten liess. Sie bereitete das Brot und steckte in jeden Laib wieder ein Briefchen, welches dasselbe sagte:

Erbe des Hauses,
Wohin gehst du, woher kommst du?
Das, was du suchest,
In deinem eigenen Hause hast du es.

Als der Herr wieder das Briefchen las, sagte er:

— Dieses Mal wird es wahr sein; meine Mutter muss sie schon gefunden haben.

Und ganz befriedigt kehrte er nach Hause zurück.

Als er ankam, ging die Mutter auf ihn zu.

— Was bringst du dieses Mal? hast du sie schon gefunden?

— Nein, ich habe sie nicht gefunden.

Und er sagte ihr, wie er wieder das Briefchen gefunden habe.

Von dem Tage an fing er an zu kränkeln, und vermochte sich nicht wieder auf den Weg zu begeben, um das Mädchen zu suchen. Er siechte dahin und verlor täglich mehr die Kräfte.

Eines Tages musste er sich zu Bette legen, man sollte ihm Süppchen geben und die Feuerbläserin sagte zur Dame:

— Dämchen, soll ich es ihm bringen?

— Nein, damit er imstande wäre, dir die Suppenschale an den Kopf zu werfen, ich will es nicht.

— Erlaubt, dass ich es ihm bringe, ihr werdet sehen, dass er sie essen wird.

So lange bat sie, bis schliesslich die Dame sagte:

— Gehe, bringe es ihm.

Sie ging weg, goss das Süppchen in die Suppenschale, darauf that sie das Brustnädelchen, das ihr der Herr auf dem Balle gegeben hatte, dann stellte sie eine andre Suppe darauf, dann die Ohrgehänge, dann eine andre Suppe, dann das Armband und wieder eine andre Suppe darauf und so brachte sie es ihm.

Als der Herr sie sah, begann er zu schreien:

— Augenblicklich hinaus, ich will sie nicht hier darin haben, ich will sie nicht sehen.

— Lieber Herr, verkosten sie doch, sie werden sehen, dass sie gut ist.

— Nein, ich will es nicht.

— Verkosten sie, es wird ihnen schmecken.

— Nein, geh hinaus.

— Lieber Herr, essen sie eine.

— Nur damit du weggehst, und er ass die obere Suppe, und als er das Armband fand, erstaunte er und sagte:

— Du weisst von meinem Mädchen; du kannst mir sagen, wo es ist, gestehe, wer dir dies gab.

Sie sagte nichts weiteres als:

— Lieber Herr, essen sie die andre, die noch viel besser sein wird.

Er ass sie und fand die Ohrgehänge.

— Esst auch die andre, die noch besser ist.

Und er ass sie und fand das Brustnädelein.

— Du kannst mir schon sagen, wo mein Mädchen ist, du weisst es.

— Wollen sie sie sehen?

— Ja und sofort.

Die Feuerbläserin wusch sich mit dem Wasser, zog das rosenfarbige Kleid an, zeigte sich dem Herrn und fragte:

— War es diese?

— Ja, sie war es, das ist mein Mädchen.

— Sie ging wieder weg, zog das rote Kleid an und fragte wieder:

— War es diese?

— Ja, sie war es.

Und sie ging wieder weg, um das himmelblaue, ganz mit Gold gestickte Kleid anzuziehen und fragte wieder:

— War es diese?

— Ja, sie war es, ja meine Mutter, diese ist mein Mädchen.

Nach wenigen Tagen war er gesund, sie heirateten und beide lebten, bis sie starben.

La Font de Xorrigo.

Die Xorrigos-Quelle.

(Algayda.)

Als die Mauren und die Christen sich heftig anfeindeten, sodass diese, wenn sie eine Mauren-Galiote (Schiff) sahen, selbige sogleich verfolgten, oder die Mauren es den unsrigen ebenso machten, geschah es, dass man in Xorrigo einen Hirten benötigte und die Pächterin sagte zu dem Pächter:

— Schau Gabriel, ich glaube, es wäre für uns vorteilhaft, wenn wir erfahren könnten, dass eine Schiffsladung Mauren zu verkaufen ist, und du zur Stadt gehen würdest, um einen Sklaven zu kaufen, der uns den Hirten machte; und so hätten wir nur für seinen Unterhalt zu sorgen.

— Ja, sagte der Pächter, ich hatte mir dasselbe auch gedacht.

— Also werden wir es machen; vielleicht werde ich dich begleiten und zugleich werden wir die Schwester besuchen, die seit langer Zeit uns darum gebeten hat.

Nach vierzehn Tagen erfuhren sie, dass man eine Galiote gekapert hatte, spannten den zweispännigen Karren ein und fuhren langsam, langsam der Stadt zu. Angekommen, stellten sie den Wagen bei ihrer Schwester ein, die sich über ihren Besuch freute und der Pächter ging dann nach dem Rathaus. Hier fand er die Mauren, die traurig und nachdenkend das Schicksal erwarteten, das sie treffen sollte, und auf die vorübergehenden Leute schauten. Der Pächter Gabriel gewahrte einen Jungen, schön und kräftig gebaut, von dem er die Augen nicht abwenden konnte. Nachdem er den Kauf abgeschlossen und die vereinbarte Summe bezahlt hatte, nahm er diesen Mauren mit sich, der von nun an sein Sklave war.

Am Abend kehrten sie wieder nach Xorrigo zurück und unterwegs sagten sie zu dem Sklaven:

— Bei uns zu Hause wird es dir gut ergehen, weil du den Hirten machen musst, und wenn du dich wie ein Mann beträgst, wird es dir so sein, als wenn du zu Hause wärst.

— Ja, fügte die Pächterin hinzu, wir werden dich wie einen Sohn halten.

Der Maure äusserte sich nicht und zeigte sich recht traurig, was natürlich ist für einen, der sich in seiner Lage befand.

Angekommen in Xorrigo, begab sich jedes an seine Arbeit und der Hirte zu seinen Schafen, um sie zu pflegen. Die Zeit verging und der Maure wurde sehr gut behandelt, ohne dass ihm etwas abging.

Es kamen einige sehr schlechte Jahre, und da es nicht regnete, hatten sie gar kein Wasser mehr, weil es damals keine Quelle wie jetzt gab. Das Vieh verendete vor Durst und der Pächter war ganz verzweifelt. Eines Tages, während des Abendessens, sagte der Maure, über diesen Gegenstand sprechend:

— Was gebet ihr mir für eine Quelle, die euch täglich mehr Wasser liefern würde, als der grosse Wasserbehälter von hier draussen fasst.

— Viel.

— Und was würdet ihr mir geben, wenn ich sie fände?

— Schau, lasse das gehen; ebensogut könntest du wollen, dass ein Feigenbaum Orangen trägt.

— Warum! Euch frage ich, was würdet ihr geben, wenn ich sie auf dem Besitztum fände.

— Was ihr wollet.

— Also, wenn ihr mir die Freiheit versprecht, werde ich euch Wasser schaffen für das Vieh, für die Besitzung und für die benachbarten Güter.

— Hast du es schon sicher?

— Ganz sicher, aber vorher müsst ihr mir versprechen, dass ihr mir, sobald ihr das Wasser bekommen werdet, die Erlaubnis gebet, fortzugehen.

— An dem Tage, an dem du eine solche Quelle, wie du sagst, finden wirst, werde ich dir sogleich die Freiheit geben.

— Versprecht ihr es mir?

— Ja, ich verspreche es dir.

— Also kommt mit mir.

Der Pächter nahm eine Laterne und der Maure eine Spitzhacke und sie gingen beide von Hause fort, nach einem tiefem Thale, das zur Besitzung gehörte.

Als sie am Fusse eines sehr hohen Felsens angekommen waren, begann der Sklave an einer Fuge zu hämmern, wo es schien, dass man schon einmal angefangen habe, zu bohren; als er eine gute Zeit gehämmert hatte, fiel ein Stück Stein herab und es sprang ein Wasserstrahl heraus, stärker wie ein Bein, der über den Pächter, welcher davor Licht machte, stürzte, und taufte ihn von oben nach unten. Gut, dass es Sommer war. Nun sagte er ganz erstaunt zu Amet:

— Niemals hätte ich das gedacht, du bist der wirkliche Teufel.

— Versprechen heisst Halten, erwiderte der Sklave, und nun kann ich frei nach meiner Heimat gehen.

— Schau, lasse das gehen. Du hast es gut genug.

— Meinetwegen; ich habe nichts zu klagen weder über euch noch über die Pächterin, aber ich will fortgehen. Versprechen heisst Halten.

— Ei, ich will Zeit haben, um zu sehen, ob das Wasser immer fliesst; vielleicht versagt es morgen schon!

— Wenn bis in acht Tagen das Wasser ausbleibt, werde ich euer Sklave bleiben, wenn es aber fortfliesst, verlange ich die Freiheit.

— Es ist schon abgemacht, sagte der Pächter.

Es vergingen die acht Tage, und das Wasser floss in gleicher oder noch grösserer Menge wie am ersten Tage, aber der Pächter wollte ihm seine Freiheit nicht geben und mit Worten und Ausreden darüber hinwegkommen, indem er ihm sagte, dass ihm nie etwas fehlen würde, bis endlich der Maure, ärgerlich darüber, ihm sagte:

— Wenn ihr mir nicht die Erlaubnis gebet, wegzugehen, verspreche ich euch und mit einem zuverlässigeren Versprechen als das euere, dass ich euch das Wasser verstopfen werde und ihr werdet es niemals wieder auffinden.

— Du bist dazu nicht imstande, diese Quelle verstopft niemand.

— Nun, wir wollen es sehen.

— Pächter Gabriel, ihr werdet an manchem Tag bereuen, was ihr gemacht habt.

Einen Monat darauf hielten folgendes Gespräch der Maure und eine Hirtin von einer benachbarten Besitzung, die zur Quelle kam, um zu trinken, und mit der der Maure schon andere Male gesprochen hatte.

— Ich sah dich aus jener Anhöhe, sagte der Sklave, und kam hierher, um von dir Abschied zu nehmen, weil ich ganz fest entschlossen bin, heute Nacht zu entfliehen. Lasse es doch niemanden erfahren.

— Und warum, Amet?

— Der Pächter versprach mir, dass, wenn ich eine Quelle finde, er mir die Freiheit schenken würde; die Quelle ist da und jetzt will er mich nicht frei lassen.

— Es wird der Tag kommen, wo er dich gehen lässt.

— Es ist schon lange Zeit her, dass er mir nein sagt, und heute Nacht warte ich nicht weiter, ich muss fliehen; aber zuerst komme ich,

um die Quelle zu verstopfen, weil der Pächter mir einen schlechten Streich gespielt hat.

— Es steht fest, dass er es dir so gemacht hat, aber ich erbitte für mich eine Gunst und das ist, dass, wenn du sie verstopfest, du mir wenigstens ein Strählchen fliessen lässt, damit ich im Sommer, wo es hier so warm ist, trinken kann.

— Es kann nicht sein, weil der Pächter es finden könnte.

— Wenn es noch so klein wäre, Amet, thue es meinetwegen.

— Es thut mir leid für den Pächter, aber ich werde es nur für dich fliessen lassen; wenn du den Pächter siehst, sage ihm, warum ich entflohen bin und dass er auf seine Haut acht geben solle, denn wenn ich Gelegenheit finden werde, wird er es mir teuer zahlen.

— Lasse ihn gehen.

— Er hat es verdient.

— Es ist wahr, aber sei nicht so.

Amet verschüttete die Quelle und verabschiedete sich von der Hirtin, die ihm für das Wasserströhlchen dankte, dass er für sie gelassen hatte.

In jener Nacht entfloh er, ohne dass jemand es bemerkte; und als der Pächter die Quelle nachsuchte, konnte er nur den Durst löschen, den die Ermüdung und der Ärger ihm verursacht hatten. Sehr bereute er, dass er ihm nicht alles, was er wollte, zugestanden hatte und er lief noch nach der Stadt, um zu sehen, ob er ihn fände, aber es war umsonst, weil er schon das Wasser gewonnen hatte; er hatte sich eingeschifft und er war schon doppelt so weit von Mallorca entfernt als die Besitzung von der Stadt lag.

Sehr ärgerlich kehrte er nach Hause zurück und umsonst hämmerte er auf den Stein und suchte das Wasser, er musste sich mit dem Strählchen begnügen, welches, dank der Hirtin, der Maure zurückgelassen hatte.*)

*) Dasselbe Märchen erzählt man in Alcudia von der Quelle des Puig de Son Fé. Man erzählt sie dort nicht so vollständig wie in Algaida, aber der Inhalt ist derselbe.

Von einer Quelle des Hort vey de sa Bastida de Sant Juan erzählt man auch dasselbe Märchen mit sehr wenig Veränderungen.

Benzert.

Gr. Quart. XI und 70 Seiten. 35 Tafeln und 1 Karte. 1897.

Bereits vor 18 Jahren hatte der weitblickende fürstliche Reisende ein Werkchen über Bizerta und seine Zukunft veröffentlicht, in dem er auf die hohe Wichtigkeit dieses tunesischen Hafens infolge der natürlichen Vorzüge desselben hinwies und dem damals noch weltabgeschiedenen Bizerta unter gewissen Bedingungen eine wichtige Rolle im Aussenhandel Tunesiens prophezeite. Durch den Erzherzog aufmerksam gemacht, haben die Franzosen den Hafen von Bizerta zu einem Kriegshafen ersten Ranges gemacht. Nun verfällt allmählich die maurische Stadt von ehemals und die französische „Compagnie du Port de Bizerte“ baut und parzelliert, schafft neue Einrichtungen, regt den Unternehmungsgeist an. Eine Zukunft will da erwachen, wo früher die tiefste orientalische Indolenz alles verkommen liess. Der scharfe Blick des Erzherzogs, dass Bizerta eine bedeutende Zukunft habe, ist Wirklichkeit geworden und mit einem Gefühl innerer Befriedigung ankerte derselbe 1896 neuerdings mit seiner Yacht in der Sebrabucht. Statt der bisher offenen, den Nord- und Ostwinden völlig preisgegebenen Rhede war ein geräumiger, idealer Hafen geschaffen, in dem nun Hunderte von Schiffen so geschützt wie in den Lagunen von Venedig ankern können.

Lebhaft beschäftigt mit der Besichtigung der neuen, grossartigen Bauten und angelockt von dem allmählich schwindenden Zauber der maurischen Stadt, verbrachte der Erzherzog daselbst längere Zeit und veröffentlichte die wissenschaftlich sehr beachtenswerte, mit vielen

Federzeichnungen eigner Hand und einer vorzüglichen Karte versehene Monographie des seit 1881 von den Franzosen besetzten Hafens von Benzert, „als einen Tribut der Anerkennung für das Grosse und Nützliche, was daselbst von fremden und einheimischen Kräften durch den Weitblick und die Munificenz der Regierung, sowie durch kühnen Unternehmungsgeist geschaffen worden ist.“

In seinem Buche über Benzert schreibt der Erzherzog:

„Mir war jedes Land ein Bild und Benzert kommt mir stets vor wie ein Traum aus dem fernen Osten an den Ufern des Mittelmeeres; wie ein orientalisches Venedig, welches fesselt und bezaubert zugleich. Man muss es wohl gekannt haben mit seinen glatten Kanälen, in welchen die Felucken bei der Abendbrise in die dunkle Bläue hinaussegelten, wo sich des Nachts die Tausende von Lichtern der Kaffeehäuser, der Bazars und der geheimnisvollen vergitterten Häuser spiegelten, gleichsam ein Funkeln des Meeres. Es schien mir jedesmal, als könnte ich den Becher der Wonne nie ausschlürfen; — Wochen vergingen mir in Benzert, aber sie waren mir zu kurz. Das Leben schlummert wie in Venedig in traumgleicher Stille dahin, es ist ein Platz, wie geschaffen zum Genusse und doch, welche Wunder schuf nicht Venedig, und was kann nicht das Bizerta der Zukunft zur Geltung bringen! — — — Ja, es ist Venedig mit seinem Zauber, ohne den Reichtum der Architektur, aber mit der Poesie des Orients.“

Es folgt die Schilderung des bunten Volksgemisches und der bunten Trachten, des lebhaften Treibens in den farbenprächtigen Bazaren, wo prächtige orientalische Waren aller Art neben heimischen Bodenprodukten ausgelegt sind; der alten Stadt mit ihren Bogengassen, ihrer zinnengekrönten Mauer, der Thore und Plätze, welche nebst reizenden Strand- und Hafenbildern durch die beigegebenen feinen Federzeichnungen wirkungsvoll vor Augen geführt werden. Eine schöne, mit Terebinthenbäumen bepflanzte Allee führt längs des innern Hafens nach der Anlage der zukünftigen Stadt:

„In der ganzen Neustadt sind die Avenuen und Gassen nach einem Gesamtplane traciert, breit, so dass die Seebrise frei eindringen kann, gut macadamisiert und von Trottoirs eingefasst. . . . Mehrere eiserne Brunnen, aus denen man durch einfaches Drücken treffliches Trinkwasser erhält und die von der ergiebigen Wasserleitung gespeist werden, sind neulich in diesen Zukunftsstadtteil gesetzt worden. Mit einem Wort: es sind alle Massregeln getroffen worden, um aus der Neustadt eine so

angenehme Stadt zu machen, wie die schönsten des nordafrikanischen Litorals. . . . Manche glauben, dass das milde Klima und die Schönheit des Landes aus Bizerta eine Rivalin der Winterstationen der Côte d'azur machen werden. So ziemlich im Zentrum der zukünftigen Neustadt ist ein öffentlicher Garten. . . . Neben dem Garten steht das elegante Post- und Telegraphengebäude mit breiter, bequemer Halle, und das grosse, im Bau begriffene Schulgebäude für Knaben und Mädchen. . . . Die öffentlichen Bauten stehen aber da, gleichsam wie Meilenzeiger der Zukunftsstadt. Zuerst das Tabakmonopol-Gebäude, dann ein schlichter Bahnhof, dem gegenüber grosse Magazine. Daneben ist der elegante, moderne Bau der Douane in maurischem Stile, mit einer Halle von drei Hufeisenbogen und zwei Seitentrakten. Dem Landungsplatz der Dampfer gerade gegenüber steht das elegante Gasthaus Hôtel Métropole, gleichfalls in maurischem Stile, mit einer Bogenhalle. Von der Terrasse desselben hat man, da es das höchste Gebäude der Neustadt ist, eine herrliche Aussicht über die Mündung des Kanals. . . . Recht gut gelegen, unweit vom Pilotenposten, steht in schöner Lage am Anfang des Kanals das Residenzgebäude des französischen Kommissärs; ein eleganter luftiger, in modernem französischen Geschmacke errichteter Bau, von dem aus man das ganze Leben und Treiben des Hafens übersieht."

Über die dortigen Eingeborenen erzählt der Erzherzog: „Man muss mit den Arabern gelebt, mit ihnen sozusagen ein Volk gebildet haben, mit ihren Sitten bekannt sein, um den ganzen Zauber des orientalischen Wesens zu geniessen. Man muss wirklich den vornehmen Ernst, den Anstand der arabischen Bevölkerung bewundern, die einen grellen Gegensatz zu dem europäischen Mob bildet. Da giebt es keine Schar von Neugierigen, keine lästigen Zuschauer, und schaut einer der Vorübergehenden dann und wann einem bei der Arbeit zu, ist man verwundert über den Scharfsinn, das richtige Verständnis, die rasche Auffassungsgabe dieser begabten, vornehmen Rasse. Sie haben einen ausgeprägten Zug der Lernlust und eine grosse natürliche Intelligenz. Was dieses Volk mit Bildung zu leisten imstande wäre, das haben die Araber in Spanien und Sicilien bewiesen, nur dürfen sie nicht zu Knechten werden, sie brauchen eine freie Entwicklung."

„Eine charakteristische Erscheinung in der Umgebung von Benzert und auch in der Stadt selbst bilden die zahlreichen Kamele, welche aus dem Innern kommen und, von ernsten Arabern geleitet, die verschiedenen Waren zur Stadt bringen. . . . Sie schreiten gravitätisch auf der Hauptstrasse dahin, die längs des Schienenweges führt. Seltsam kontrastiert mit dem Zuge dieser „Kinder der Wüste“ der dahinbrausende Bahnzug, namentlich, wenn sich in das harmonische Tönen ihrer messingenen, häufig doppelten Glöckchen, deren klarer Silberklang den eintönigen Rhythmus ihres Schrittes begleitet, der schrille Pfiff der Lokomotive mengt.“

„Die Hauptanziehungskraft des jetzigen Benzert ist der neue herrliche Hafen, der am besten geschützte und grösste von Nordafrika, welcher einen Kostenaufwand von 6 Millionen Francs erforderte und von 1885 bis 1895 erbaut wurde. Es war kein kleiner Gedanke, im tiefen Wasser einen mächtigen Molo zu schaffen, der den gewaltigen, vom Golfe von Lyon sich herabwälzenden Wogen Trotz bieten sollte. Auch war zu einem solchen Baue nicht wenig Material notwendig. Man verfiel daher auf den Gedanken, ein ganzes Bergstück, Carrière de Aïn Roumi, abzubrechen und es auf einem Schienenwege ans Meer zu bringen. Aus diesem wurden sowohl natürliche, als grösstenteils künstliche Blöcke geschaffen, und in dem Masse, als sich der Molo verlängerte, wurde auch der Schienenstrang weitergeführt. Als der Bau vollendet war, wurde der Schienenweg wieder beseitigt und am Abschlusse des Molo wurde im Jahre 1895 der Leuchtturm errichtet. Es ist ein 10 m hoher Turm mit gemauertem Sockel. Das Licht steht 14,5 m über dem Meere und ist 13 Meilen weit sichtbar. Eine leichtere Aufgabe war der Bau des andern, d. h. östlichen Molo, der vor den Nordost- und namentlich den Oststürmen durch Ras Jebib geschützt ist.

Da man die Blöcke ohnehin über das Wasser hätte transportieren müssen, legte man in dem inneren Becken, unweit der Barrage zur Linken, in dem sandsteinartigen Gestein einen vertikalen Steinbruch, Carrière du lac, an. Die Blöcke wurden mittels Karren zu Landungsbrücken geschafft und auf Chalands verladen und dann mittels Schleppern, wenn die See es gestattete, zu dem neu zu schaffenden Molo, der von dem Sandufer ausging, transportiert.“

Da die Bedingungen für die Landwirtschaft, einschliesslich der Viehzucht, in der Umgebung von Benzert äusserst günstig erscheinen, so unterliess es der Erzherzog nicht, seinem lehrreichen Werke einen ebenso reichhaltigen wie vom praktischen Gesichtspunkt ausgehenden Abschnitt „Winke für Ansiedler“ beizufügen. Die Gegend in und um Benzert ist sehr gesund. Es giebt daselbst keine Malaria und selbst solche, die daran leiden, genesen bei einem dortigen Aufenthalt in kurzer Zeit, doch müssen europäische Einwanderer vor Alkohol sowie vor der Sonne sich in acht nehmen. Der Sommer ist kühler als in Tunis, der Winter etwas kälter. Im März beginnt das Frühjahr, das bis Ende Mai oder Juni dauert; während des Sommers sind Nordost- und Ostwinde vorherrschend, wodurch die Hitze wesentlich gemildert wird. Nach einer Schilderung der reizenden Umgebung von Benzert nimmt der Erzherzog ein zweites Mal von dem ihn so anheimelnden „afrikanischen Venedig“ mit den Worten eines französischen Staatsmannes Abschied: „La Tunésie est le joyau de l'Afrique du Nord; elle possède un trésor inestimable: le Port de Bizerte le plus beau de la Mediterranée.“

„Cannosa“.

Gr. Folio. 36 Seiten 10 Tafeln. 1897.

Häufig habe ich mir die Frage vorgelegt“, schreibt Erzherzog Ludwig Salvator, „welche Stelle der östlichen Küste des Adriatischen Meeres geeigneter wäre zum Sommeraufenthalt? — — Wenn ich jedoch alles erwogen und in Betracht gezogen hatte, schien mir keine Stelle so angemessen, wie jene zwischen Sabbioncello und Ragusa gelegene Küstenstrecke mit dem reizenden Kanal von Calamotta.

Nirgends an der ganzen Küste findet sich Schönheit der Aussicht mit der durch reichlich vorhandenes Quellwasser begünstigten Fülle und Üppigkeit der Vegetation so gepaart wie hier. Die Lorbeerdickichte daselbst haben an der Küste der Adria nur in dem schattigen Abbazia ihresgleichen, aber sie übertreffen die letzteren an verschwenderischer Üppigkeit der stämmigen Bäume. Auch der Gegensatz trägt vielleicht noch dazu bei, die Wirkung dieses köstlichen Platzes zu erhöhen. Die vielen kahlen Rücken, an welche das Auge an den nördlicheren Küsten Dalmatiens gewöhnt war, sind hier durch üppige Gefilde ersetzt. Ölbaumpflanzungen, Weingelände und Strandkiefernwäldchen wetteifern miteinander, die schön geformten Höhen zu bekleiden, und Festlandsküste sowie Inselwelt, alles lacht im festlichen Schmucke frischer Vegetation.“

„Am Fusse der Höhen dehnt sich eine sanfte Lehne aus, welche, mit Ölbäumen und Weingeländen besetzt, die Gegend von Cannosa bildet und dann jäh gegen das Meer abstürzt. Namentlich an einem warmen Sommertage muss man den steilen Weg ersteigen, der vom Meere auf gepflasterten Serpentinen zu dieser kleinen Ortschaft hinaufführt, um den ganzen Zauber dieser labenden Kühle, dieser frischen Quellenwelt und dieses wohlthuenden Schattens zu geniessen. Die Mittagsbrise spielt in dem lichtgrünen Laub oder in dem dunklen Grün alter Cypressen, gesättigt mit allerhand Gerüchen von Blumen und Harz. Insekten summen in der Luft und gegen den blauen Himmel flattern goldige Schmetterlinge. Die Natur scheint ein Fest zu feiern, ein Fest der Liebe. — —“

Nebst den Naturschönheiten trägt die Freundlichkeit der angestammten Besitzer nicht wenig dazu bei, den Aufenthalt in Cannosa anziehend zu machen.

Cannosa gehört schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts der Patrizierfamilie der Gozza, der ältesten der Republik Ragusa. Ergreifend ist die Schilderung von dem Aufenthalt eines vielverehrten und vielbetrauerten Sprossen des Hauses Habsburg, des Erzherzogs Max (Kaisers in Mexiko) in Cannosa.

Den Hauptanziehungspunkt Cannosas bilden die Riesenplatanen, welche die künstlerische Hand des Erzherzogs in musterhaften Abbildungen vorführt. Sie wurden zu Anfang des 15. Jahrhunderts von einem Bauer der bis heutzutage bestehenden Familie Miljas gesetzt, der sie als junge Pflänzchen aus Konstantinopel mitgebracht hatte.

„In der Nähe der Kirche breitet sich eine Terrasse aus mit gemauerten Bänken, auf deren Böschungswand sich der Epheu rankt und wilde Rosen üppige Büsche zwischen alten Ruheplatten bilden. Von hier aus kann man am besten die ganze Umgebung übersehen. Daneben befindet sich ein Weinberg, dann einige Cypressen, Ölbäume, Platanen und Eichen und dahinter die grünenden Kronen der Riesenplatanen. Nur der kahle Berg des Veliki Sto ragt mit felsiger grauer Kante über die Oase, sonst ist alles grün. Vom Veliki Sto ziehen sich die Ölbaumlehnen sanft herab und bilden die mit hohen Cypressen bewachsene Erhöhung von San Michele, in dessen Nähe die Strasse führt. Das Auge schweift über den Kanal gegen Sabbioncello, den die Höhen von San Michele abschliessen, und über die verschiedenen Inseln, gerade

dort, wo sich die breite Bocca di Mezzo nach der gleichnamigen Insel und Calamotto und Giuppana auf beiden Seiten in gleicher Entfernung ausbreiten, und über das grenzenlose blaue Meer. Im Mittelgrunde der schwelgerische Garten Gozze, ein Meer von Grün in allen Nüancen, wo ein Baum mit dem andern an strotzender Üppigkeit wetteifert. Dunkle Cypressen, tiefgrüne Lorbeeren, lichte pyramidale Pappeln, Weisspappeln, Oliven-, Feigen-, Granatäpfelbäume und Palmen, hin und wieder Eichen, von denen die eine, welche die Hauskapelle der Gozze beschattet, hoch mit weitausgebreiteter Krone emporragt.

Man könnte auf dieser Terrasse stundenlang sitzen, ohne sich an diesem Bilde frischer Vegetation satt zu sehen.“

„Viele Einwohner sind nach Amerika gewandert und haben etwas Geld und vor allem Kenntnis der Welt und eine grössere Kultur zurückgebracht; aber sie haben dabei den milden Charakter bewahrt, den sie in diesem Gartenland geerbt haben und der die Ursache ist, dass sie jeder, der sie kennen lernt, lieb gewinnt und gerne in ihrer Mitte weilt. Armut ist unter ihnen unbekannt; fast alle besitzen ein Stückchen Land, das sie sorgsam bebauen und dessen Ertrag bei ihrer Genügsamkeit zu ihrem Unterhalt reicht, während einzelne ihr Glück zur See versuchen.“

„Dort, wohin die Kultur nicht reicht und wo nicht der Ölbaum, die Rebe oder der Johannisbrotbaum die Terrassen besetzen, treten der Mastixstrauch, riesig grosse, stämmige Wachholder, manche Cultis australis, Rosmarin und der im ganzen Küstenland der Adria so häufig vorkommende Prunus Mahaleb zum Vorschein . . . . . Und da, wo die Kante scharf gegen das Meer abfällt, krönt auch manche Agave die Felsenabhänge. Zuweilen erhebt sie ihre Riesenblüte, die dann dürr und morsch auf die Erde herabfällt, aber neue Samen dem Winde preisgiebt, während unzählige Schösslinge die schwindende blühende Pflanze ersetzen.

Aber horch! Die Wachteln lassen auf den Höhen ihren Lockruf erschallen, der immer näher tönt, man hört ihren raschen Schritt und da heben sie schon ihre Köpfchen empor und schauen unverwandt auf den stillen Beobachter. Auch die Eidechsen kriechen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und huschen traulich durch die Felsenritzen, mit ihren lebhaften Äuglein umherspähend. Ja, der Freund der Natur kann sie

nicht verscheuchen, sie erkennen ganz wohl, dass er kein Verfolger ist. Unten hüpft die muntere Welt der Delphine, oben kreisen zischend die Schwalben und die Gedanken fliegen zu den schattigen Hainen, deren Blumenduft die schon eintretende Landbrise herüberträgt. Und welch betäubender Duft ist dies von allen Blumensorten, gemischt mit dem würzigen Geruch der harzigen Cypressen und dem belebenden Hauch des Meeres! . . . .

Lustig tanzen die Wellen in der Mittagsbrise. Es ist wie ein Aufjauchzen der Freude und jugendlicher sprudelnder Frische. Die Wogen scherzen und tollen, begegnen, kreuzen einander, hüpfen und springen.

Das Bild im Einzelnen und in seiner Gesamtheit gewährt den Eindruck, als würde man ein schillerndes Damastkleid von der Farbe des Lapislazuli mit leichten Silberfäden durchstickt erblicken. Die Segel der Barken sind geschwellt wie der Busen einer jungen Mutter und man verfolgt gern ihre Spur, wie sie ein Kap nach dem andern umstreichen und dann hinter einer Felsenspitze verschwinden.“

„Das Meer stärkt, kräftigt und veredelt. Wie viele edle Gedanken hat das Meer nicht erweckt! Und selbst in seinen Gefahren liegt etwas Gutes, sie stählen den Charakter und bringen die Seele dem Schöpfer näher!“

Die zartsinnige, poesievolle, ja schwärmerische Stimmung, welche das ganze Werkchen wie ein lieblicher Duft durchzieht, kommt am kräftigsten in den Schlussakkorden zum Ausdruck, wo der Erzherzog, von dem Zauber des Meeres hingerissen, eine Bootfahrt am späten Nachmittage schildert, wenn die Wogen schlummern, die Segelboote den Felsenufern entlang auf die glatte Flut wie hingegossen erscheinen und auf die abendlich wiederkehrende Landbrise harren.

„Wer den Friedenstraum von Cannosa kennt — denn ein solcher ist in der That der idyllische Winkel zu nennen —, den zieht es unwiderstehlich dorthin.“

Die Balearen in Wort und Bild.

Gr. Quart. 2 Bde. 960 S. 600 Illustr. 1897. Eleg. geb. M. 60.—.

Sr. Majestät Kaiser Franz Josef gewidmet.

Ein Werk, wie grossartiger auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde zum mindesten seit Jahrzehnten keines erschien, sind „Die Balearen in Wort und Bild“ *). Eine Riesenleistung und ein Prachtwerk zugleich in jeder Beziehung: sowohl in textlicher und illustrativer Beziehung, als auch nach Wert und Fülle des gebotenen Stoffes und an Schönheit der Form. Dieses Reisewerk des österreichischen Erzherzogs, ursprünglich nur in einhundert Exemplaren und in sieben Foliobänden hergestellt, wurde durch eine Volksausgabe in zwei Foliobänden mit verkürztem Text und Illustrationen dem grösseren Publikum zugänglich gemacht. Der Fleiss, mit dem der fürstliche Schriftsteller

---

*) Die Balearen.

Band I. Die alten Pityusen. 1869. VI, 309 S. 1. Buch: Ibiza. 2. Buch: Formentera.
„ II. Die eigentlichen Balearen. 1871. IV, 665 S. I. Allgemeiner Teil.
„ III. Erste Hälfte. 3. Buch: Mallorca. Die eigentlichen Balearen. I. Allgemeiner Teil (Fortsetzung). 1880. 931 S.
„ III. Zweite Hälfte. Die eigentlichen Balearen. (S. 509—931.)
„ IV. 1882. 309 S. Die eigentlichen Balearen. 3. Buch: Mallorca. II. Spezieller Teil.
„ V. Erste Hälfte. (VI, 444 S.) Die eigentlichen Balearen. 3. Buch: Mallorca. II. Spezieller Teil (Fortsetzung). 1884. VI, 799 S.
„ V. Zweite Hälfte. Die eigentlichen Balearen. (S. 445—799.)
„ VI. 4. Buch: Menorca. I. Teil. Allgemeines. 1890. 595 S.
„ VII. 4. Buch: Menorca. II. Teil. Spezielles. 1891. 463 S.

Separatabdrucke aus dem Werke: Die Balearen.

Die Insel Menorca. I. Allgemeiner Teil. 1890. 595 S.
Die Insel Menorca. II. Spezieller Teil. 1891. 463 S.
Die Stadt Palma. 1882. 309 S.
Eine spanische Ausgabe im Auszug: „Las Baleares“. 2 Bde. 1887—90.

alles auf die herrlichen Inseln Bezügliche zusammengestellt hat, verdient in der That ebenso Anerkennung, wie das Feuer der Begeisterung, mit welchem er ihre Naturschönheiten zu schildern versteht.

Die Inselgruppe, welche mit dem Namen Balearen bezeichnet wird, beschränkt sich nicht allein auf die Inseln Mallorca und Menorca, sondern umfasst auch die nur wenige Meilen davon entfernten Inseln Ibiza und Formentera, welche von den Alten die Pityusen genannt wurden. Während im ersten Bande die alten Pityusen, Ibiza und Formentera geschildert wurden, sind nicht weniger als vier Bände der Beschreibung der eigentlichen Balearen und zwar speziell Mallorcas gewidmet, indes die beiden Schlussbände die Insel Menorca behandeln. Um sich einen Begriff von der Fülle und Gründlichkeit des Gebotenen zu machen, sei hier hervorgehoben, dass der Erzherzog 22 Jahre hindurch das Material zu seinem Werke sammelte und dass dasselbe vielfach Lokalquellen entstammt, welche vor ihm niemand hat benutzen können. Wiederholt ist der Erzherzog zum Zweck erneuter Forschungen nach den Balearen zurückgekehrt und hat längere Zeit dort gelebt. Sein Urteil über Land und Leute ist daher reif und wohlbegründet und in der Wissenschaft der Erdbeschreibung wird der Name des Erzherzogs Ludwig Salvator dauernd mit den Balearen als ihr geistiger Besieger ruhmreich verknüpft bleiben.

„Denen, welche die Inseln nicht kennen", sagt Erzherzog Ludwig Salvator im Vorwort, „werden diese Blätter eine Vorstellung ihrer landschaftlichen Reize geben; jenen, die sie durchwandert und die klare, durchsichtige Luft ihrer Berge genossen haben, mögen sie willkommene Erinnerungsblätter sein, wenn sie auch natürlich im Vergleich zur leuchtenden Wirklichkeit nur ie wein blosser Schatten erscheinen."

Während aus der ehemals so überreichen spanischen Krone ein Juwel nach dem andern herausgebrochen wird, ist diese Inselgruppe durch ihre wunderbare Lage im Mittelländischen Meer und ihren natürlichen Reichtum wie geschaffen, das Mutterland Spanien wenigstens einigermassen über jene Verluste zu trösten, und vermöchte es noch weit mehr zu trösten, wenn dasselbe sich entschliessen könnte, die natürlichen Hilfsquellen dieser Inseljuwelen auf rationellere Weise als bisher auszunutzen.

„Was könnte", sagt Erzherzog Ludwig Salvator von der Hauptinsel Mallorca, „hier durch feingebildeten Kunstsinn nicht alles geschaffen werden bei den reichen, dort zu Gebote stehenden Mitteln; bei einem Klima, das alle subtropischen Gewächse im Freien gedeihen lässt,

sodass Glashäuser eine ganz unbekannte Einrichtung sind, wo alles in schwelgerischster Üppigkeit treibt. In welchen paradiesischen Lusthain liessen sich nicht durch die Hand geschickter Gartenkünstler Teile aus den wasserreichen Thälern von Deya, Soller und Lluch verwandeln! Und selbst die waldbekleideten Bergesabhänge mit ihren phantastischen Ufersäumen und die wilden natürlichen Felsenwände, welche uralte Epheupflanzen umranken, liessen sich zu grossartigen Parkanlagen verwenden, wenn man nur die schönsten Stellen zugänglich machen würde!“

Das Klima wird nicht mit Unrecht wegen seiner lieblichen Temperatur und der Schönheit des Himmels mit dem südlichen Italien verglichen. Die Milde desselben übt sogar einen höchst günstigen Einfluss auf manche chronische Leiden und auf altersschwache Leute aus.

Nachdem das Aufsuchen herrlicher Punkte förmlich zum Sport geworden ist und der Kreis von Jahr zu Jahr weiter gezogen wird, welcher die unzähligen Orte umschliesst, die von der Gesellschaft als Luftkurorte, Mode- und Luxusbäder bevorzugt werden, bedarf es vielleicht nur der Anregung des Erzherzogs, um die Erholungsbedürftigen auf diese gottbegnadigten Eilande aufmerksam zu machen; selbst die wirklich Leidenden finden auf Mallorca eine Heilstätte mit starker warmer Schwefelquelle. Bei dem ausserordentlichen Komfort, den unsere Verkehrsmittel gewähren, giebt es ja keine Entfernung mehr.

Obschon die einzelnen Inseln eigentlich nur einige Meilen entfernt voneinander liegen, so haben sie doch manche Verschiedenheiten ihrer Physiognomien aufzuweisen, was den Erzherzog veranlasste, jeder der genannten Inseln einen allgemeinen Teil vorauszuschicken. Von jeder der Inseln werden die geographischen und geognostischen Verhältnisse, Klima, Fauna und Flora eingehend erörtert, die Kultur und Erträgnisfrage des Bodens und des Waldes, Weinbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, Schiffahrt und Schiffbau, Industrie und Handel, das Verkehrswesen, Behörden und Abgaben eingehend dargelegt. Die Bewohner führt uns der Erzherzog in ihren Trachten, Sitten und Gewohnheiten, ihrer Nahrung, Kleidung vor; ihren gesellschaftlichen Vergnügungen, Spielen und Gebräuchen bei Festlichkeiten wird besondere Beachtung geschenkt und wir erfahren auch, was zur Pflege der Wissenschaften, des Unterrichts u. s. w. auf den Balearen geschieht, sowie welche Litteratur und Zeitungen dort erscheinen.

Ibiza.

Das Ebusus der Alten ist ein ziemlich gleichförmiges Hügelland, aus dem sich durchweg meist sanft aufsteigende Kuppen erheben und das grossartiger Naturscenerien entbehrt. Die Zahl der ackerbautreibenden Bevölkerung ist die weit überwiegende.

Auf der 47 Meilen im Umkreis betragenden Insel giebt es ausser der Stadt Ibiza nur drei Dörfer und um die Pfarrkirchen vereinzelt gelegene weisse Bauernhäuser mit plattem Dach und dem charakteristischen Vordache aus Strandkiefernzweigen zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen und zuweilen eine von Rundbogen getragene Vorhalle.

Die Stadt Ibiza mit 7393 Einwohnern zerfällt in zwei Teile, in die eigentliche Stadt und in die Marina am Fusse der Stadtmauer. Die Lage der oberen Stadt im Angesicht des Hafens und des offenen Meeres auf einem Hügel, umgeben von Festungsmauern, welche nur durch Thore unterbrochen werden, ist ungemein malerisch. Den höchsten Punkt bildet gewissermassen die Ibizianer Akropolis, die von dem fast festungsartigen Chor der Domkirche und von dem Castillo mit Signalturm gekrönt wird. Es war Karl V., welcher die Festungswerke herstellen liess, um dieselbe gegen Überfälle der Barbaresken zu schützen. Sie bilden ein Viereck mit sechs teils spitz-, teils stumpfwinkeligen dreieckigen Bollwerken. Die engen Gassen der Stadt, terrassenförmig übereinander getürmt, gehen streckenweise beträchtlich bergab und bergauf. In buntem Gewirr stösst man auf plan- und regellos angebrachte verwitterte, zuweilen maurische Rundbogen, die mit Fenstern in gotischem Renaissancestil und mit alten Wappenschildern wunderlich abwechseln und auf eine frühere, nun verblichene Blütezeit hinweisen; die darauf herabschauenden Balkone gestalten die Umrisse noch phantastischer.

Am Quai der Marina, welche sich an die Stadtmauer anlehnt und grösstenteils von Fischern und Seeleuten bewohnt ist, legen die meisten Fischerbarken an. Der Puerto im Nordosten der Stadt ist der schönste und sicherste Hafen Ibizas und bildet eine vortreffliche Zufluchtsstätte. Da er indessen nicht auf dem Wege der kursnehmenden Schiffe liegt, so wird er selten von grossen Kauffahrteischiffen aufgesucht, sondern gewöhnlich nur von solchen, die ihren Ballast mit Salinensalz vertauschen.

Das tägliche einförmige Leben der Stadtbewohner erfährt eine reizende Schilderung, aus der wir folgende Stelle herausheben:

„Wenn die Sonne sich neigt, dann kommt neues Leben in die Stadt, die Strassen bevölkern sich und am Hafen wird es lebendiger. Einige unternehmen Wasserfahrten und lavieren mit den spitzigen lateinischen Segeln der Faluchos hin und her, andere stellen mit der Angelfischerei ihre Geduld auf die Probe. Wenn der Tag kühler zu werden beginnt, wird mit Vorliebe gebadet. Die jungen Leute begeben sich an den Fuss der dem offenen Meere zugekehrten Seite des Hügels von Ibiza, wo die Natur selbst ein Becken geschaffen hat, das die vorstehenden Klippen gegen die starke Brandung schützen, und die feuchten Wände des Felsens beschatten die krystallhelle spiegelglatte Meeresfläche. Fürwahr, ein zum Baden mehr einladender Platz lässt sich kaum denken. Bisweilen baden auch Mädchen daselbst, deren herrliche Gestalten bald wie aus Elfenbein geformte Statuen auf dem dunklen Hintergrunde der Uferfelsen erscheinen, bald spurlos in den lichtausstrahlenden Fluten versinken. Man wird bei diesem Anblick unwillkürlich an die phantastischen Sagen von Meeresjungfrauen und Wassernixen erinnert.“

Der Erzherzog beschreibt die ibizianer Bauern als ein fröhliches, gutmütiges Völkchen, und trotz ihrer Unwissenheit ist ihnen eine angeborene Gefälligkeit eigen. Die schöne Sitte der Gastfreundschaft besitzen sie in gleichem Masse wie die anderen Bewohner der Balearen. Sie sind arbeitsam und in ihrem Grusse liegt etwas Zartes, Feines. Nicht umsonst fühlen sich die Ibizianer zu einem Volke gehörig, welches das stolze genannt wird, nämlich zu den Spaniern. Bei allen findet sich dieses Selbstgefühl in hohem Masse ausgeprägt und es ist keine Frage, dass dies auch auf andere einen bedeutenden Eindruck nicht verfehlt. Bezeichnend schreibt der Erzherzog: „Ich erinnere mich, wie ein Bauer, der mich auf einigen Ausflügen begleitete, sich über die ihm gereichte Kost beklagte und äusserte: ‚Obwohl ich nur gering, halte ich mich doch für so viel wie Sie.‘ Dieser Ausspruch gefiel mir so, dass ich mir von einer Bauersfrau einen Hahn kaufte, und mein unbescheidener Begleiter hatte davon am Abend ein reichliches Mahl.“

Gesang und Tanz sind bei dem heiteren Sinn der Ibizianer die Hauptvergnügungen, namentlich auf dem Lande. Man tanzt bei den süssen Klängen der Flöte und dem lauten Schall der Castagnetten am Abend nach gethaner Arbeit, auf dem Felde nach der Siesta, natürlich auch beim Erntefest und bei allen Familienfestlichkeiten. Bei Heiraten haben sie eine eigentümliche Sitte. Nach der Trauung in der Kirche, der die Verwandten und Freunde beiwohnen, kehren sowohl der

Bräutigam als auch die Braut in das elterliche Haus zurück und hier leben sie noch mehrere Monate, zuweilen ein halbes Jahr, gänzlich von einander getrennt, und erst dann wird die eigentliche Hochzeit mit einem Festessen gefeiert.

Die Fischer Ibizas bilden in ihrem Typus, ihrer Kleidung und ihren Sitten eine ganz verschiedene Kaste gegenüber dem Landvolk. Ihre Faluchos, welche den gewöhnlichen Feluken des östlichen Mittelmeeres gleichen, fahren lediglich mittels der Segel; die Ruder, welche man an Bord hat, werden nur zum Wenden oder als Beihilfe der Segelkraft bei nachgelassenem Wind benutzt. Der lärmende Tanz, die Musik und der Gesang der Bauern wird von den Fischern verschmäht, sie singen ihre Lieder nach Art der Spanier in einem sanften, höchst melancholischen Tone.

„Häufig sieht man zur Nachtzeit in einer einsamen Cala, an derem Ufer in gleichförmigem Takte die Wogen zerschellen, wenn keine Menschenstimme die Todesstille der Natur unterbricht und nicht einmal das Pfeifen eines Vogels ertönt, einige Fischer herabsteigen. Wenn sie dann, vom grellen Schein ihrer aus Strandkiefernzweigen gebildeten Fackeln beleuchtet, von Fels zu Felsen klettern und bald darauf wieder plötzlich in völliger Dunkelheit verschwinden, so glaubt man unheimliche phantastische Gespenster vor sich zu haben, von denen bald hier, bald da eins auftaucht und verschwindet, um dann wieder an einer andern Stelle zu erscheinen. Zuletzt verlassen die Fischer mit ihrem Boote das Ufer, und es währt nicht lange, so nimmt sich dies mit den brennenden Fackeln nur noch wie ein leuchtender Funke in der Ferne aus. In der öden Cala ist es nun noch einsamer und verlassener als je.“

Die Salinen auf Ibiza gehören zu den vorzüglichsten, die es an Qualität des Salzes überhaupt giebt, und nehmen einen Flächenraum von 6 englischen Quadratmeilen ein. Es sind dies sumpfige Vertiefungen, in welchem sich während der Regenzeit das Wasser sammelt, das sich sodann mit den in den unteren Lehmschichten liegenden Salzen sättigt. Infolge der glühenden Sonnenhitze verdunstet im Sommer das Wasser und auf der Oberfläche bildet sich eine Salzkruste, welche, nachdem die Beete mittels Schaufelrädern trocken gelegt wurden, eingesammelt wird. Die gesamte Sumpffläche ist durch niedere Dämme in dreizehn Felder geteilt, zwischen denen Wege laufen, um die Herausbeförderung des Salzes zu ermöglichen. Die Salinen stehen unter einem königlichen Direktor und liefern eine Rente von 4 531 502 Realen.

Die Hauptprodukte der Bodenkultur sind das Öl, das Johannisbrot, die Mandeln, das Getreide, die Baumwolle und auch zum Teil der Wein. Das Erträgnis könnte ein viel besseres sein, wenn die Bewässerung eine reichlichere wäre; es mangelt an Kanälen und die wenigen Norias oder Brunnen auf der Insel kommen für die Landwirtschaft nicht in Betracht. Von sehr primitiver Art sind noch ihre landwirtschaftlichen Geräte. Die Olbereitung z. B. geschieht noch nach alter arabischer Weise. Eines der Haupterträgnisse der Insel liefern die Waldungen, welche vorzugsweise aus Strandkiefern bestehen und von besonderer Bedeutung sind.

Die zahlreichen Esel und Maultiere dienen sowohl als Reit- und Saumtiere als zur Mithilfe bei der Feldarbeit und haben jede Art von Transport zu verrichten. An den Bergesabhängen und auf den morastigen Ufern der Salinen sieht man die Schafe und Ziegen weiden, und es gewährt einen ungewohnten Anblick, diese Tiere in Herden auf der Landstrasse vielfach ohne Hirten nach der Weide ziehen zu sehen. Auch die Schweine lässt man mit lose aneinander gebundenen Füssen auf den Feldern frei herumlaufen.

„Wenn die Flora des Inneren von Ibiza den Stempel der Dürre zeigt, so sind dagegen die Küsten der Insel überaus reich an einer unterseeischen Vegetation, welche in unglaublicher Fülle die zwischen den zerklüfteten Klippen verborgenen Gänge überwuchert. Tange und unzählige niedere Seetiere vereinigen sich zu einem fesselnden Bilde. Dort vermählt sich das pflanzliche Leben mit dem tierischen in ganz allmählich abgestuften Übergängen. Insbesondere an den Stellen, wo grosse vortretende Klippen oder Felsenwände die anprallenden Wogen zurückhalten und dadurch geheimnisvolle spiegelglatte Wasserbecken bilden, ist der unterseeische Wuchs von grosser Üppigkeit. Alles keimt und sprosst in urwüchsiger Natur. Da erblickt man Seetange vielästig und reichverstrickt, teils bandförmige und tiefgrüne, teils saftgrüne und rosenfarbige von solcher Zartheit, dass sie einem Nebelwölkchen gleichen, alle in buntesten Reihen untereinander verschlungen, beständig von den Wellen sanft gewiegt und wohl kaum jemals vom Kiele eines Kahnes berührt. Inmitten dieser Pflanzenfülle ist das tierische Leben besonders rege und in seiner ruhigen Entwicklung zu beobachten. Jede von den sich hebenden Fluten entblösste Klippe, deren vielfach zerfressenen, vom Schaum umkränzten Rücken Algen umranken, bietet den verschiedensten Tieren einen Aufenthalt. Einige Familien leben in

Eintracht, andere dagegen machen sich in kriegerischem Zwiste ihre dunklen Schlupfwinkel streitig. Stehen die Wogen ein wenig still, so ist dem Auge gestattet, diese Märchenwelt zu durchspähen. Man sieht das Hervorsprudeln des Wassers aus den Tausenden von Öffnungen der Spongien, die in dichten Kolonien den Boden und die Felsenwände bekleiden, das wunderbare Entfalten der buntfarbigen Aktinien mit ihrem blumenartigen Tentakelkranz und die kaum bemerkbaren Regungen von einer Menge Polypen und höheren Strahltieren. Hier bewegt eine Ophiure ihre geringelten, einem Eidechsenschwanz gleichenden Arme in schlangenähnlichen Windungen; dort schleppt sich mühsam auf seinen Hunderten von Füsschen ein orangeroter Asteracanthion fort und plumpe Seeigel verkriechen sich in den schattenreichen, von Algengebüschen überwachsenen Felsenspalten. Mit wahrem Wohlbehagen öffnen die in den Klippen aufgewachsenen, krustigen Austern und zierlichen Venusmuscheln ihre Schalen, schliessen sie aber plötzlich wieder zusammen, sowie ein durchsichtiger schlanker Palaemonkrebs an ihnen vorüberschwimmt oder wenn sie von einem stärkeren Wellenstosse erschüttert werden. Eine kleine Chiton-Art und zahlreiche Patella plicata schmiegen sich dem Felsen an und blicken nur scheu unter ihrem krustigen Rücken in die geräuschvolle Aussenwelt hinaus.

Und das Alles findet statt im Feenspiegel des tiefblauen Meeres, der die Gegenstände in unbestimmbarer Entfernung, bald näher, bald ferner erscheinen lässt, indem die durchsichtige Klarheit des Wassers selbst den geübtesten Blick täuscht. Ein unaussprechlicher Zauber weht einem aus dem Meere entgegen, man möchte sich in die Wogen stürzen, um in ihrem wonnigen Schosse den unergründlichen Reiz zu fassen.

Wohin man sich wendet, überall ist ein beständiges Gehen und Kommen, ein Springen und Durcheinanderwogen, sodass man förmlich verwirrt wird und nicht weiss, nach welcher Seite hin man zuerst blicken soll.

Die eigentlichen Beherrscher dieser maritimen Wunderwelt sind aber die Krabben, gleichvertraut mit dem Strande wie mit dem feuchten Elemente. Sie tummeln sich nicht bloss gewandt in den Höhlungen der Tiefe und zwischen den grünen Irrgängen des Seetanges umher, sondern sie klettern auch, kühner als ihre Mitbewohner, zu den sonnigen Höhen der Klippen empor. Hier sitzen sie längere Zeit mit stillem Behagen, klappen ihre Kieferpaare auf und zu und richten ihre gestielten Augen

bald in die Höhe, bald in die Tiefe hinab; dann gehen sie bis an den Rand des Wasserspiegels, steigen aber bald wieder hinauf, um sich noch länger an der kühlenden Brise zu laben. Beim leichtesten Geräusch lassen sie sich jedoch sofort, wie wenn sie tot wären, fallen und stürzen mit starkem Geplätscher in ihre eigentliche Heimat hinab. Höchst zierliche kleine Krabben, die Porcellana platycheles, sitzen in den Spalten der Felsen, und auch Squillen und Palinuren hausen in dem dortigen Meere; aber sie sind nicht so keck wie die possierlichen Krabben und wagen sich nie so nahe an die Küste; sie bewohnen die unergründlichen, schattigen Tiefen, die nur schwach durch das blaue Wasser emporschimmern."

Nach einer Aufzählung der im dortigen Meere vorkommenden Arten von Fischen fährt der Erzherzog fort:

„Ausserdem leben um Ibiza eine grosse Fülle kleinerer Arten, welche diese Insel meistens mit den spanischen Küsten und dem Mittelmeere überhaupt gemein hat. Sie zeigen die mannigfaltigsten Gestalten und Farben; einige funkeln wie Stahl, andere glänzen wie Gold, und wieder andere vereinigen alle Farben des Regenbogens. Viele hausen in den Tiefen, andere längs der Küste zwischen Klippen und deren Höhlungen, doch bekommt man sie nur wenig zu Gesicht. Erst am Nachmittage, wenn die Sonne im Sinken begriffen ist und die spiegelglatten Fluten in Gold und Purpur erglänzen, sieht man das muntere Heer der Sardellen seine lebensfrohen Luftsprünge ausführen, die fast den Anblick eines Sternschnuppenfalls gewähren. Von Zeit zu Zeit nehmen auch grössere Fische, sei es um frische Luft zu schnappen oder um den Nachstellungen ihrer Feinde zu entgehen, an diesem phantastischen Treiben teil, indem sie in wilden Sätzen über die Wogen dahinschiessen. Aber nicht nur der Tag, sondern auch die warmen Nächte des Südens werden auf das Wundervollste durch das verborgene, reiche Tierleben im Wasser erhellt. Das Meeresleuchten, welches an den nordischen Gestaden zu den selteneren Erscheinungen gehört, ist an den Ufern Ibizas etwas ganz Alltägliches. Ich habe keine mondlose oder auch nur leicht bewölkte Nacht erlebt, wo ich dieses Phänomen nicht in seiner vollsten Pracht beobachtet hätte. Bei jedem Ruderschlage oder in der Nähe eines Riffes sprühen eine Menge Funken umher, von denen ein mildes phosphorisches Licht sich verbreitet, welches das Wasser flammenähnlich erscheinen lässt. Dieses Leuchten verschwindet aber augenblicklich, sobald Ruhe eintritt. Die ursprünglichen Funken,

die ich für das Tierchen der Noctiluca selbst halte, welches bekanntlich im Süden zumeist das Meeresleuchten hervorbringt, glänzen dagegen noch für einige Sekunden. Daher kommt es, dass die vom Kiele eines Kahnes geteilten Wogen noch lange hinter demselben eine allmählich erlöschende Flammenstrasse erzeugen. Ja, schon eine leichte blosse Kräuselung des Wasserspiegels ruft ein so starkes Phosphorescieren hervor, dass die dunkle Oberfläche des Meeres mit einer Anzahl bald verschwindender, bald wiederkehrender Bogen besäet erscheint. Einstmals, als in stiller Nachtzeit das Boot wie müde von andauernder Windstille ächzend auf- und niederschwankte, hörte ich einen Fischer die folgenden Verse eines südspanischen Liedes singen: Seria mejor no haber nacida, que haber sufrido tanto penar (Besser wäre es, nie geboren zu sein, als soviel gelitten zu haben). Wie tief drangen diese inmitten der erhabenen Ruhe der Natur ausgesprochenen Worte in meine Seele. Der Mensch bleibt überall derselbe, mag er seine Heimat auf der einsamen Fischerbarke oder im goldgeschmückten Palaste haben."

Formentera.

Diese kleinste der Inseln, hat nur 26 Meilen im Umfange, ist langgedehnt, flach und plateauartig, ohne eigentliche Ortschaften; es giebt nur drei einzeln stehende, festungsartige Pfarrkirchen mit anstossendem Pfarrhaus und in der Nähe noch ein paar Bauernhäuser. Die interessanteste Gegend ist der nordwestliche Winkel, in welchem die Sümpfe liegen, welche zum Teil in Salinen verwandelt worden sind und ausgebeutet werden. Zwischen Formentera und Ibiza liegen sieben Klippeninseln. Sie bilden die Frejos oder Meerengen, eine sehr wichtige Strasse für die von Spanien nach Ibiza fahrenden Schiffe.

Mallorca.

Die ansehnlichste der Baleareninseln, Mallorca, ist gross genug, dass sie in alten Zeiten ein kleines Königreich bilden konnte. Sie hat einen Flächeninhalt von 3391 qkm, während ihr Umkreis etwa 265 km, genau 143 Seemeilen, ergiebt, und zählte i. J. 1870 209064 Einwohner. Während der südöstliche Teil eine Ebene bildet, steigt im Westen

eine ansehnliche Gebirgskette von malerischen zackigen Bergspitzen empor, deren bedeutendste Höhe die Silla de Torrellas, welche sich 1570 m über das Meer erhebt, den Hauptknotenpunkt der Sierra bildet. Zwischen den verschiedenen Zügen der wasserreichen Sierra finden sich zahlreiche Thäler, die sich teils gegen das Meer öffnen, teils von Bergen umschlossen sind, teils bilden sich beckenartige Einsattelungen mitten zwischen den Bergspitzen.

Die Insel ist gleich allen Baleareninseln vulkanischen Ursprungs; in ihrem Eruptivgestein findet man Kupferlager, Bleiglanz und Kalkeisenstein, genügend, um Bergwerke in Betrieb zu erhalten. Die Hauptmasse bildet das Kalksteingebirge, das in seiner sekundären Gebirgsart reiche Versteinerungen von Tierformen enthält. Die höchsten Regionen liefern eine Reihe schöner Marmorarten.

Die Salinen in der Ebene, welche in gleicher Weise bearbeitet werden wie jene Ibizas, geben jährlich eine Ausbeute von 1221000 kg guten Salzes.

Die Flora, welche auf allen Baleareninseln im allgemeinen dieselbe ist, zeigt hier eine grössere Zahl und Mannigfaltigkeit. In der Sierra bilden die Strandkiefern und immergrünen Eichenwälder, die noch 800 m hoch vorkommen, den Hauptbestandteil der Wälder. Die grauen Ölbäume, darunter mehrere Jahrhundert alte Riesenexemplare, steigen bis zu einer Höhe von 500 m mit ihren mattgrünen Kronen empor. Pinien und Johannesbrotbäume wechseln ab, und wo der Boden weniger steinig ist, schmiegen sich saftige Reben an die Hügel. Waldartige Anpflanzungen von Orangen- und Zitronenbäumen, auch Quitten- und Nussbäume, sowie verschiedene Fruchtbäume beleben überall das Landschaftsbild.

Steigt man die steilen Abhänge der Sierra so hoch hinauf, bis allmählich die Ölbäume verschwinden und die Kultur aufhört, so stösst man auf die in grösster Üppigkeit aufgeschossenen Dickichte Mastixsträucher; blühende Myrtenhaine würzen die balsamische Meeresluft und mit ihrem tiefen Grün vermischt sich das lichtere des Buchsbaumes und des Kirschlorbeer; zuweilen ragt eine Fächerpalme empor, die man noch in einer Höhe von 700 m antrifft.

In der Ebene sind die Feigen-, Orangen- und Mandelbaumpflanzungen vorherrschend, während weite Strecken der Kultur der Cerealien, der Baumwolle und der Rebe gewidmet sind.

„Es ist eine bekannte Thatsache“, berichtet Erzherzog Ludwig Salvator, „dass an Küsten von Inseln der Reichtum an Fischen stets ein

viel grösserer zu sein pflegt, als an den Ufern des Festlandes. Auch viele Hochseeformen nähern sich leichter demselben und die geringe Entfernung der afrikanischen Küste führt der mallorquinischen Fauna einen Zuschuss an Formen zu, die sich in das östliche Mittelmeer nicht verirren.“

Die Klasse der Vögel ist auf der Insel im Verhältnis zu ihrer Ausdehnung ziemlich zahlreich vertreten und zwar nicht bloss durch eine grosse Menge von Individuen, sondern auch durch sehr verschiedene Arten, deren auf Mallorca bisher 218 beobachtet wurden. Von diesen halten sich 111 Arten das ganze Jahr auf der Insel auf, während 107 dieselbe bloss auf ihren Wanderungen besuchen oder nur ausnahmsweise von den Stürmen an die dortige Küste geworfen werden.

„Hoch in den Lüften, um die Felsenspitzen der Sierra kreist stolz der Königsadler und in weitem Bogen sieht man Geier die dortigen Höhen umschweben, in ihrer Gesellschaft die Milane, welche in gewandtem Fluge umherschwirren.“

„In den Orangenwäldern begegnet man unseren einheimischen Singvögeln, wie Nachtigall, Amsel, Schwarzblättchen u. s. w. Die Wachteln hausen das ganze Jahr in den Saaten; auf den öden Strandufern trifft man die verschiedenen Arten der Stelzvögel; von den eigentlichen Wasservögeln findet man das Wasserhuhn und in den Höhlen der Meeresküste hausen die dunkelfarbigen Kormorane, die Luft mit ihrem Geschnatter erfüllend. Möven in sechs Arten und Sturmvögel sind die Beherrscher der See. Wenn der Sturm wütet und die Wogen schäumen, stürzen sie sich kreischend in die tobenden Fluten und führen mit den Delphinen phantastische Tänze auf.“

„Charakteristisch für die Mallorquiner wie für alle Bewohner der Balearen ist aber ihre Gastfreundschaft, sowohl in den höheren Ständen als bei den Bauern. Jeder Fremde ist ein willkommener Gast, den sie mit Aufmerksamkeiten überhäufen, und wenn er wollte, könnte er die ganze Insel durchwandern, ohne nötig zu haben, in einem Gasthause einzukehren, denn in jedem Hause, mag er nun an die Thür des luxuriösesten Landsitzes eines spanischen Granden, oder an die Hütte des armen Bauern der Sierra anklopfen, überall würde er herzliche Aufnahme und eine gastliche Herberge finden.“

In sittlicher Beziehung ist Mallorca eine der beachtenswertesten Gegenden Spaniens. Die Zahl der Verbrecher ist unverhältnismässig gering, und der Umstand, dass Reisende bei Tag und bei Nacht auf einsamen

Pfaden und bei dunkler Nacht völlig sorglos reisen können, ist der sprechendste Beweis für die dortige Sicherheit.

Frei von aller Künstelei geben sich die Mallorquiner in natürlicher und naiver Offenherzigkeit, ohne Reflexion, ohne Berechnung. Das ist ein wesentlicher Zug, der die Bewohner überhaupt und namentlich die weibliche Jugend ziert. Erzherzog Ludwig Salvator erfreut uns mit einem geradezu entzückenden Beleg solch mädchenhafter Unbefangenheit. „Ich erinnere mich noch“, so erzählt er, „wie mir ein Mädchen eröffnete, es wolle ins Kloster gehen, denn sie liebe das zurückgezogene Leben und es wäre überhaupt besser, sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. ‚Sie sind so gut, die Nonnen‘, fuhr sie lachend fort, während ihr kleines, von einem weissen mallorquinischen Schleier umrahmtes Gesicht einen wahrhaft klösterlich milden und engelhaft reinen Ausdruck annahm. ‚Ja, eines von beiden wünschte ich, entweder im Kloster oder in Barcelona zu sein, das sind die Orte meiner Sehnsucht‘. ‚Und warum denn in Barcelona?‘ ‚Weil dort viele — Soldaten sind‘, antwortete ganz offen das naive Kind, aus dessen kleinem Herzen die Liebe zur Heimat von einer andern Liebe verdrängt zu sein schien.“

Die Bevölkerung, an der Hand ihrer herrlichen Natur tüchtig und lebenskräftig erhalten, nutzt den unerschöpflichen Reichtum ihres Landes so weit aus, wie die mangelhafte Verwaltung und der allmächtige Einfluss der Geistlichkeit dieses gestatten. Ihre kräftige, durch das Klima begünstigte Konstitution, welche die Erreichung eines ungewöhnlich hohen Lebensalters zu keiner Seltenheit macht, ihre Genügsamkeit, ihre Liebe zur Arbeit lässt die Insulaner ebenso geeignet für den Ackerbau wie für das Handwerk erscheinen. Auch besitzen sie natürliche Anlagen zur Musik, Malerei und Dichtkunst. Kein Wunder, dass sich die Anhänglichkeit an ihre schöne Heimat viel lebhafter bei den Insulanern geltend macht als bei den Bewohnern des Festlandes. Sie betrachten dieselbe als das Beste und Schönste, was es auf der Welt geben könne, und kennen keinen grösseren Schmerz, als von derselben für längere Zeit, wie z. B. bei der Konskription, getrennt zu sein. Freilich ist diese Liebe zum heimischen Grund und Boden sehr begreiflich bei einem Volke, dem dieser Boden alle Mittel des Lebensunterhaltes in so überströmender Fülle liefert wie die balearischen Inseln.

Die kastilianische Sprache ist die obligatorische bei allen Behörden, wie in den Schulen, sie ist allen gebildeten Personen geläufig, dagegen bildet die mallorquinische auf der ganzen Insel noch die Sprache

des Volkes, der Liebe und der Familie und wird von mehr als fünf Sechsteln der Bevölkerung ausschliesslich gesprochen. Sie bildet einen Zweig der katalonischen, welche von der Insel, auf der sie sich entwickelte, ihren Namen erhielt.

Die Litteratur Mallorcas hat vorzugsweise eine Vergangenheit, welche bis in das 14. Jahrhundert zurückreicht und kann sich bedeutender Schriftsteller rühmen. Der Erzherzog hat sich ein grosses Verdienst erworben, dass er die schönsten Dichtungen in mallorquinischer Sprache, sowie in das Deutsche übersetzt, seinem Werke einverleibte. In diesen Gedichten klingen alle Saiten des Charakters dieser Inselbewohner: Milde und Offenheit, Güte und Herzlichkeit, das Mitgefühl mit fremdem Leid, Treue und Freundschaft, und vor allem die Liebe zur Heimat, zu Gatte und Kind, welche sich zuweilen im Übermass, doch immer in poetisch ergreifenden Tönen äussert.

Ein bedeutender Schriftsteller und Dichter im 13. Jahrhundert, dessen Werke weit über die Grenzen seines Vaterlandes berühmt wurden und noch heute gelesen werden, war Ramon Lull, der die katalonische Sprache besonders pflegte. Die Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts, unter diesen hervorragend Francesch Aulesa, schrieben das Mallorquinische, wie es heutzutage gesprochen wird, ebenso verfahren auch die meisten der noch lebenden Dichter.

Unter den ausgezeichneten Dichtern der Neuzeit seien Aguilò y Forteza und die geistreiche und gemütvolle Schriftstellerin Fräulein Manuela Herreros y Sorá rühmend hervorgehoben.

In den Gedichten der genialen Gattin des gleichfalls bedeutenden Miguel Victoriano Amer ertönen alle Saiten des Charakters dieser Inselbewohner. So singt die genannte Verfasserin zahlreicher religiöser und lyrischer Gedichte in dem Liede an ihre verstorbene Tochter:

Wer hätte mir gesagt, mein Töchterchen,
Leben meines Lebens,
Dass du meine Arme verlassen
Und zum Himmel aufsteigen möchtest! —

Wer hätte mir gesagt, mein Töchterlein,
Dass ohne dich die Welt sich verwandeln würde
In ein enges Gefängnis,
In dem ich gefangen bliebe?

So klagt sie in rührenden Akkorden über den Verlust der in zarter Jugendblüte dahin Gewelkten, um dann der Sehnsucht nach dem über alles geliebten, verklärten Teil ihres eigenen Selbst wehmütigen Ausdruck zu geben. Sie möchte die blaue Wolke des Himmels, der kleine weltentfernte Stern, der Wohlgeruch der Blumen, die Harmonie der Töne sein, um der auf ewig Entschlafenen sich nähern zu können:

Wäre ich der Schutzengel,
Der dir Gesellschaft leistete!
Wäre ich die erlöste Seele
Und nicht die gefangene Seele! . . . .

Vögelein, flieget, flieget,
Flieget und leget einen langen Weg zurück,
Und wenn ihr sehr hoch hinaufgelangt seid,
Werdet ihr eine grosse Melodie hören. . . . .

Es sind die Engelein, die
In der Gegenwart Gottes singen.
Vögelein, eilet, eilet,
Ich möchte euch hinaufbekleiten.

Aber es fehlen der über Raum und Zeit sich hinwegsetzenden Sehnsucht des Mutterherzens die Flügel und so bittet die Dichterin die Vögelein, dass sie ihre Sendboten seien und zu ihrem Töchterchen sich emporschwingen möchten:

Saget ihr, dass sie für mich bete
Und dass sie mir einen Platz aufhebe,
Denn sie ist die erlöste Seele
Und ich bin die gefangene Seele.

Welch zartes und dabei tiefes Empfinden, welch schlichter, aber gerade darum ergreifender Naturlaut schmerzbewegter Mutterliebe, welch himmelstürmendes Klagen und doch welch taktvoll frommes Masshalten. Fürwahr, dieses Gedicht kann sich mit den besten der modernen Frauenlitteratur messen.

Ein andrer mallorquinischer Dichter — wir müssen uns hier auf diese beiden beschränken —, Thomals Forteza, hat sich durch das schöne Lobgedicht auf die geliebte Heimat, das paradiesische Mallorca, für immer in das Herz seiner Landsleute gesungen. Dasselbe beginnt mit der malerischen Strophe:

Wenn die Wipfel der hohen Gebirge
Vom Schnee erglänzen,
Sind auch die Ebenen in Weiss gekleidet
Von den Blüten des Mandelbaumes.
Fällt die Blüte auf den Rasen,
Welcher unter den Bäumen sprosst,
So prangt die grünende
Und mit Silberkörnchen bestreute Erde
In einem herrlichen Mantel
Von Hoffnung und Reinheit.
Ein schönes Land ist Mallorca,
Denn Mallorca ist ein reicher Garten.

In der Bildung steht Mallorca der Nachbarinsel Ibiza entschieden voran und von Jahr zu Jahr vermindert sich die Zahl derjenigen, welche keinen Unterricht im Lesen und Schreiben genossen haben. Die Zahl der Elementarschulen, sowohl öffentlicher wie Privatschulen, vermehrt sich zusehends und betrug 1870 bereits 282; ausserdem besitzt die Hauptstadt Palma das Instituto Balear für die sogenannten Humanitätsstudien, Philosophie mit inbegriffen, sowie in Verbindung mit diesem eine Schule für Ausbildung von Seeleuten und eine solche zur Heranbildung von Schullehrern. Segensreich wirken verschiedene Gesellschaften, welche sich sowohl in Förderung von Litteratur und Kunst als auch um die Fortschritte in Ackerbau und Industrie grosse Verdienste erworben haben, sowie auch die auf Mallorca erscheinenden vier Zeitungen ein mächtiges Förderungsmittel zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse sind.

Sehr interessant ist die eingehende Beschreibung der religiösen sowohl, wie der Volksfestlichkeiten mit den eigentümlichen Gebräuchen und Sitten, welche sich bei dem abgeschlossenen Inselvolke während Jahrhunderten herausgebildet und bis in die neueste Zeit erhalten haben. Die katholischen Kirchenfeste geben Veranlassung zu Prozessionen, bei denen eine grosse Pracht entfaltet wird. Viele Wallfahrtsorte stehen seit uralten Zeiten in hohem Ansehen, sodass der Weg dahin stets mit Pilgernden bedeckt ist.

Häufig sieht man, dass die Mannschaft eines Schiffes, die aus grosser Sturmesgefahr errettet wurde, in Prozession vom Hafen zur Kirche zieht, um ihren Dank darzubringen und daselbst ein Segel ihres Schiffes niederzulegen, welches von der betreffenden Mannschaft getragen und später wieder ausgelöst wird.

Einige Feste verdanken einem geschichtlichen Moment ihren Ursprung. Das grösste dieser Feste wird in Soller gefeiert zur Erinnerung an die tapfere Verteidigung der Ortsbewohner gegen einen räuberischen Überfall der Mauren im Jahre 1561. Es wird ein Scheingefecht im Hafen veranstaltet, von den beiden Corps ist das eine in Landestracht, das andre nach Art der Mauren gekleidet; Gewehrsalven werden abgegeben, bis die Bauern Sieger bleiben und die Mauren als Gefangene nach der Ortschaft führen.

Unter den Volksfestlichkeiten eigentümlichster Art und reich an Maskerade heben wir die religiös-populäre Feierlichkeit in Alaró am Feste Mariä Himmelfahrt hervor, bei der eine Gesellschaft von Tänzern eine Hauptrolle spielt. Diese besteht aus sechs weissgekleideten und phantastisch mit bunten Bändern aufgeputzten Männern, die Mützen mit Blumenbouquets tragen, und aus einem Knaben in Frauenkleidern, mit Taschentuch und Fächer in der Hand, der die Dama genannt wird. Hinzu kommen noch zwei als Teufel gekleidete Männer. Diese Gesellschaft begleitet bei der von der Kirche ausgehenden Prozession die Statue der heiligen Jungfrau. Einer der Teufel eröffnet den Zug, der andre folgt nach. Alle machen nach je drei Schritten zu gleicher Zeit einen kleinen Sprung. Die Teufel, mit dem Blütenschaft einer Agave bewaffnet, springen fortwährend umher und verrenken den Körper zum allgemeinen Ergötzen. Zum Zuge gehören noch einige Musiker mit der Chermias, dem Tamburino und dem Fabiol. Am folgenden Tage spielen die Cosiers oder Tänzer bei der kirchlichen Feier eine Rolle und nach Beendigung derselben begeben sie sich tanzend zur Kirche hinaus zu dem Platze der Menschen- und Tierwettrennen, wo sie sich an dem ersteren beteiligen und später an dem allgemeinen Volksball teilnehmen.

Die folgenden Kapitel besprechen eingehend die malerische Tracht der Mallorquiner, ihre Wohnungen, Hausgeräte, die Speisen und deren Zubereitung, die Gebräuche bei Besuchen, Begrüssungen, die Lebensweise in den Ortschaften, die Tanzunterhaltungen und Volksspiele.

Die den Spaniern unentbehrlichen Hahnenkämpfe und Stiergefechte haben sich auch auf Mallorca eingebürgert, die hierzu verwendeten Stiere werden vom Festlande herübergebracht und von spanischen Toreros vorgeführt.

Ohne eine vorzügliche Vorbildung und Beherrschung der Sprache (über deren Dialekte wir beachtenswerte Mitteilungen empfangen), war die Schaffung des volkstümlichen Teiles des Werkes nicht möglich, welcher

durch die mitgeteilten höchst primitiven Anschauungen, Verhältnisse, Sitten und Geräte ein wichtiges ethnographisches Vergleichsmittel bei der Beurteilung urtümlicher Volkszustände wird. Die Hausküchen und Ackergeräte (Dreschschlitten), Gefässe, Tierfallen, Fischereigeräte, die Art der Öl- und Weingewinnung weisen einen sehr altertümlichen Charakter auf. Manche Fahrzeuge, die Wasserschöpfmaschinen „Norias“ und vieles sonst reichen sicher zurück in maurische Zeiten. Der Pflug ist noch der ursprünglichste Haken. Musikinstrument ist noch die Pansflöte aus Rohr. Bienenständer sind ausgehöhlte Holzklötze, der Schuh ist der Bundschuh aus Ledersohle, die mit Riemen um den Fuss geschnürt wird. Die Thonwaren zeigen vorgeschichtliche Formen. Dazu nehme man den Reichtum an Aberglauben und die urwüchsige, in ausgiebigen Proben mitgeteilte Volkspoesie, und man wird zugestehen, dass man in Europa kaum ein zweites Gebiet finden kann, welches dem Volkskundigen ähnliche Ausbeute liefert.

Vom Ackerbau, der Kultur des Weines, der Hülsenfrüchte und Gemüse, des Waldes und allem, was damit zusammenhängt, giebt Erzherzog Ludwig Salvator mit erstaunlicher Sachkenntnis und Gründlichkeit eine ebenso umfassende als sachgemässe Darstellung, die von hohem Interesse ist und dem Werke für alle Zeiten einen ganz besonderen Wert sichert. Die Jagd- und Fischereigeräte sind ausführlich erwähnt und durch Abbildungen anschaulich gemacht. Für die Schiffahrt ist Mallorca noch immer ein wichtiger Platz, wenn auch nicht mehr von der Bedeutung früherer Jahrhunderte. Die Zahl der zum Seehandel in Hochsee und in Küstenfahrt verwandten Schiffe von Mallorca betrug 1871 : 347, ausserdem zählte man noch neun Dampfer, welche einer einheimischen Dampfschifffahrtsgesellschaft angehören und den offiziellen Postdienst und Passagierverkehr besorgen.

Unterseeische Kabel vermitteln die Kommunikation mit Menorca, Ibiza und dem spanischen Festlande. Der Telegraph geht über die ganze Insel mit der Zentralstation in Palma; damit verbunden ist der Postdienst, der im Inneren der Insel durch Fussboten und Wagen besorgt wird.

Mit besonderer Vorliebe wird die Hauptstadt Mallorcas, Palma, in welcher viele reiche Familien wohnen, eingehend behandelt. Sie zählt jetzt 50 000 Einwohner, während sie zur Maurenzeit deren etwa 80 000 aufwies. Der Erzherzog schildert die zweckmässig angelegte Wasserleitung, welche, schon unter den Arabern begonnen, von König Jaime I.

ausgeführt wurde; die hervorragenden Privat- und öffentlichen Bauten. Charakteristisch nehmen sich einige wunderschöne Hofräume und Stiegenhäuser in Privatpalästen aus, wo sich die geschmackvolle Verschmelzung des maurischen mit dem gotischen Stil in der anmutigsten Weise zeigt. Grossartige Verhältnisse zeigen die öffentlichen Bauten, unter denen sich Hallengänge in einzelnen Klöstern befinden, die von dem feinsten Kunstsinn und der korrektesten Ausführung, insbesondere der reichsten Ornamentik Zeugnis geben. Der Palast der Könige, der alte Alcazar, im Renaissancestil, beherrscht weithin das Meer und den Haupteingang zur Stadt. In hohem Grade imposant ist aber die Kathedrale. „Unter den Gebäuden der Stadt“, so schreibt der Verfasser, „ragt keines infolge seiner Grösse und Lage in so hohem Masse hervor, wie eben die Kathedrale. Sie wurde an der Stelle der maurischen Hauptmoschee erbaut, und zwar unmittelbar nach der Eroberung der Stadt durch Jaime I. el consistador, und unter den folgenden Regenten bis 1601 vollendet. Majestätisch blickt sie in ihrer fast goldgelben Farbe mit den gewaltigsten Gewölben der gotischen Periode in die darunter liegende weite See.“

Einst, als die Balearen noch im Besitze der Mauren waren, nach deren Vertreibung sie ein eigenes Königreich bildeten, ankerten in dem sicheren Hafen von Palma die stolzen Kauffarteischiffe auf ihrer Fahrt vom europäischen Festlande nach Italien und der afrikanischen Küste, und zahlreiche Schiffe der reichen Handelsherren von Mallorca unterhielten einen lebhaften Handelsverkehr mit den Häfen des Mittelmeeres. Dieser Glanz ist dahin, aber das Andenken an die grosse Zeit lebt fort in den herrlichen Baudenkmälern des Mittelalters, besonders in der schönsten Kaufhalle Spaniens, der Lonja, ein gotischer Prachtbau, der lebhaft an den Dogenpalast in Venedig erinnert. Wunderbar schön sind die gewaltigen Pfeiler, welche die Wölbung stützen.

„Wenige Städte“, sagt Erzherzog Ludwig Salvator, „bieten dem Ankommenden ein so liebliches Bild; bei wenigen vereinigen sich Form und Farbe zu einem so völlig harmonischen Ganzen. Wenn man vom Meere, namentlich von Westen aus, in die weite Bai von Palma hineinfährt, so sieht man allmählich die Türme, dann die goldfarbigen Wälle und das Häusermeer der Hauptstadt der Balearen in der Ferne auftauchen, märchenhaft und still. Ein hoher, saphirblauer Bergkranz bildet den Hintergrund derselben, scharf gezeichnet am blauen Äther wie das strahlende Bild einer Vision. Hoch hinauf steigen die grauen Pitonen

empor und öffnen sich in dunkle Thäler, welche Licht und Schatten zum glücklichen Einklange verbinden. Rechts und links umsäumen die grünende Ebene zwei Reihen von Windmühlen, welche am Meere wie die ausgebreiteten, blendend weissen Schwingen eines riesenhaften, phantastischen Vogels erscheinen. — — —“

Die nordische Gebirgskette Mallorcas birgt die schönsten Gegenden der Insel. Der erfahrene Kenner von Naturschönheiten der ganzen Welt, Erzherzog Ludwig Salvator, rühmt sie mit den Worten: „Die Perlen der Umgebung von Neapel, die Gefilde von Sorrento und Amalfi sind nicht herrlicher als diese Gebirgslandschaften.“

Von Miramar, der Besitzung des Erzherzogs, einer alten klösterlichen Ansiedlung am nördlichen Abhang der Sierra und ihrer Höhen auf Mallorca, welche der Erzherzog im Jahre 1872 ankaufte und nach Thunlichkeit wiederherstellen liess, heisst es: „Tritt man, von der Plattform des Hauses einige Treppen hinuntersteigend, auf eine mit Ölbäumen bewachsene Verflachung, so wird jeder Mensch hoch überrascht sein, wenn er hinabschaut und die schwindelnde Tiefe bis zum Meere übersieht, wo Fischerboote wie kleine Bojen erscheinen und Felsenspitze auf Felsenspitze, Vorgebirge auf Vorgebirge, von der sphinxartigen Foradada bis zur Punta de s’ Aliga, auf einander folgen. Die Lage des Hauses ist wirklich bezaubernd. Ringsum lachende Weingärten, hin und wieder durch Johannisbrotbäume unterbrochen und oberhalb des Hauses eine Palmenterrasse; im Osten die Foradada, weit in das Meer vorspringend, im Süden der steile waldige Abhang, und oben, wie ein Adlerhorst an den Felsenwänden, der Mirador de ses Pitas, im Norden das grenzenlose Meer.“ —

Das Juwel von Mallorca heisst man allgemein das auserlesene Schloss des Erzherzogs, sein Lieblingssitz, den er mit dem rastlosen Eifer des Sammlers und Gelehrten und mit dem Schönheitssinn des Künstlers auf das Vollendetste ausstaffiert hat.

Das Innere trägt den Charakter eines mallorquinischen Landhauses. Die Einrichtung besteht aus Erzeugnissen der Insel, prächtigen alten mallorquinischen Möbeln, schönen eingelegten arabischen Kästen und Truhen und einer sehr reichhaltigen Sammlung alter Fayencen. Die seltsamsten und originellsten Gegenstände aus aller Herren Länder sind hier aufgestapelt und das Künstlerauge seines hohen Besitzers mag sich an den schönen Gegenständen erfreuen, welche wohl auch wohlthuende Erinnerungen an seine vielen Reisen in ferne Zonen erwecken.

Gleich dem österreichischen Miramar am Adriatischen Meere ist auch dessen so weit entfernte Namensschwester von einem zauberhaften Märchenpark umgeben, der die gesamte Flora Mallorcas enthält. In der schönen gotischen Kapelle (Trinidad) hört der Erzherzog täglich die Messe. Aber auch ausserhalb des Burgfriedens von Miramar erkennt man auf Schritt und Tritt das segensreiche, humanitäre Walten des kaiserlichen Prinzen und dessen Streben, die natürliche Schönheit der Ortlichkeiten in den Dienst der Kultur zu stellen.

Vom Thale am Valldenmohr bis zu dem von Deya bildet der ganze nördliche Abhang der Sierra mit Waldungen, Weinbergen und Ölbaumpflanzungen die erzherzogliche Besitzung Miramar.

San Marroix, das am schönsten gelegene Haus Mallorcas, inmitten eines terrassenförmigen Gartens, liess der Erzherzog zu einem Museo Industrial Agricolo der Balearen einrichten.

Dicht am Wege liegt die Hospederia von Miramar, ein Herbergshaus mit 20 Betten, wo jeder einkehrende Fremde drei Tage ohne Entgelt wohnen kann, San Masroig mit seinen reichen Oliven-, Orangen- und Obstpflanzungen, Estacas Malvasier-Weingärten, die weit bis an das Meer herabreichen, an dessen Küste die Fischer in malerischer Lage zwischen See und Fels ihre reinlichen Häuschen bewohnen.

Als einer der idyllischsten Plätze wird seine kleine Besitzung St. Telmo geschildert, welche auf einem Hügelvorsprung mit entzückender Aussicht gegen das Meer gelegen ist. Sie besteht aus einem alten, 1581 erbauten Verteidigungsturm nebst angebauter Hospederia und einer Kapelle, welche der fromme Sinn des Erzherzogs an jener Stelle errichten liess, auf der das Christentum dereinst auf Mallorca seinen Einzug hielt.

Nicht allzuweit von Soller, bei der Ortschaft Bannalbufar, erhebt sich eine andere Küstenhöhe, welche auf den erzherzoglichen Wanderer einen womöglich noch mächtigeren Zauber übt: Torre del Verger. Die auf einem Felsenvorsprung liegende Torre del berger ist ein runder Turm von vier Varas Höhe und gehört zu den ältesten Atalayas (d. i. Turm der Küstenbefestigung). „Diese Stelle“, schreibt der Erzherzog, „ist geradezu paradiesisch zu nennen, ja, ich möchte sagen, die schönste der Insel. Man kann hier einerseits die Küste bis zu den Zacken der Dragonera, anderseits bis zum Kap Gros von Soller überblicken. Jedesmal, wenn ich zu diesem grossartigen Landschaftsbild kam, wurde ich von dessen Schönheit so gefangen genommen, als hätte ich dasselbe noch nie gesehen. Schliesslich machte ich den Felsen zu meinem Eigentum und

manchmal lenkte ich meine Schritte nur dorthin, um von der äussersten Höhe bald in die schwindelnde Tiefe meerwärts zu schauen, bald nach dem Freu der Dragonera mit dem daneben gelegenen St. Telmo, bald nach meinem weithin sichtbaren, hoch gelegenen Heim von Valldemosa zu blicken.

Als die schönste Ortschaft der Insel Mallorca, ja, man kann ruhig sagen, eine der herrlichsten der Welt, schildert der Verfasser das Örtchen Soller:

„Alles findet sich hier in schönster Vereinigung, landschaftliche Schönheit der Umgebung, Fruchtbarkeit des Bodens, grosser Wasserreichtum, balsamische Luft mit dem sonnigen Himmel und mildes gesundes Klima. Durch den hohen Gebirgskranz ist die Gegend vor Winden geschützt. — Die nächste Umgebung von Soller, die Huerta, gehört zu den lieblichsten der Insel. Nach allen Richtungen ist sie von Bächen durchrauscht, mit Orangenbäumen umgeben.“

Die Aussicht von den das Thal von Soller umgebenden Bergen, deren Spitzen bis in die Schneeregion reichen, gehört nach Erzherzog Ludwig Salvator unstreitig zu den schönsten Gebirgsaussichten des Mittelmeers, während ihre Abstürze nach der Seite des Meeres Scenerien bilden, wie man sich dieselben nicht wilder und pittoresker denken kann.

„Die hohen steilen Wände, auf beiden Seiten mit tiefen Höhlen und Tropfsteingebilden, geben ein wirkungsvolles Bild. Nicht weniger grossartig sind die Wände der Schlucht mit dem Torrent zur Linken, der aus einer engen, steilen, an den Seiten mit Lorbeer, Epheu, wilden Feigenbäumen und Alaternen bewachsenen Schlucht mit zahlreichen Felsenklüften hervorbricht. Hier, wo sich die hohen Wände stellenweise mit einander berühren, herrscht stets ein kühler Luftzug.“

Ähnliche Scenerien bietet die Gebirgswelt Mallorcas in Fülle.

Zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten zählen die Grotten Arta und Cova del Drach.

Diese im Zentrum der Insel Mallorca gelegenen Grotten, wovon die letztere vom Erzherzog entdeckt wurde, könnten sich an Grossartigkeit und Schönheit selbst mit der Adelsberger Grotte messen und sind reich an domartigen Wölbungen, Seen, Gängen, Schluchten und an höchst merkwürdigen Stalaktitenbildungen.

„In gewaltigen Massen türmen sich die Gebirge aufeinander, indem die niedrigeren gegenüber den höheren die Stelle riesiger, von der Natur geschaffener Strebepfeiler vertreten. Bald erheben sich ganze Reihen in hohen, kahlen, grauen, scharf gezähnten Kämmen, bald senken sie sich

wieder plötzlich in eine kleine Schlucht, die in das hell erleuchtete Bild durchsichtige Schatten wirft. Andere Höhen dagegen sind wieder mehr kuppenförmig gestaltet, und eine Reihe solcher Kuppen lagert sich um die beiden Puig Majors, gleichsam einen Hof um das Reich dieser Bergriesen bildend — die Blicke, welche diese Berge untereinander und in die Ferne bieten, wetteifern miteinander an Grossartigkeit der Naturschönheiten.“

Am meisten imponiert übrigens diese in den mannigfaltigsten Formen zerrissene Gebirgswelt dem Blick bei Gelegenheit einer Rundfahrt um die Insel, wobei die zahlreichen Überreste ehemaliger Befestigungen gegen feindliche Einfälle in Form von Türmen, mittelalterlichen Burgen u. s. w., sowie die hier und da auftauchenden Leuchttürme das Malerische der Scenerie um so lebhafter hervortreten lassen. Wie notwendig diese Befestigungen im Laufe der Zeit gewesen sein mögen, zeigt ein Blick auf die höchst interessante Geschichte der Inseln, über welche nacheinander Karthager, Römer (welche die Reste eines Amphitheaters hinterlassen haben), Vandalen, Westgoten, Oströmer, Franken, Araber u. s. w. als zeitweilige Besitzer dahingezogen sind, bis dieselben schliesslich bei Spanien verblieben. Sogar ein eigenes Königreich hat die Hauptinsel Mallorca im Mittelalter unter den Herrschern Jaime I., II. und III. längere Zeit hindurch gebildet.

Von der malerischen Beschreibung der mallorquinischen Küste sei noch folgende Stelle erwähnt.

„Viele Punkte der Küste Mallorcas sind schön und wild; kaum einer aber bietet so viele malerische, unbelauschte Schönheiten wie die Einbuchtung der Foradada. Um die ganze wilde Pracht derselben kennen zu lernen, muss man an einem Nachmittage bei Meeresstille mit dem Boote die Halbinsel entlang fahren. Dann hört man das Jauchzen der grossen Silbermöven und das Geschrei des über dem Loch der Foradada nistenden Fischadlers; Hunderte von Kormoranen fliegen empor, tauchen nieder und hüpfen im Wasser; Scharen von Puffinen, Tausende von Mauerschwalben umkreisen zischend nach allen Richtungen die Felswände. Ein förmliches Gewühl hat das unerwartete Erscheinen des Bootes in der Vogelwelt hervorgebracht. Es ist ein Gejauchze, ein Geschrei, ein Wogenplätschern ohne Ende. Bleibt man aber einen Moment still, so beleben sich phantasmagorisch die scheinbar verlassenen Felsenwände. Aus jedem Loche blickt ein furchtsamer Kormoran mit seinem grauen Köpfchen hervor, oder alte, mehr erfahrene, strecken ihren langen Hals aus dem Gesimse der Felsen,

andere tauchen aus der Flut empor und verstecken sich in den Seehöhlen, bis endlich auch die entferntesten mit schweren Flügelschlägen zurückkehren, da sie sehen, dass ihnen keine Gefahr droht. Alle nehmen ihr Alltagsleben wieder auf, und selbst der Adler schreit zufrieden aus seinem Horste. Zieht man mit dem Boot weiter, so trifft man eine lange Reihe von Seehöhlen, welche das Meer einschlürfen und in die man mit dem Boot hineinfahren kann. Darüber wölben sich zwei riesig grosse gotische Dome, umgeben von einem Kranze von Zoophyten und Seetang, für welche die stets zerstörende Welle eine Art Stufen ausgewaschen hat; eine wahre Nereïdenbank, wo die Antinien sich öffnen, die Napfschnecken sich anschmiegen und die Seesterne und Seeigel ihre Heimat haben u. s. w.“

Als Beweis, wie begeisternd oder erweckend mallorquinische Naturschönheiten auf die dichterischen Anlagen der Bewohner selbst wirken, seien hier die Endstrophen des von Thomas Forteza bereits erwähnten Lobgedichtes angefügt:

Ach, Mallorca, du entzückst mein Herz
Mit dem schönen Blau deines Himmels,
Mit deinen rauschenden Ufern,
Welche die leichte Brise bewegt,
Mit den Blumen deiner Wiesen,
Mit dem Gesang deiner Vögel;
Des Himmels und des Paradieses
Abbild bist du für mich!
Ach, Mallorca, wenn ich dich verlasse,
Werde ich vor Heimweh sterben!
Ein schönes Land ist Mallorca,
Denn Mallorca ist ein reicher Garten.

Menorca.

Als östlichste der Baleareninseln hat Menorca infolge ihrer Lage und den Einflüssen des Golfs von Lyon das wenigst milde Klima, da der Nordwind zu allen Jahreszeiten vorherrschend ist. Nichtsdestoweniger hat die Insel durch das Fehlen hoher Gebirge den Vorteil, dass sie nicht wie Mallorca einen Teil des Jahres auf ihren Bergspitzen Schnee behält und somit die dadurch notwendiger Weise erfolgende Abkühlung der umgebenden Luft hier wegfällt. Betreffs der sanitären Verhältnisse

zeigt es sich, dass strichweise in den Niederungen die Malaria über die ganze Insel sich zieht, und die Armut und schlechte Ernährung der Bewohner machen diese empfänglicher für die Fieberkrankheiten.

Infolge der wiederholten Einwanderungen und der mehrfachen fremdländischen Occupationen ist leichtbegreiflich der Typus der Bevölkerung Menorcas ein sehr verschiedenartiger. Ein grosser Teil der arabischen Bevölkerung hat sich zur Zeit der Eroberung mit der christlichen assimiliert und es ist daher der arabische Typus noch vielfach erhalten. Namentlich im Südosten der Insel begegnet man manchem jugendlichen Männergesicht, welches dermassen arabisch aussieht, dass eine gewisse Überwindung dazu gehört, den Jüngling nicht arabisch anzusprechen. Anderseits könnte man sich in Mahon bei Betrachtung von so manchem Mädchenantlitz im Westend von London wähnen und häufig haben diese englische Voreltern aufzuweisen. Ein verschiedener Typus ist auch in den einzelnen Ortschaften vorhanden. Am schönsten sind die Leute an beiden Enden der Insel, namentlich in den beiden grösseren Städten, vor allem in Ciudadela, wo die edle regelmässige Form der Gesichter besonders auffallend hervortritt. In zweiter Linie steht in dieser Beziehung Alayor, wo sich die Bewohner, wie in San Luis, namentlich die bildschönen Kinder hauptsächlich durch ihre gesunde Gesichtsfarbe auszeichnen.

Das Schuhmacherhandwerk beschäftigt 4000 bis 5000 Personen beiderlei Geschlechtes oder etwa über fünf Achtel der Gesamtbevölkerung. Aus den Ausfuhrlisten ergiebt sich die bemerkenswerte Thatsache, dass mehr als 64% des Exportes, sowie im Küstenverkehr als auch im Aussenhandel auf Schuhwerk entfallen. (ca. 21000000 Pesetas oder Franken). Im Gebiete von Mahon zählte man im Jahre 1887 allein 778 Schuhmacher; im Distrikte Ciudadela deren 77, in jenem von Alayor 475 Meister und Gesellen. Für die Ausfuhr arbeiten zahlreiche Fabrikanten. Die Postdampfer der Sociedad Mahonesa de Vapores verschifften in 15 Jahren (1873 bis 1885) im ganzen 60650 Kisten mit Schuhwerk; jährlich also im Mittel 4043. Die Cargotage spielt im Handelsverkehr zur See die Hauptrolle mit 59470287 Pesetas, von denen 2171520 Pesetas auf Europa und Afrika, 1557063 Pesetas auf Amerika kommen. Im Quinquennium 1882 bis 1887 wurden an Zöllen 895725 und an Abgaben, Grund- und Gewerbesteuern nahezu 7 Millionen Pesetas vereinnahmt.

Menorca besitzt drei Dampfer, welche den pflichtmässigen Dienst

der beiden offiziellen Linien von Mahon nach Palma Alcudia und Barcelona besorgen; im Sommer fährt aller 14 Tage ein Dampfer direkt von Mahon nach Algier. Der Postverkehr wird durch die Dampfer nach aussen und mittels Correos-Wagen nach innen besorgt, welche Anschluss an die Dampfer haben und einen recht regen Passagierverkehr auf den Hauptfahrstrassen herbeiführen.

Der Erzherzog schildert die Menorquiner als ein gewecktes, intelligentes Volk mit guten Anlagen, namentlich zeigen sie grosse Vorliebe für Musik und erlernen dieselbe mit Leichtigkeit. Jährlich gehen aus den Musikschulen Mahons Zöglinge hervor, welche nach den verschiedensten Gegenden und namentlich nach Amerika als Musiklehrer ziehen und von denen manche ein hübsches Vermögen zusammenbringen. Für die mechanischen Gewerbe zeigen die Menorquiner ebenfalls grosse natürliche Anlagen, und man findet eine ansehnliche Anzahl von Werkleuten, welche ohne Gewerbeschule oder sonstige Vorbildung, nur vermöge ihrer Intelligenz, merkwürdig gute Arbeiten zustande bringen. Für die Schiffahrt besitzen sie eine nicht minder grosse Vorliebe, sodass sie zu allen Zeiten treffliche Seeleute abgaben. Ihre Moralität ist in ganz Spanien sprichwörtlich geworden, und wohin sie auch wandern, überall bleiben sie dieser ausgezeichneten Eigenschaft getreu.

„Ein anderer charakteristischer Zug der Menorquiner", sagt der Autor, „ist die Freundlichkeit; ich kann sagen, dass ich bei meinem Aufenthalte auf der Insel und bei meinen vielen Wanderungen nach allen Richtungen, durch welche ich mit Personen von jeglicher Bildungsstufe und aus den verschiedensten Kreisen zusammenkam, nicht einem einzigen Menschen begegnet bin, der mich nicht gastfreundlich aufgenommen hätte. Ganz überraschend ist die Freundlichkeit, mit der man namentlich im Innern des Landes bewirtet wird; überall werden freundliche Anerbietungen gemacht, überall ladet man freigebig zum Essen und Trinken ein. „Non som entre Moros" (wir sind nicht unter Mauren), sagte mir einst ein Bauer, „nehmen sie nur, was sie wünschen". Besonders unter den jungen Mädchen findet man nichts von jener falschen Scheu, der man in anderen Gegenden begegnet, sondern eine natürliche Freundlichkeit und Lebhaftigkeit, die nur eine freie und sittsame Erziehung zu geben vermag. Gar herzig sind auch die kleinen Kinder, wenn sie mit gekreuzten Armen einem entgegenkommen, damit man sie segne."

Litteratur ist nicht die starke Seite der Menorquiner. Aus den letzten drei Jahrhunderten wurden gleichwohl dem Erzherzog einige

siebenzig Schriftstellernamen genannt, darunter einige aus der Gegenwart. Die Bücherschätze, welche die im alten Franziskaner-Kloster untergebrachte öffentliche Bibliothek in Mahon besitzt, betragen 13526 Bände, darunter 55 datierte und 40 undatierte Incunabeln, sowie einige Handschriften. Im Rats-Archiv von Mahon werden mehrere Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert aufbewahrt.

Der Volkspoesie widmet das Werk mit Recht eine besondere Beachtung. Hierher gehört auch eine Sammlung von Sprichwörtern, 176 an der Zahl, in welchen vielfach der praktische Verstand und der gesunde Mutterwitz der Insulaner zum Ausdruck kommt; viele beziehen sich auf Wind und Wetter, beides so wichtig für Seefahrer und Landwirte, z. B.: Auch wenn das Jahr gut ist, beklagt sich der Bauer. Besser klein und lebhaft, als gross und dumm. Denke gut von jedermann, aber traue niemand. Wer nicht zu Gott zu beten weiss, der gehe zur See. Heiraten und säen lässt sich nicht raten. Eine Rechnung macht der Esel, die andre der Treiber. Versprechen macht keinen Menschen arm u. s. w.

Viele dieser Volksdichtungen zeichnen sich, ähnlich wie auf Mallorca, durch die Zartheit und Innigkeit der Empfindung aus. Als Beweis nur das eine Gedicht „Mutterliebe“, dessen Motto lautet:

Meine Mutter, meine Mutter,
Die süsseste Gesellschaft;
Wer sie hat, kennt sie nicht,
Und wer sie verliert, seufzt dennoch.

Nun wird die Mutterliebe in ihren verschiedenartigsten Bethätigungen, in allen möglichen Lebenslagen gepriesen. So lautet die eine schlicht graziöse Strophe:

Wohin gehst du, Madonna,
Wohin gehst du durch die Felder
Voll Schnee und Gestrüpp,
In dieser Kälte und in diesem Wind?
Wohin gehst du, arme Madonna,
Ohne Mantel und barfuss?
— Etwas Holz zu suchen,
Um zu erwärmen meine Kinder.

Und didaktisch klingt dieses Volkslied voll wunderbaren Wohllautes, tiefen Eindruck hinterlassend, aus:

Wer nicht die Mutter liebt,
Niemand kann er lieben,
Weil eine Mutter eine Märtyrerin ist
Für das Wohl ihrer Kinder.
Sie bewacht uns, wenn wir klein sind,
Und pflegt uns, wenn wir gross sind,
Lacht, wenn wir zufrieden sind,
Weint, wenn wir weinen,
Willfahrt unseren Launen.
Was wollen wir mehr wünschen?

Eine merkwürdige Leichtigkeit haben ihre Volksdichter im Improvisieren und einige derselben sind imstande, einen Wettkampf in Versen selbst stundenlang zu führen; manche haben einen satyrischen Charakter und nehmen die Form eines Dialoges an.

Wir fügen nur eine kleine Probe bei:

Zur Zeit meiner Jugend
Gefiel mir sehr das Dichten,
Zeigend die Tugend, die
Gott des Himmels mir gab.
Jetzt aber alt und buckelig,
Habe ich alles gehen lassen,
Und mit der Krücke in der Hand
Mache ich auf der Welt, was ich kann.

Juan und die Juana
Gehen zu Holz;
Montag satteln sie,
Dienstag gehen sie weg,
Mittwoch kommen sie an,
Donnerstag fällen sie Holz,
Freitag laden sie,
Sonnabend gehen sie weg,
Sonntag kehren sie zurück,
Darum sterben sie vor Hunger.

In Mahon erscheinen vier periodische Zeitschriften, darunter zwei Revistas. Auch Ciudadela hat seine Journale.

Selbst für die an kindlichen Spielen sich erfreuende Jugend hat der Erzherzog ein teilnehmendes Auge. Er führt eine ganze Liste, mehr als 200, Kinder- und Jugendspiele auf, viele auch anschaulich beschreibend, wie z. B. Knabenspiele: „Matar Judius“, sodann „Moros en terra“. Ersteres erinnert an die Judenverfolgung, letzteres an die seeräuberischen Überfälle der Mauren. Die erwachsenen Einwohner ergötzen sich meistens am Kartenspiel. Das Werk nennt fünfzig verschiedene Arten, darunter zwei verbotene, wie „Baccarà“ und „Monte“ (Banca).

Die Lage Menorcas als die östlichste Spaniens im Mittelmeer ist für die Schiffahrt recht günstig und der Schiffsverkehr wird ausserdem beträchtlich durch den Umstand vermehrt, dass Mahon der einzige Lazaretthafen Spaniens im Mittelmeer ist und selbst den grössten und tiefgehendsten Schiffen vortrefflichen Ankergrund gewährt.

Der Handel beschränkt sich auf die beiden Haupthäfen Mahon und Ciudadela, wovon die erstere die Hauptstadt ist, während Ciudadela römischen Ursprungs, schon zur Zeit der Römer und Araber befestigt, noch einen altertümlichen Charakter bewahrt hat. Die Bewohner der letzteren bilden sich viel darauf ein, dass die Stadt fast ganz flach liegt, sie loben ihre Vaterstadt mit den Worten: „so schön flach wie die Hand, überall kann man gehen, ohne zu ermüden.“ In Wort und Bild zeigt der Erzherzog während eines Rundganges alle Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt Mahon, welche 18 032 Einwohner zählt. Architektonisch

bemerkenswert ist besonders das Rathaus aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. In Ciudadela geben der dort residierende Bischof mit dem Domkapitel und die grossen Behausungen einiger Adeligen der kleinen Ortschaft mit 8200 Einwohnern noch ein städtisches Ansehen.

Der Hafen von Mahon steht in Verbindung mit dem stattlichen Molo, welcher als Signalturm den wartenden Mahonesern das Heran-nahen von Schiffen oder ganzen Geschwadern verkündet.

Die Festungsarbeiten zur Verteidigung des inneren Hafens wurden, 1848 begonnen und ohne Unterbrechung fortgesetzt, zu einer Quelle des Reichtums für Menorca. Nicht nur, dass viele Familien der Insel, welche sonst infolge der Missernten hätten auswandern müssen, dort Arbeit finden konnten, sondern dass auch viele aus Mallorca und Ibiza herüberkamen und sich auf Menorca ansiedelten. So wurde ein Werk, das einst zur Zerstörung bestimmt war, eine wirkliche Wohlthat, von Tausenden gesegnet.

Der Erzherzog schliesst sein im grossartigsten Stil angelegtes und mit grosser Ausdauer durchgeführtes Werk mit den Worten:

„Möge dies für Spanien ein günstiges Omen seiner künftigen friedlichen Entwickelung sein und möge diese Feste auf dem östlichen Vorgebirge Spaniens im Mittelmeere, welche achtunggebietend dessen Wogen beherrscht, gleichsam als riesige Schildwache das häufig zum Zankapfel gewordene Eiland für Spanien beschirmen!“

Alboran.

Gr. Quart. 89 Seiten. 18 Tafeln, 2 Pläne, 2 Karten. 1898.

Gerade in der Mitte zwischen Cap de Gata an der spanischen und Cap de Tres Forcas an der marokkanischen Küste erhebt sich aus dem Meere das Felseneiland Alboran. In den beiden Vorgebirgen und der Insel erblickt man die abgebrochenen Überreste des ehemals zusammenhängenden Festlandes. Alboran liegt 44 Meilen im Süden vom Castillo de Guardia vieja und 31 Meilen vom Cap de Tres Forcas. Die Insel ist von Melilla bloss 39 Meilen, von Malaga 84 Meilen, von Almeria 59 und von Adra 48 Meilen entfernt und kann unter günstigen Umständen auf eine Entfernung von 10—12 Meilen gesehen werden. Sie ist bei Tag durch den Leuchtturm, bei Nacht durch dessen Licht leicht erkenntlich. Im Osten von Alboran liegt die kleine Isla de la Nube.

Hören wir, was Erzherzog Ludwig Salvator von ihr berichtet:

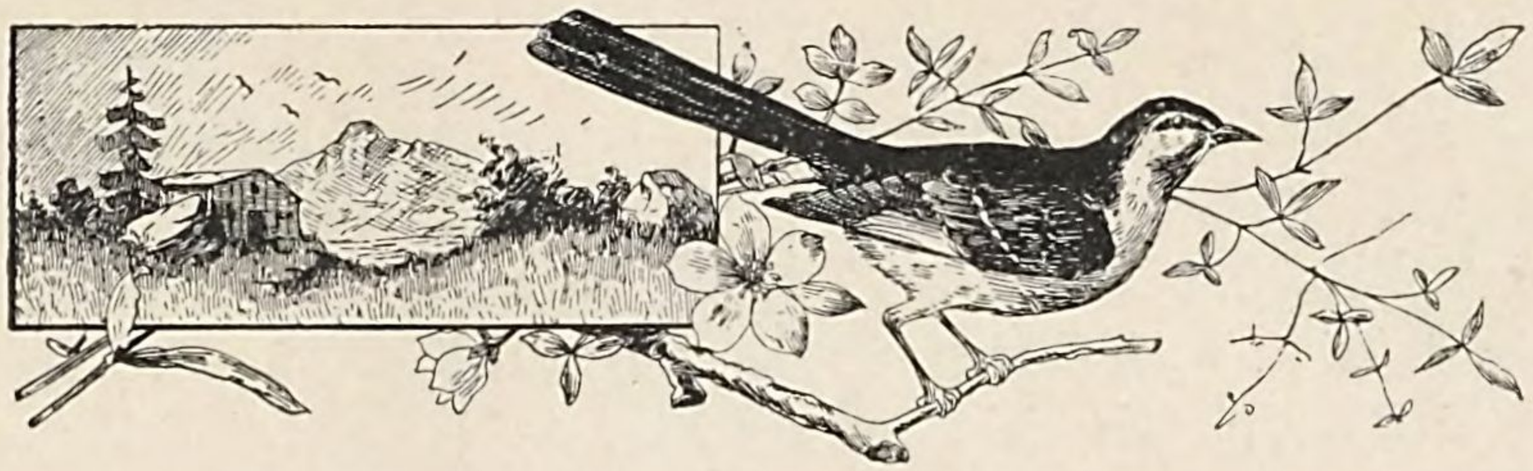
„Vielleicht keine Insel des Mittelmeeres wird von so vielen gesehen und von so wenigen betreten, wie Alboran. In der Mitte der Weltstrasse von Gibraltar gelegen und so ziemlich in gleicher Breite, bleibt sie wohl den meisten Dampfern, die am Cap de Gata vorüberfahren, ausser Sicht, wird aber von zahlreichen Seglern und all den Dampfern, die von Gibraltar gegen Oran und umgekehrt fahren, wahrgenommen. Wie vielen Auswanderern mag sie das letzte Stück Europas gewesen sein, das sie sahen, bevor sie des Nachts durch die Calpe-Strasse in das

dunkle Weltmeer hinausfuhren! Wie viel Seufzer mögen sich entrungen haben, wie viel Thränen vergossen worden sein in ihren Gewässern! Welche Augenblicke der Unsicherheit im letzten Entschliessen mag es hier gegeben haben, wenn, mühsam hinauslavierend, das Schiff, von dem Westwind und der Strömung zurückgedrängt, Gibraltar niemals näher zu kommen schien! Wie oft mag bei dem Anblick ihrer kahlen Uferwände die Erinnerung an das grünende heimatliche Thal lebendig geworden sein, wie eine aus dieser einsamen Erdscholle aufsteigende Vision! Wie oft aber mag auch andrerseits der Felsen widerhallt haben von dem Jubel der fröhlich heimkehrenden jungen Matrosen, die ihre erste transatlantische Fahrt zurückgelegt haben und sich wieder glücklich daheim wissen im geliebten Mittelmeere, in diesem Meere, auf dessen Wogen sie ihre Kinderjahre zugebracht, welches sie gewissermassen als ihre zweite Heimat betrachten! Reich an Erfahrung steuern sie freudig dem eignen Hafen zu, wo sie von den Eltern und Herzensfreunden erwartet werden. Ach, wie schön dünkt dann Alborans kahle Felsenscholle dem jungen Herzen, wie sanft fächelt die Brise das von der Tropensonne gebräunte Antlitz! So hängt der Eindruck, den ein Landschaftsbild auf uns macht mehr von den eignen Gefühlen ab, als von seiner wahren Gestalt, und so dünkte mir in der Gesellschaft von lieben Bekannten Alboran in der Bläue des sommerlichen Himmels und der Ruhe des Meeres wie ein Traum von Glück und Freude."

Der Leuchtturm, das einzige bewohnbare Gebäude Alborans, liegt auf dem höchsten, südlichsten Teil der Insel; er dient zugleich als Wohnung für die Turmwächter und deren Familien, im ganzen 11 Personen. Der Fischfang bildet, wie begreiflich, ein Hauptzerstreuungsmittel der Turmwächter. Manchmal mag ihnen das Leben einsam vorkommen, aber sie finden Freude an den sie umgebenden Lieben. Die Gewohnheit macht übrigens alles und es scheint ihren bescheidenen Bedürfnissen zu genügen, dass sie der Dampfer mit der übrigen Welt in Verbindung setzt. Das Schiff macht regelmässig zwei Fahrten in jedem Monat und versorgt die Insel mit Lebensmitteln.

„In Sturmnächten kommen, von dem Lichte des Faro (Leuchtturms) angelockt, viele Zugvögel nach Alboran. Einige Wachteln ziehen in der entsprechenden Jahreszeit dort vorüber und lassen sich zuweilen nieder. Sonst sieht man nur einzelne Tinninkeln und zahlreiche Silbermöven, die in Menge dort sitzen und namentlich mit Vorliebe die Isla de la Nube aufsuchen. Die Sturmvögel, welche fast immer die Strasse von Gibraltar beleben, sind in den windgepeitschten Gewässern von Alboran stetige Gäste. Es ist ein wahres Vergnügen, sie zu beobachten. Wie sie fliegen! Bald flattern sie wie Falken mit ausgebreiteten Flügeln, bald ziehen sie wie die Schwalben. Mit den leicht ausgespreizten Füsschen berühren sie dann und wann, nach Beute haschend, die Wellen, um neue Kraft zum rastlosen Fluge zu gewinnen.“

„An ruhigen Frühjahrs- und Sommertagen erblickt man Cachalots und Balenopteren vorüberziehen; sie gehen gewöhnlich mehrere zusammen, zuweilen fünf oder sechs, und es ist ein schöner Anblick, die springbrunnenartig aufsteigende Wassersäule zu schauen. Aus der glatten Flut tauchen ihre dunklen Rücken auf, inmitten eines Schaumrandes, der sich infolge der Schnelligkeit bildet, mit welcher sie das Wasser durchschneiden. Namentlich sind aber die Capdollas (Delphinus globiceps) zahlreich; sie springen nicht wie die gewöhnlichen Delphine, sondern sie wälzen sich weich in der Flut wie in einem Bade, man sieht, dass sie sich darin wohl fühlen. Manchmal sieht man sie in ganzen Scharen beisammen und man begrüsst sie gern als vorüberziehende Gäste des Weltmeeres. Die Ufer von Alboran sind sehr fischreich. Das ganze Ufer der Insel ist wie geschaffen zur Beherbergung von allerhand Seetieren. Man sieht grosse Krabben, die aus den Felsenritzen hervorlugen und Riesennapfschnecken, die sich seit Jahrzehnten an den Felsen anschmiegen, Trochus und Tritons in Menge. Und was soll ich sagen von der Wunderwelt der Aktinien, der Seeigel und Seesterne, die jene Gewässer beleben!“



Ustica.

Gr. Folio. 132 Seiten. 58 Holzschnitte. 2 Karten. 1898.

Die in stiller Einsamkeit lebenden Bewohner von Ustica werden es sich wohl niemals haben träumen lassen, dass ihre kleine, 67 Kilometer nordwestlich von Palermo gelegene, vier Jahrhunderte hindurch in der Gewalt der Piraten gebliebene Insel, mit einem Flächenraum von etwa 9 Quadratkilometern und 12 Kilometer im Umkreis, sowie mit einer aus den Liparischen Inseln stammenden Gesamtbevölkerung von 2000 Seelen, von dem österreichischen Erzherzog Ludwig Salvator je zum Gegenstand einer Monographie gemacht würde, und noch dazu von solchem Umfang, dessen sich kaum irgend eine andre, politisch und wirtschaftlich weit wichtigere Landschaft Siciliens rühmen kann. Allein der fürstliche Autor liebt es, gerade Unbedeutendes durch Studien aller Art zu beleuchten und auf diese Weise zu zeigen, wie selbst scheinbar Unwichtiges durch wissenschaftliche Behandlung und gründliche Untersuchung anziehend gemacht werden kann und ebenso die Aufmerksamkeit des Gelehrten wie das Interesse der gebildeten Leserwelt zu fesseln imstande ist. Allerdings haben auch manche schätzenswerte Kräfte mitgewirkt; aber die schwierigste und hauptsächlichste Arbeit, nämlich die Sichtung des überreichen Materials, die Behandlung und Verarbeitung desselben, die mehrfachen Übersetzungen in die deutsche Sprache, fiel einzig und allein dem Erzherzog zu, der

sich dieser bewunderungswerten Mühe mit ebensoviel Fleiss, wie Geschick und Ausdauer hingab und nie ermüdet stillstand, bis er die vorgesetzte Aufgabe befriedigend gelöst hatte. Das Werk betitelt sich „Ustica“ (mit 56 Abbildungen nach Federzeichnungen des Verfassers und zwei Karten). Es giebt auf der Insel wohl kaum eine Gesteinsart oder Petrefakt, Pflänzchen oder Getier, das nicht mit Hilfe von Fachmännern gewissenhaft verzeichnet und systematisch beschrieben erscheint, und ebenso ist eine Bevölkerungsstatistik bis in die eingehendsten Details wiedergegeben. Wir erfahren aus diesen, mit einem erstaunlichen Aufwand von Fleiss, Genauigkeit und Gründlichkeit zusammengestellten Aufzeichnungen, dass, da die Insel die zunehmende Bevölkerung nicht mehr zu ernähren vermochte, zahlreiche Familien bereits seit 1854, namentlich aber seit 1860 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika (zumeist nach New-Orleans) auswanderten. Der Charakter der Usticaner ist sanft und mild. Sie sind intelligent und aufgeweckt wie die Sicilianer im allgemeinen und besitzen gute Anlagen für alle Arten von Beschäftigung, namentlich für den Ackerbau und die Schiffahrt. Sie sind sehr arbeitsam und in der Bearbeitung der scheinbar undankbarsten Grundstücke unermüdlich, wozu wohl auch die natürliche Beschränktheit des verwendbaren Bodens beiträgt. Für die Gesundheit des Klimas sprechen wohl am besten die Langlebigkeit der Eingeborenen, sowie der Umstand, dass bei ausgebrochenen Epidemien die Bewohner Palermos wiederholt in Ustica Zuflucht suchten. Der Dialekt der Bewohner ist der sicilianische, jenem auf den Liparischen Inseln gesprochenen ähnlich, was sich aus der Zahl der Liparioten erklärt, die im Jahre 1763 das Eiland zuerst wieder besiedelten, nachdem bei einem Türkenüberfall im Jahre vorher die früheren Einwohner alle getötet oder in Sklaverei geschleppt worden waren. Als Sprachprobe liefert uns der Verfasser zwei Märchen im Originaltext und in deutscher Übersetzung, die insofern nicht uninteressant sind, als dieselben von einer wunderlichen Phantasie Zeugnis geben und sich mit manchen unserer Märchen messen können. Die Usticaner sind auch sehr sangeslustig, namentlich zur Zeit der Ernte. Sie singen auf den Felsabhängen, begleitet von dem gellenden Schrei der Turmfalken und der Möven oder von dem leisen elegischen Gesang eines „einsamen Spatzen“, und eine heitere Brise trägt ihre Töne in fröhlichem Rhythmus davon. Zahlreiche Lieder hat der fürstliche Autor gesammelt und teilt sie in thunlichst wörtlicher Verdeutschung mit. Wir fügen einige Proben hier bei:

Mit Absicht bin ich hierher gekommen,
Ein Lied zu singen an mein Kleinod;
Aufs Haupt verdienst du eine Krone
Und auf die Brust ein glänzendes Kleinod.
Freundliche Frau, freundliche Herrin,
Freundlich bist du wie ein Kleinod.
Nun ich vollendet habe mein Lied,
Gehe ich und grüsse dich, mein Kleinod.

Ich sah einen fliegenden Adler fliegen,
Eine Feder schien es nur zu sein,
Er war voll von Demantsteinen,
Er erleuchtete den ganzen Westen.
Es sind vorübergegangen Fürsten und Kaufherrn,
Niemand ist mir in den Sinn gekommen,
Da zogst du vorüber, Sohn der Herrschenden,
Und du allein kamst mir in den Sinn.

Schöne, euch ähnlich sah ich noch keine,
Keine so hold wie ihr seid,
Ihr seid hold und anmutsvoll,
Mein Herz habt ihr bereits zu eigen;
Früher wusste ich nicht, was lieben heisst,
Doch nunmehr denke ich Tag und Nacht an euch.
Gebet Erfrischung meinen Schmerzen,
Dass man nicht sage, ich sterbe für euch.

Adler, der du aus Silber trägst die Flügel,
Bleib stehen, dass ich dir zwei Worte sage,
Dass ich dir eine Feder aus diesen Flügeln reisse,
Um zu schreiben einen Brief an meine Liebe.
Ganz mit meinem Blute wollte ich ihn schreiben
Und als Siegel setzen dieses Herz;
Nun, da der Brief vollendet ist,
Adler, trage ihn du zu meiner Lieben.

Ustica ist das Land des Tanzes und Gesanges, alle Einwohner tanzen gut und haben wohllautende Stimmen. Von Instrumenten sind die Violine, die Guitarre, die Mandoline und die Mundharmonika im Gebrauch, auch einige Pianos sind vorhanden.

Die Lieblingsbeschäftigungen der Usticaner, Jagd und Fischfang, werden ausführlich geschildert und ebenso ist dem Gemeindewesen, der Schiffahrt, dem Handel und was damit zusammenhängt, ein besonderes Kapitel gewidmet.

Wir vernehmen daraus, dass die Inselbewohner fast alle Grundeigentümer sind, nur die Wohlhabenderen geben ihre Gründe in

Halbpacht oder Pachtzins. Der Boden ist sehr fruchtbar, namentlich für Getreide und Hülsenfrüchte, er eignet sich aber auch für die Kultur der Traube, des Öl-, Mandel- und Feigenbaumes. In Ustica wachsen vorzügliche Trauben und es würde ebenfalls einen trefflichen Wein erzeugen, wenn die Trauben zur rechten Zeit geschnitten und gut verarbeitet würden. In eingehender Beschreibung berichtet der hohe Verfasser über die Weinbereitung und über den Getreidebau. Der durchschnittliche Ertrag des Weizens auf Ustica hat einen Wert von 26 460 Lire.

Die Rinder sind meistens von der schönen sicilianischen Rasse; die Schafe und Ziegen klein und mager, die Schweine sieht man in den Gassen der Ortschaft ganz gemütlich frei herumlaufen. Jeder Gutsbesitzer hat seine Esel zum Reiten; dieselben sind sehr kräftig, dagegen giebt es auf der ganzen Insel nur eine Stute und eine Maultiereselin. Häufig begegnet man Eseln, auf welchen der Mann rittlings d. h. rückwärts, die Frau vorn mit den Füssen zur Linken und mit ausgespanntem Sonnenschirm sitzt. Der Transport von Lebensmitteln u. s. w. auf dem Lande geschieht in grossen Körben oder Säcken, welche, zu beiden Seiten des Holzsattels befestigt, den Eseln aufgeladen werden.

Bei der grossen Anzahl Wandervögel, welche über Sicilien gehen und auf Ustica einen Ruhepunkt finden, ist die Jagd auf dieselben ein besonderes Vergnügen der dortigen Einwohner. Im März kommen die Becassen als die ersten, ihnen folgen verschiedene Drosselarten. Von Anfang April bis Mitte Juni sieht man in Masse die vorüberziehenden Wachteln, Turteltauben und eine ausserordentliche Menge kleinerer Vögel, deren sich einige wenige auf der Insel aufhalten. Von Anfang September bis 15. Oktober erfolgt die Rückkehr der Wachteln und Tauben, im November der Becassen. Fast alle Einwohner haben Jagdgewehre, und zur Wachteljagd kommen fremde Jäger auf die Insel, um Wachteln zu schiessen; ein guter Jäger kann deren hundert in einem Tag erlegen.

Dem Fischfang widmen sich mehr oder minder alle Bewohner. Sämtliche Netz- oder Ricciboote haben auch Angelschnüre. Der Fang mit Reusen beginnt Anfang März und endet Anfang Dezember, später wird nur mit Netzen gefischt. Die gefangenen Fische, welche einen vorzüglichen Wohlgeschmack haben, werden in offenen Bottichen lebend nach Palermo versendet, die toten in Körben aus Pfahlrohr transportiert.

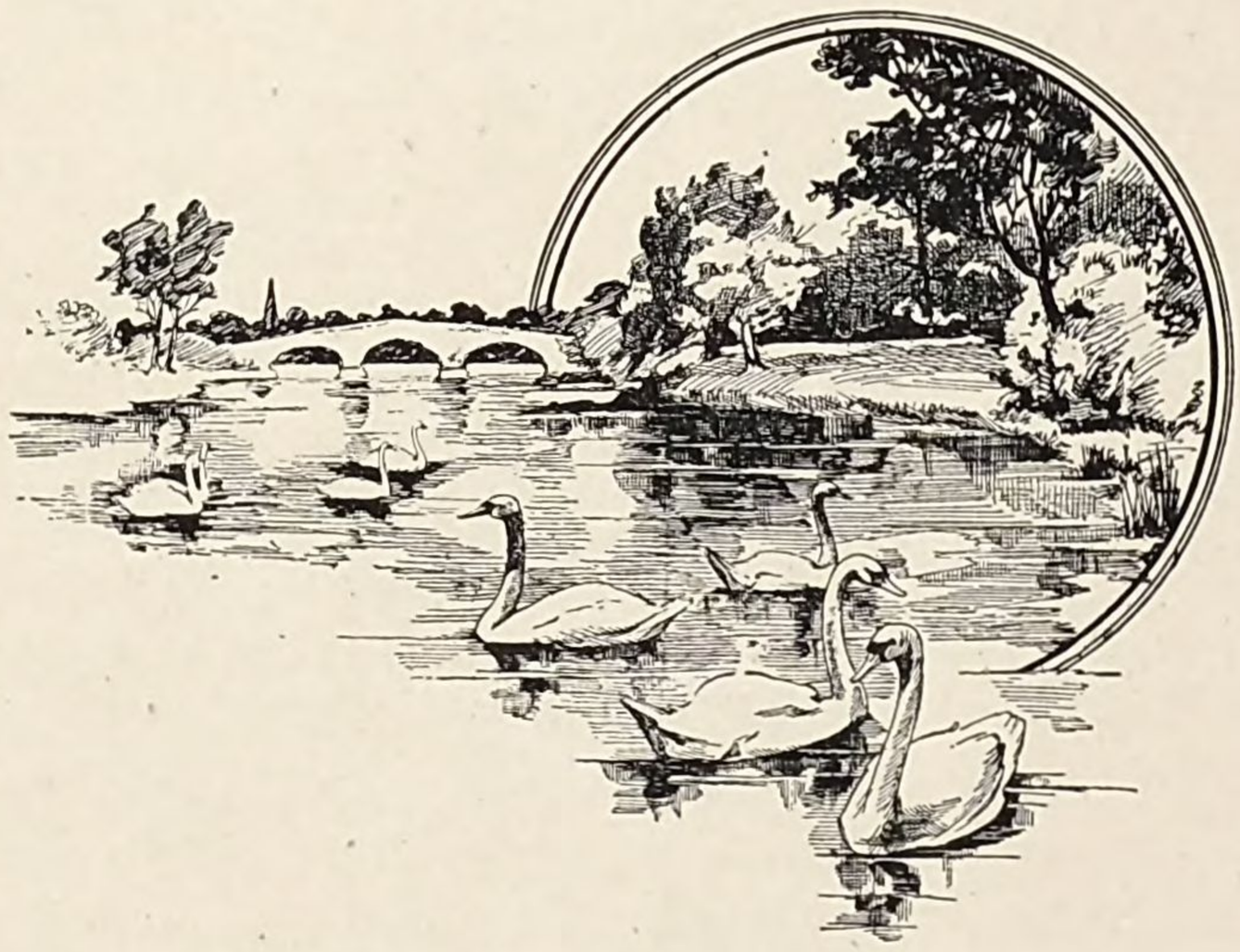
Da Ustica hafenlos ist, hat es keine eigentliche Schiffahrt; die wenigen, dort anlangenden Boote werden auf Holzstücken aufs Land hinaufgezogen und die dorthin kommenden grösseren Schiffe trachten, sobald als möglich ihre Ladung abzugeben und einzunehmen. Der regelmässige Dampfer verkehrt wöchentlich zweimal und seit 1888 ist ein Telegraphenkabel in Thätigkeit. Die kommunalen Verhältnisse, welche der erlauchte Verfasser eingehender schildert, sind günstige, die Gemeinde hat keine Schulden und bestreitet ihre Bedürfnisse aus eignen Einnahmen.

Die Insel, welche zum grossen Teil eben ist, wird von einem kleinen Gebirgszug durchzogen, welcher aus zwei Haupthöhen besteht: der Falcunaria und der so ziemlich im Zentrum gelegenen Guardia grande, zwischen welchen die kleine Ortschaft Ustica liegt. Die Falcunaria, ein Castello mit starkem Bollwerk, bildete den Zufluchtsort der Bewohnerschaft der Insel bei Überfällen türkischer Seeräuber. Von dem Turme der Festung hat man eine wunderschöne Aussicht über die ganze Insel und die leicht hingehauchte Küste Siciliens. Malerisch ist der Anblick der unten liegenden Ortschaft und wildromantisch der Blick auf den Leuchtturm des Uomo muortu mit seinen jähen schwärzlichen Abstürzen. Der auf der Südseite der Insel auf einem hohen Hügel gelegene Turm de Santa Maria, welcher ehemals die Hauptverteidigung des darunter liegenden Ankerplatzes bildete, dient jetzt als Gefängnis. Ein andrer alter Turm steht auf der Südseite der Insel beim Landungsplatz Spalmaturi nunmehr verlassen. Von diesem bis zum zweiten Leuchtturm Faro di Gavazzi befindet sich eine Mulde mit basaltisch aufsteigenden Schichten und schwarzen, vulkanischen Schlacken, die bis zum Meere reicht.

In den Konglomeratschichten des Gesteins an der Küste haben sich grosse Höhlen gebildet, Seehöhlen, in die das Meerwasser hereinspült und in welche man mit kleinen Schiffen hineinfahren kann, sowie Tropfsteinhöhlen von 80—100 Meter Breite, mit prächtigen pyramidalen Tropfsteingebilden, in denen die Bläue des Wassers besonders zur Geltung kommt.

Seitdem die Insel besiedelt ist, waren auf derselben wegen gemeiner Verbrechen Verurteilte interniert, die jedoch, weil sie abgesondert leben, auf die Bevölkerung keinen verderblichen Einfluss üben. Nach den Bewegungen in den Jahren 1821 und 1830 waren es zum grossen Teil politisch Kompromitierte, denen die Insel zum Aufenthalt angewiesen

wurde. Bis ins innerste Familienleben hat der Verfasser hineingeblickt und giebt uns eine anziehende Schilderung davon. Er unternimmt zugleich Wanderungen über die ganze Insel, lässt dabei nichts unbeachtet, was für den Geologen, den Botaniker, den Zoologen oder den wissenschaftlichen Reisenden überhaupt von Interesse sein könnte, und liefert ein vollständiges Verzeichnis der zahlreichen Bücher und Karten, die seit 1560—1896 über die Insel veröffentlicht und von dem fürstlichen Autor teilweise benutzt worden sind.



Schlusswort.

Unsere Aufgabe ist vollendet. Möge das von uns erstrebte Ziel, ein Lebensbild des Erzherzogs Ludwig Salvator aus seinen eignen Werken zu bieten, erreicht sein. Die einzelnen Charakterzüge des illustren Autors nochmals hervorzuheben, scheint uns überflüssig; gewährt er uns doch selbst in jeder seiner Reisebeschreibungen so tiefe, innige Blicke in sein innerstes Gemüts- und Geistesleben, während seine grossen Verdienste um Wissenschaft und Kunst bereits eine höhere Anerkennung gefunden haben, als unsere Feder zu schildern vermag.

„Ein Forscher des Mittelmeeres“, wie der Titel dieser Darstellung ihn bezeichnet, so kennzeichnen ihn alle seine Werke. Fast alle seine Reisen erstrecken sich auf das Gebiet des Mittelmeeres; nur einzelne seiner zahlreichen Werke führen uns in die weitere Ferne, nach Amerika, nach Australien. Auch dahin treibt ihn nicht die einfache Wanderlust eines Touristen, sondern der Drang, seine Kenntnisse zu bereichern und diese seinen Mitmenschen zugänglich zu machen.

Seine eignen Worte bezeugen diesen Zweck. „Es war meine Absicht“, so sagt der Erzherzog in der Vorrede zu „Los Angeles“, „in dieser Skizze des so gesegneten Winkels Kaliforniens die

Möglichkeit, ja die Leichtigkeit des Erwerbes darzuthun und ich würde mich zufrieden schätzen, wenn ich mit diesen Blättern Einigen zur Gründung eines angenehmen, glücklichen Daseins verholfen hätte.“

In der Einleitung zu „Hobarttown“ lautet es: „Vielleicht trägt das Büchlein dazu bei, die Aufmerksamkeit der Auswanderer dahin zu lenken, wo es ihnen gegönnt ist, sich ein friedliches und angenehmes Heim zu schaffen.“

Der Wunsch, die Ausstellung zu besuchen und gleichzeitig Blicke in die australischen Kolonien zu werfen, führt den Erzherzog nach Melbourne, und ohne seinen Willen veranlassen ihn die Umstände zu einer Reise um die Welt.

Nicht Ländergebiete zu entdecken, bisher unbekannte Gebirge zu erklimmen, neue Forschungen anzustellen, die einen Emin Pascha, Livingstone, Stanley u. s. w. ins dunkle Afrika, einen v. Schlagintweit auf den Gipfel des Himalaya, einen Nordenskiöld und Nansen oder war Andree nach den Polargegenden zogen, haben die Reisen des Erzherzogs veranlasst. Ein gewaltiger Zug nach Erkenntnis der Natur und der Gesamtheit ihrer Erscheinungen, eine unauslöschliche Liebe und Sehnsucht zum Meere treibt ihn hinaus. Seine Yacht „Nixe“ ist seine eigentliche Heimat — „eine kleine selbständige Welt“ — „ein Landhaus inmitten ewiger Jugend, denn nur das Meer bleibt auf unserm Erdball ewig jung“ — „das eigentliche Haus, in welchem ich so lange geweilt hatte, das einzige Haus, in welchem ich mich wirklich heimisch fühlte.“

Er sehnt sich nach der erfrischenden, kräftigenden Ruhe, die ihm die See bietet, nur auf dem Wasser oder wenigstens mit der Aussicht auf das Meer fühlt er sich glücklich. Daher auch seine von ihm bevorzugten Schlösser: Miramar auf Mallorca, Zindis bei Triest, wo er fast als Einsiedler, nur im Kreise seiner nächsten Untergebenen, seinen gründlichen Studien obliegt.

Doch auch hier hält es ihn nicht lange am Lande: „Die Ruhe der Natur wirkt auf mich belebend und stärkend, wie gerne möchte ich aus diesem Becher des stillen kontemplativen Meeresgenusses in vollen Zügen schlürfen! Aber der Dämon des Wandertriebes gönnt mir keine Rast! Hinaus führt er, hinaus in die Ferne, die mich mächtig anlockt.

Wie viele Freunde, die mich erwarten! Welch süsses Wiedersehen nach Monaten — nach Jahren!“

Es sind aber nicht die gewöhnlichen Touristenwege, die der Erzherzog bei seinen Reisen einschlägt. Eine Vergnügungsfahrt auf dem Mittelmeere, wie sie in neuerer Zeit die verschiedenen Dampfergesellschaften mit ihren eleganten Salondampfern unternehmen, oder Gesellschaftsreisen, wie sie ein Cook oder Stangen veranstaltet, würden den Erzherzog nicht befriedigen. Eine Reise um die Welt in 80 Tagen, wie sie vielen heutigen Reiselustigen als Ideal vorschwebt, das zu erreichen sie sehnsüchtig anstreben, reizt den Erzherzog nicht. Er will nicht bloss viele Länder, ihre Bevölkerung und ihr Kulturleben kennen lernen, er will auch ihre Naturschönheiten in sich aufnehmen.

Seine Wanderungen führen ihn abseits der befahrenen Wege: nach den Balearen, den Liparen, Columbretes, Ustica u. s. w., nach dem durch Naturschönheiten und Erinnerungen so reichem Golfe von Korinth, nach dem Golfe von Buccari.

Es sind dies teils Länder, teils Inseln, welche fern vom Weltverkehr, einst eine weltgeschichtliche Bedeutung gehabt haben, aber im Laufe der Zeiten ins Reich der Vergessenheit sanken und jeden Anspruch eingebüsst zu haben schienen, als ob es auf ihnen gar nichts Unbekanntes, nichts Sehenswertes mehr gäbe!

Die Reisebeschreibungen des Erzherzogs, seine künstlerischen Leistungen wecken diese Gegenden aus dem Dornröschenschlafe auf, in den sie gleichsam versunken sind.

Wiederholt spricht der Erzherzog den Wunsch aus, durch seine Schriften die Gegenden mit ihren so mannigfaltigen Schönheiten bekannter zu machen, sie dem Auge der Naturfreunde, der Künstler zu erschliessen.

Die Erfüllung dieses Wunsches zu fördern und die Aufmerksamkeit des grösseren Publikums auf die Werke des Erzherzogs zu lenken, ist vor allem ein Zweck unseres Buches. Leider sind viele dieser Werke aus dem in den einleitenden Worten bereits erwähnten Grunde bisher ziemlich unbekannt geblieben.

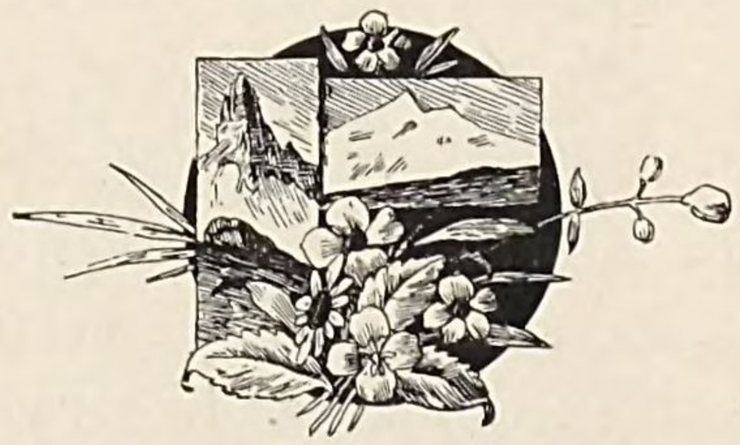
Nur ein verhältnismässig kleiner Teil ist im Buchhandel erschienen, während viele seiner Schriften nur in beschränkter Anzahl hergestellt,

ausschliesslich dem durch die fürstliche Munificenz erkorenen Leserkreise zugänglich waren und vielfach auch gänzlich vergriffen sind.

Sicher werden diese lichtvollen, lebenswarmen Schilderungen allgemeines Interesse, spannende Teilnahme erwecken, denn der Erzherzog kann nicht bloss, er weiss auch zu erzählen!

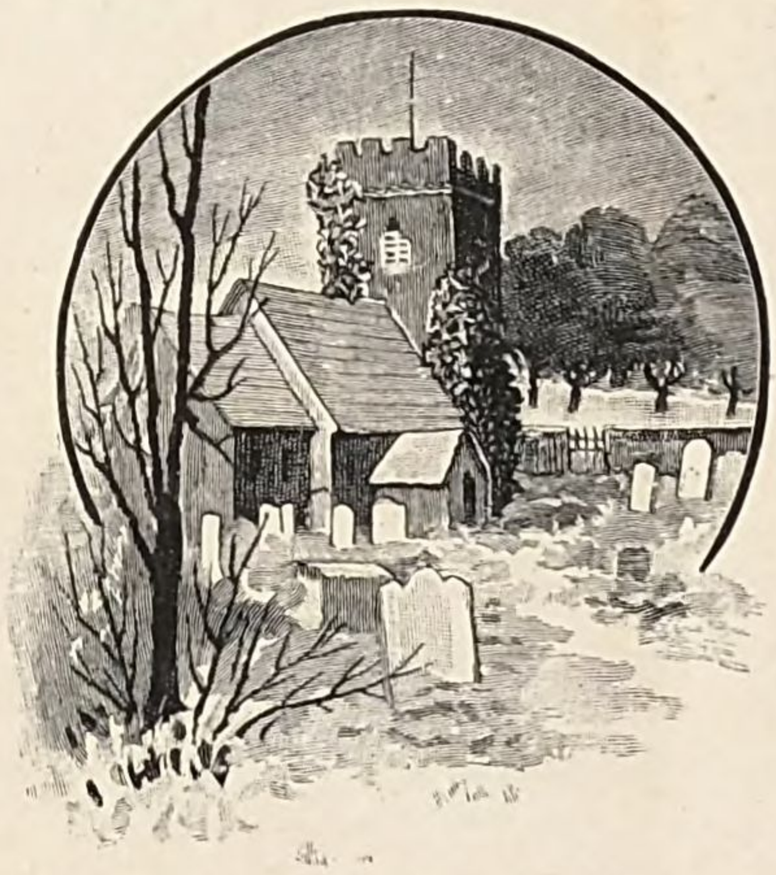
Sind einmal diese herrlichen Gegenden erst dem geistigen Auge erschlossen, wird die Sehnsucht, sie zu schauen, reger werden, so dürfte auch diese oder jene Dampfergesellschaft einen bequemeren Besuch derselben ermöglichen.

Abgesehen von jenen Glücklichen, welche in der beneidenswerten Lage sind, auf ihren Yachten der Führung des Erzherzogs folgen zu können, werden dann wohl auch unzählige, die, durch Wanderlust getrieben, jetzt allwinterlich die bekannten oder auch berüchtigten südeuropäischen Mode-Luftkurorte besuchen, sich veranlasst finden, der durch den Autor gebotenen Anregung zu folgen! Sie werden dann die verhältnismässig nahen, leicht zu erreichenden Orte aufsuchen, ihre Schönheiten geniessen und zugleich den Rat des Meisters befolgen: „dass diese Blätter manchen seiner Bekannten anspornen möchten, den einen oder andern Winter zu einem ähnlichen Ausfluge zu verwenden, was für sie gesünder, lehrreicher und angenehmer sein dürfte, als das stille Hocken an einem unserer Winter-Séjours.“



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Porträt Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Ludwig Salvator	4
Einleitende Worte	7
Biographisches mit Illustration „Wappen des Erzherzogs Ludwig Salvator“	11
Verzeichnis der Werke Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Ludwig Salvator	21
Die Serben an der Adria	23
Der Golf von Buccari-Porto Rè	26
Levkosia	34
Einige Worte über die Kaymenen	39
Eine Spazierfahrt im Golfe von Korinth	42
Los Angeles in Südkalifornien	51
Die Karawanenstrasse von Ägypten nach Syrien	55
Bizerta und seine Zukunft	60
Hobarttown oder eine Sommerfrische in den Antipoden	63
Lose Blätter aus Abbazia	70
Paxos und Antipaxos	78
Helgoland	85
Eine Yachtreise an den Küsten von Tripolitanien und Tunesien	88
Die Liparischen Inseln	98
Schiffbruch oder Ein Sommernachtstraum. Mit 2 Illustrationen der Yachten „Nixe“	116
Spanien in Wort und Bild	129
Um die Welt, ohne zu wollen	130
Columbretes	139
Rondayes de Mallorca. — Märchen aus Mallorca	146
Benzert	160
Cannosa	165
Die Balearen in Wort und Bild	169
Alboran	198
Ustica	201
Schlusswort	207



Übersichtskarte

der von

ERZHERZOG LUDWIG SALVATOR

bereisten und geschilderten Gegenden.

Maßstab 1 : 18.000.000.

0 200 400 600 800 1000

Kilometer.

Woerls Reisebücher-Verlag in Leipzig

Lith. Anst. v. Hermann Keil, Gotha.

BIBLIOTHÈQUE
ROYALE
ALBERTINA

LEIPZIG
WOERLS REISEBÜCHER-VERLAG.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Woerl, Leo,

Erzherzog Ludwig Salvator aus dem Österreichischen Kaiserhause als Forscher des Mittelmeeres

Leipzig 1899
4 Biogr. 144 xc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb12021475-7